Lessing

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Lessings Werke

VII

LG
L6395

Lessings Werke

Herausgegeben von

Georg Witkowski

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Siebenter Band

20-4568
13. 5. 21

Bibliographisches Institut · Leipzig

PT
2396
A1
1911
v.7

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Printed in Germany

Theologiſche Schriften. II.

Einleitung des Herausgebers.

Friedrich Schlegel ſagt in ſeinem bedeutenden Eſſay „Über Leſſing“: „In der Theologie wie auf der Bühne und in der Kritik hat er nicht bloß Epoche gemacht, ſondern eine allgemeine und dauernde Revolution allein hervorgebracht oder doch vorzüglich veranlaßt.“ Und weiter: „Seine Polemik inſonderheit iſt ſo völlig vergeſſen, daß es vielleicht für viele, welche Verehrer Leſſings zu ſein glauben, ein Paradoxon ſein würde, wenn man behauptete, der Anti-Goeze verdiene nicht etwa bloß in Rückſicht auf zermalmende Kraft der Beredſamkeit, überraſchende Gewandtheit und glänzenden Ausdruck, ſondern an Genialität, Philoſophie, ſelbſt an poetiſchem Geiſte und ſittlicher Erhabenheit einzelner Stellen unter allen ſeinen Schriften den erſten Rang. Denn nie hat er ſo aus dem tiefſten Selbſt geſchrieben als in dieſen Exploſionen, die ihm die Hitze des Kampfes entriß, und in denen der Adel ſeines Gemüts im reinſten Glanz ſo unzweideutig hervorſtrahlt.“

Dieſe Meinung des größten kritiſchen Genies der auf Leſſing folgenden Generation mußte der eigenen Zeit Schlegels als paradox gelten, weil ſie in Leſſing nur den Kunſtſinn bewunderte, alſo gerade diejenige Begabung, die uns als die mindere in dem weiten Umkreis ſeines Vermögens erſcheint. Erſt ſpäter drang die Erkenntnis Schlegels durch, daß der theologiſche Streit der letzten Lebensjahre die größte Leiſtung Leſſings bedeutet, nicht ſowohl wegen des errungenen Sieges, als weil ſich Charakter, unvergleichliche Geiſtesſchärfe und Meiſterſchaft der Sprache nirgend ſo glänzend bewährt haben. Es kommt hinzu, daß die Grundfragen der hiſtoriſchen Gewähr des Chriſtentums, zumal für unſere Zeit, an Bedeutung alle anderen von Leſſing erörterten Probleme weit überragen.

Um die letzte Entscheidung über diese Probleme herbeizuführen, bediente er sich eines gut gewählten, aber gewagten Mittels. Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), Professor am akademischen Gymnasium in Hamburg, hatte sich bei seinen Lebzeiten durch oft gedruckte „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" zu jenem Glauben der englischen Deisten bekannt, der nur das eine Wunder der Schöpfung zugab und die Offenbarung Gottes durch die weise Einrichtung der Welt genügend erfüllt sah. Einen Zweifel an den Grundwahrheiten des Christentums hatte Reimarus öffentlich nie ausgesprochen. Aber mindestens seit dem Jahre 1743 war im geheimen sein Lebenswerk gereift, das die historische Gewähr der wichtigsten Glaubenstatsachen mit scharfer Logik prüfte. Immer wieder umgearbeitet, erhielt es kurz vor dem Tode des Verfassers den Titel „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes". Der Name besagt, daß Reimarus nicht ein Schwert gegen die Orthodoxen, sondern einen Schild für die Freigesinnten schmieden wollte, und dasselbe bezeugt der ausgesprochene letzte Wille des Verfassers, demgemäß das Werk von den Seinigen als ein geheimer Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit auf den Fall der Not bewahrt werden sollte.

Der Weg, den Reimarus in seinem Werke durchlaufen hatte, war von den englischen Freidenkern vorgezeichnet. Schon sie hatten den göttlichen Ursprung der kanonischen Schriften der Bibel bestritten; der radikalste unter ihnen, William Whiston (1667—1752), hatte Voltaire die scharfen Waffen geliefert, mit denen dieser alle positive Religion als Priesterbetrug auszurotten suchte. Denn Religion wurde damals von den Theologen und Laien durchweg auf Geschichte gegründet. Mit der Glaubwürdigkeit der Schrift mußte, so meinte man, auch der Glaube stehen und fallen. Als 1765 Leibnizens „Nouveaux Essais" dem religiösen Empfinden die Unabhängigkeit von allen äußeren Zeugnissen zusprachen, vermochten nur wenige, unter ihnen Lessing, diesem ganz anders gearteten Denken zu folgen[1]. Reimarus war dazu nicht befähigt; ihm sind die alten Methoden theologisch-historischer Beweisführung ausschließlich maßgebend. Im Besitz des gesamten vorhandenen Tatsachenmaterials und nach genauem Studium der

[1] Vgl. „Lessings Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 50*.

Vorgänger meint er mit wohlgeschulter Logik unwiderleglich Trug und Wahrheit in der biblischen Überlieferung sondern zu können. Was seiner Vernunft unmöglich dünkt, das ist für ihn unmöglich, also Irrtum oder, wie er lieber annimmt, Betrug der Patriarchen, der Jünger, der Kirchenväter, der Mönche und Priester. Die Geschichten des Alten Testaments sind ein Wust von Unsinn und Laster, Betrug und Fanatismus, Moses der anmaßende Stifter einer sogenannten Theokratie, die Juden nach ihren eigenen Urkunden am wenigsten wert, daß Gott um ihrethalben Wunder täte.

Wie das Alte Testament gilt dem Reimarus auch das Neue als späte Zusammenstellung widerspruchsvoller menschlicher Berichte und Sagen. Der Kern der natürlichen Religion, die Jesus predigte, wird darin verhüllt durch das eigene Streben, sich als den verheißenen Messias hinzustellen, den weltlichen König von Jerusalem, der die Juden von aller Unterdrückung ihrer Feinde erlösen und ein großes herrliches Reich unter ihnen aufrichten würde. Als dieses Unternehmen mißlang und sich durch die Kreuzigung als eitel erwies, da suchten die Jünger durch das Märchen von dem leidenden und auferstandenen Messias zu retten, was zu retten war. „Es ist augenscheinlich, daß die Apostel bloß aus Not wegen fehlgeschlagener Hoffnung von einem falschen System auf ein anderes, gleich falsches gefallen waren und ihre vorigen fleischlichen Absichten unter einer andern schmiegenden Gestalt so gut möglich auszuführen gedachten." Alle für den Glauben entscheidenden Tatsachen der Heilsgeschichte werden von Reimarus widerlegt, und es bleibt nichts übrig als die politisch gerechtfertigte Hinrichtung eines von Natur edlen, aber im Grunde unklugen und gefährlichen Agitators.

Reimarus hinterließ, als er am 1. März 1768 starb, als Erben seiner Gesinnung zwei Kinder, den vorsichtigen Arzt Johann Albert Hinrich und die kühne, geistesstarke Elise[1]. Bei ihnen lernte Lessing in Hamburg die Handschrift kennen und durfte sie in einer der älteren Fassungen nach Wolfenbüttel mitnehmen. Das Recht der Herausgabe erlangte er nur für Bruchstücke. Das erste, „Von Duldung der Deisten", fügte er 1774 im dritten der „Wolfenbütteler Beiträge" seinem eigenen Aufsatz über Adam Neuser an, der Rettung eines verfolgten, schließlich

[1] Vgl. „Lessings Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 39*, Z. 8ff., und S. 51*, Z. 14ff.

zum Islam übergetretenen evangelischen Theologen des 16. Jahrhunderts. Zusätze, wie auch die folgenden fünf Fragmente sie brachten, sprechen Lessings eigene Meinung zustimmend, einschränkend und ablehnend aus und lenken, gleich der Einleitung, den Verdacht der Autorschaft auf den nüchternen Wolffianer Johann Lorenz Schmidt. Er hatte als junger Mann 1735 die fünf Bücher Mosis in seiner „Wertheimer Bibel" freigeistig erläutert und in Wolfenbüttel die letzte Zuflucht gefunden. Lessings Erfindung, der diese Umstände eine gewisse äußere Wahrscheinlichkeit gaben, sollte die Kinder des Reimarus vor möglicher Gefahr schützen, wenn später andere, kühnere Fragmente dem harmlosen ersten folgten.

Dies geschah erst 1777 im vierten der „Wolfenbütteler Beiträge" unter dem Titel „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend". Das erste dieser fünf Fragmente, „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln", ging den orthodoxen Feinden alles eigenen Denkens zu Leibe, das zweite, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten", bestritt dem Christentum seine universal menschliche Bedeutung, das dritte, „Durchgang der Israeliten durchs Rote Meer", gab eine Probe der Wunderkritik des Alten Testaments, das vierte, „Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben wurden, eine Religion zu offenbaren", erhob Widerspruch gegen die allgemein behauptete vorausweisende Bedeutung der Bücher des Alten Bundes auf den Neuen. Am Schlusse stand das fünfte und stärkste: „Über die Auferstehungsgeschichte"[1]. Lessings Zusätze erweitern sich, den ausschließlich theologischen vierten Wolfenbütteler Beitrag beschließend, zu einem kühnen Glaubensbekenntnis.

Unabhängig von allen theologischen Parteien verteidigt Lessing die „Religion Christi", den ethischen Kern in Beispiel und Lehre des Erlösers, als unentbehrlichen Besitz und wirft fort, um diesen nicht zu verlieren, was an wunderbaren äußeren Bestätigungen nicht der Kritik des Ungenannten standhalten kann. Ganz anders als zu diesen Einzelwundern stellt er sich zu dem Urwunder der Offenbarung, dessen historisch notwendigen Sinn „Die Erziehung des Menschengeschlechts"[2] deutete. Die Widersprüche der Evangelisten unter-

[1] S. 19 dieses Bandes. — [2] S. 419 dieses Bandes.

einander erklärt er aus der Entſtehung und Überlieferung der Evangelien. Er gibt zu, daß in zehn Hauptpunkten die Widerſprüche der Evangeliſten nicht auszugleichen ſeien; aber er leugnet, daß dadurch ihre Glaubwürdigkeit ſchwinde; denn dieſe ſei durch die weltbeſiegende Macht des Chriſtentums hiſtoriſch bewieſen.

Sogleich nach dem Erſcheinen des vierten Beitrags im Januar 1777 rüſteten ſich die Vertreter aller theologiſchen Parteien zur Gegenwehr. Als erſter betrat den Kampfplatz Johann Daniel Schumann, Direktor des Lyzeums in Hannover. Er bleibt dabei, daß Chriſtentum und Evangelien identiſch ſeien, daß im Neuen Teſtament erfüllt ſei, was das Alte vorausſage, daß die Wunder die Offenbarung beweiſen. Achtungsvoll, wie dieſer ehrliche, aber ungenügend begabte Verteidiger dem „in ſeinen Verdienſten glänzenden, allgemein verehrten Herausgeber“ der „Fragmente“ entgegengetreten war, antwortete Leſſing mit den beiden Schriften: „Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft“[1] und „Das Teſtament Johannis“[2]. Die erſte leugnet die Beweiskraft hiſtoriſcher Wahrheiten als Beglaubigungen von Vernunftwahrheiten und läßt für das Chriſtentum nur den im Gefühl beruhenden Glauben an ſeine innere Wahrheit als einzig durchſchlagenden Beweis gelten. Leſſing weiß, daß die Orthodoxen ſich damit nicht zufrieden geben können. Doch er will, bevor er gezwungen gegen ſie das Schwert zieht, noch einmal zum Frieden mahnen, und als Vorklang der großen Friedensbotſchaft des „Nathan“ ertönt das Johanneswort: „Kindlein, liebet einander!“ Schumann erhob noch einmal in einer kleinen Antwort von zwei Bogen ſeine Stimme; Leſſing fand ſie unter aller Erwartung ſchlecht und ließ die begonnene Erwiderung unvollendet.

In Wolfenbüttel ſaß als Leſſings „Herr Nachbar“ der ſtrenggläubige Superintendent Johann Heinrich Reß. Ihm und ſeinen Geſinnungsgenoſſen mußte das Fragment „Über die Auferſtehungsgeſchichte“ der ärgſte Stein des Anſtoßes ſein. Um die Evangeliſten vor den angeblichen Verleumdungen Leſſings zu ſchützen, „beweiſt“ in der von Reß als Dialog eingekleideten Erwiderung ein bibelfeſter Unterredner B einem zweifelnden A, daß die Berichte über die Vorgänge nach der Kreuzigung Chriſti alle von Gott inſpirierte und deshalb fehlerloſe Dokumente ſeien.

---

[1] S. 79 dieſes Bandes. — [2] S. 90 dieſes Bandes.

In den ſchwerſten Tagen ſeines Lebens, während Leſſing ſein eben geborener Sohn wieder genommen wurde und ſein Weib mit dem Tode rang, ſchrieb er gegen Reß „Eine Duplik“[1]. Seit den mörderiſchen Briefen gegen Klotz erklingen zum erſtenmal wieder jene Töne überlegenen Hohnes, wandelt ſich wieder die kühle Erörterung in das heiße geſprochene Wort, erblüht wieder die Fülle prachtvoll durchgeführter ſchlagender Vergleiche, die nur der Zorn aus Leſſings Geiſt hervorzulocken vermag. Auch wer den Gegenſtand dieſer Kampfſchrift nicht achtet oder ſogar die Mißhandlung des ſchwächlichen Gegners nicht billigt, wird doch die „Duplik“ mit bewundernder Liebe zu ihrem Verfaſſer genießen. Denn aus der Hülle nebenſächlicher Abſichten, aus dem leichten geiſtvollen Spielen ſeines Witzes ſtrahlt ſieghaft der große Lebensernſt des Wahrheitforſchers in jenem goldenen Worte[2], das die „Duplik“ zu einer Bekenntnisſchrift höchſter Art ſtempelt.

Noch andere Superintendenten und Paſtoren haben die hiſtoriſche Wahrheit der Auferſtehungsgeſchichte, die ſämtlichen in den „Fragmenten“ bekriegten Glaubenspoſtulate der Orthodoxie mit lahmen, witzelnden und ſchmähenden Schriften zu retten geſucht.

Leſſing hat es aufgeben müſſen, ihnen allen zu erwidern, und ſich ſtatt deſſen nur einen, den mächtigſten von allen, zum Gegner erleſen: den Hamburger Hauptpaſtor Johann Melchior Goeze (1717—86), den ſtreitbarſten Kämpen des alten ſtarren Luthertums. Er donnerte ſeit 1755 von der Kanzel der Katharinenkirche in Hamburg, gleich den Propheten des Alten Bundes, gegen Sünder und Unchriſten mit einem aus ehrlichſter Überzeugung fließenden unbändigen Haß, den doch wohl ebenſo ſtark der Wunſch, die Verirrten zu dem Heil zurückzuführen, befruchtete wie der hochmütige Glaube, im Beſitz der einzigen möglichen Wahrheit zu ſein. Goeze wollte nicht dulden, daß der mildere Hamburger Amtsgenoſſe Alberti das Bußgebet „Schütte deinen Grimm auf die Heiden“ unterdrückte; denn nach ſeiner Meinung war Gottes Grimm das ſicherſte Mittel, den Verſtockten ſeine Größe zum Bewußtſein zu bringen und ſie zu ihm zu bekehren. Er war ein Mann von unangreifbarer Reinheit der Lebensführung und hatte ſich als hingebender und erfolgreicher Sammler wertvollen Stoffes zur Kir-

[1] S. 99 dieſes Bandes. — [2] S. 102 dieſes Bandes, Z. 22 ff.

Etwas Vorläufiges

gegen

des Herrn Hofraths Leßings

mittelbare und unmittelbare

feindselige Angriffe

auf

unsre allerheiligste Religion,

und

auf den einigen Lehrgrund derselben,

die heilige Schrift,

von

Johan Melchior Goeze,

Hauptpastor an der St. Catharinen-Kirche

in Hamburg.

Hamburg.

Gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmsen.

1778.

chengeſchichte in ſeinem „Verſuch einer Hiſtorie der niederſächſiſchen Bibeln“ (1775) bewährt.

Leſſing fand an dieſer tüchtigen und mutigen Natur Gefallen. Mochte das Bekenntnis beider verſchieden ſein: als Bekenner mußte einer den anderen um ſo höher einſchätzen, je mehr die Welt von Halben und Feiglingen voll war. Als 1769 der junge Hamburger Paſtor Schloſſer ſeine Luſtſpiele aufführen ließ und Goeze deswegen gegen ihn donnerte, überſchüttete er „Minna von Barnhelm“ mit Lob. Damals verkehrte Leſſing freundſchaftlich im Hauſe des Hauptpaſtors.

Dann hatte es freilich Goeze mit vollem Recht übelgenommen, als der Wolfenbütteler Bibliothekar eine erbetene wiſſenſchaftliche Auskunft verſäumte. Aber wenn nun, nach dem Erſcheinen der „Fragmente“, Goeze in tiefſter Entrüſtung gegen Leſſing loszog, tut man ihm ſicher mit der Meinung, er wollte damit perſönliche Kränkung rächen, unrecht. Und ebenſowenig darf man die nach heutigem Begriff unerlaubten Kampfmittel Goezes als Beweiſe eines niedrigen Charakters einſchätzen. In der wiſſenſchaftlichen, zumal der theologiſchen Polemik jener Zeit galten perſönliche Angriffe nicht als unkommentmäßige Hiebe; Leſſings eigene Streitſchriften bezeugen das zur Genüge. Vom Standpunkt Goezes mußte ein ſo gefährlicher Feind der chriſtlichen Religion ſchonungslos vernichtet werden, gleichgültig, durch welche Mittel.

So hat denn Goeze vom Dezember 1777 an in dem Hamburger Theologenblatt, der ſogenannten „ſchwarzen Zeitung“, und in dem Altonaer „Reichspoſtreuter“ einen Aufſatz nach dem anderen gegen Leſſing geſchleudert, eine Anzahl davon in einem beſonderen Schriftchen geſammelt[1] und mit einer Folge von drei Pamphleten, betitelt „Leßings Schwächen“, in immer ſteigender Wut das Stärkſte an niedrigen Verdächtigungen gewagt.

Aber in dieſem Wuſt von häßlicher und plumper Gemeinheit birgt ſich eine berechtigte Abſicht. Der Gegner Leſſing ſoll dadurch gereizt werden, damit er die Frage beantworte, auf die alles ankommt: welche Religion er unter der chriſtlichen Religion verſtehe. Leſſing hat die Antwort nicht ausdrücklich gegeben, aber ſie leuchtet aus allem, was er in dieſen letzten Jahren ſchrieb, hervor, am ſtärkſten aus dem

[1] Vgl. das Faksimile des Titels auf der vorigen Seite.

„Nathan“ und aus der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“. Ihm ſind alle poſitiven Religionen gleich wahr als Symbole ewiger, hinter ihnen ſtehender Wahrheiten und gleich verdächtig, weil die Einkleidungen dieſer Wahrheiten von Menſchen herſtammen.

Der Leſer bedarf keiner Anleitung, um die unvergleichliche Kraft, den Glanz der Form und die ſieghafte Gewalt der Gedanken in Leſſings „Parabel“[1], „Axiomata“[2], den elf „Anti-Goezes“[3] zu ſchmecken. Sie haben ihresgleichen nicht in der deutſchen, kaum in einer andern Literatur. Mit Recht hält Erich Schmidt nur ein einziges Erzeugnis verwandter Art ihnen zur Seite: Pascals „Provinciales“, die berühmten, 1656—57 erſchienenen Briefe gegen die Jeſuiten. Aber für Leſſings Kenntnis dieſer großen theologiſchen Streitſchrift fehlt der Beweis.

Den Sieg über Goeze bezeugt mehr noch als der jubelnde Beifall der beſten Zeitgenoſſen das ſchändliche Verfahren der geſchlagenen Gegner. Nach dem Erſcheinen des 11. Anti-Goeze ſetzten ſie es durch, daß der Herzog von Braunſchweig ſeinem Bibliothekar die gewährte Zenſurfreiheit entzog und ihm jede weitere Publikation von Fragmenten des Ungenannten und anderen ähnlichen Schriften verbot. Kurz zuvor war noch das letzte, umfangreichſte dieſer Fragmente, „Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger“, als ſelbſtändiges Buch erſchienen.

Dieſes Fragment, nach Leſſings eigenen Worten das dreiſteſte und ſtärkſte, gab er ohne alle erläuternden oder einſchränkenden Zuſätze heraus. Nur die wichtige Vorrede[4] ſtammte von ihm her. Zum erſtenmal ſchien Leſſing unbedingt Reimarus beizuſtimmen und gerade in dem für alle poſitiv gläubigen Chriſten anſtößigſten Satze, die Auferſtehung ſei eine Erfindung der Jünger Chriſti.

Das Buch wurde konfiſziert, und Leſſing ſollte fernerhin ſchweigen, während ſeinen Gegnern die Kanzeln und die Preſſen unbeſchränkt für jeden Angriff bereitſtanden. Er knirſcht vor Wut („Unterbrechung im theologiſchen Kampf“[5]). Die braunſchweigiſche Regierung nimmt ihm nicht nur die Zenſurfreiheit; in einer neuen Verordnung vom 3. Auguſt 1778 wird ihm auch verboten, ohne Erlaubnis des

[1] Vgl. S. 179 dieſes Bandes. — [2] Vgl. S. 191 dieſes Bandes. — [3] Vgl. S. 227 dieſes Bandes. — [4] Vgl. S. 303 dieſes Bandes. — [5] Vgl. S. 301 dieſes Bandes.

Miniſteriums auswärts etwas drucken zu laſſen. Schon iſt aber in Berlin und Hamburg auf die obenerwähnte Hauptfrage Goezes die „Nötige Antwort“[1] gedruckt worden. Mit ihrem Nachtrag, der „erſten Folge“[2], ſtellt ſie Leſſings letzte öffentliche Äußerung im Fragmentenſtreit dar.

Auch Goeze verſtummte ſchnell, und was im Laufe der beiden Jahre 1779 und 1780 noch im breiten Schwalle an Büchern, Heften und Zeitſchriftenaufſätzen folgte, um mit wohlwollender oder ſchelten-der Widerlegung die chriſtliche Religion vor des Fragmentiſten und Leſſings Angriffen zu ſchützen, das vermochte die beiden Haupt-ſtreiter nicht mehr auf den Kampfplatz zu locken.

Als die Gegner einſahen, daß ihr blinder Haß und Unverſtand dazu nicht imſtande war, als Leſſing im „Nathan“[3] von neuem ſeine dogmenfreie Gefühlsreligion verkündet hatte, da griffen einzelne von der Leidenſchaft Verblendete zu dem ſchlimmſten Kampfmittel. Schon Goeze hatte den Herausgeber der „Fragmente“ beſchuldigt, er habe die Handſchrift des „Berengarius“ auch deshalb nicht drucken laſſen, weil ſie nicht ſoviel einbringen könnte „als der Abgang der Fragmente“. Daraus wurde, wie das ſo geht, die dumme Verleumdung, die Juden-ſchaft in Amſterdam habe ſich für die Herausgabe der „Fragmente“ durch ein Geſchenk von tauſend Dukaten dankbar erwieſen. Wer die „Fragmente“ kannte, mußte freilich wiſſen, daß dem Alten Teſtament und ſeinen Bekennern hier noch ärger mitgeſpielt wurde als dem Neuen. Aber das „Wiener Diarium“, die offizielle Zeitung der öſterreichiſchen Regierung, brachte die Schauermär, und im Vertrauen auf die Un-kenntnis der Leſer verbreiteten die Helfer Goezes das Geſchichtchen weiter. Leſſing ſah ein, daß es nicht, wie er zuerſt wollte, mit einem Spaße abzutun ſei. Unter dem Namen ſeines in Wien weilenden Stiefſohnes veröffentlichte er die „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten oder Judas Iſcharioth dem Zweiten“[4] (vorher hatte der erſte Verbreiter ſchon eine ſchlimm verleumderiſche, ſogenannte „Berichtigung“ der Geſchichte nachfolgen laſſen). Mit dieſer tiefernſten Erklärung ſtellte Leſſing in einer auf das katholiſche Wien klug berechneten, aber im Grunde richtigen Be-leuchtung dar, worauf es ihm bei ſeinem Streite mit Goeze ankam.

[1] Vgl. S. 326 dieſes Bandes. — [2] Vgl. S. 332 dieſes Bandes. — [3] Vgl. Band 2 dieſer Ausgabe, S. 237. — [4] Vgl. S. 347 dieſes Bandes.

Am Schluſſe deutete er darauf hin, daß jetzt ein anderer Mann an Stelle Goezes das Wort genommen habe, und meinte damit das Werk von Walch, „Kritiſche Unterſuchung vom Gebrauch der Heiligen Schrift unter den alten Chriſten“ (Leipzig 1779).

Die wiſſenſchaftliche Theologie trat damit auf den Kampfplatz. Im gleichen Jahre ließ auch ihr Führer, Johann Samuel Semler, eine Antwort auf die Fragmente des Ungenannten erſcheinen, und der jugendliche Johann Chriſtoph Döderlein gab das zweite, dritte und fünfte Fragment mit eigenen Antifragmenten in Nürnberg 1778—79, Leſſing in den Hauptſachen beiſtimmend, heraus. Ihm brauchte Leſſing nicht zu erwidern. Aber dem Schwall der anderen Theologen wollte er mit „Briefen an verſchiedene Gottesgelehrte“ entgegnen. Während dieſe im Bereich des Planens verblieben, ſind eine Reihe von Anſätzen zu kleineren Schriften aus Leſſings Nachlaß aufgetaucht. Die erſte, „Über die von der Kirche angenommene Meinung, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde“[1], iſt von Leſſing ſelbſt auf den 18. Juli 1778 datiert, alſo wenige Tage nach dem Verbot der Fortſetzung des Kampfes entſtanden. Das zweite, bedeutſamere Stück, „G. E. Leſſings Bibliolatrie“[2], ſetzt dazu an, die eigene Verehrung der Heiligen Schrift hiſtoriſch und nach den Geſetzen logiſchen Denkens zu rechtfertigen. Den Anſtoß gibt Walchs obengenannte Schrift. Leſſing wird dadurch veranlaßt, ſeine Unterſuchungen über die Entſtehung des neuteſtamentlichen Kanons von neuem aufzunehmen. In weiteren, von ihm nicht veröffentlichten, an Walch gerichteten Denkſchreiben muſtert er die Reihe der Zeugen für die Heilige Schrift als die einzige Glaubensquelle. Dann ſcheidet er von neuem „Die Religion Chriſti“[3] in acht knappen Paragraphen von der den Heiland vergottenden chriſtlichen Religion.

Auf dieſen wichtigſten Punkt zielt im Grunde der ganze Streit um die Fragmente. Der letzte große Kampf Leſſings läutet ſomit jene neue Erkenntnis ein, die im 19. und 20. Jahrhundert Gemeingut der proteſtantiſchen Theologie, neue Grundlage für Forſchung und Lehre werden ſollte: „Jeſus iſt der Chriſtus“. Nicht durch ſeine Wundertaten, nicht durch das letzte und größte Wunder der Auferſtehung brauchte

[1] Vgl. S. 308 dieſes Bandes. — [2] Vgl. S. 340 dieſes Bandes. — [3] Vgl. S. 353 dieſes Bandes.

der Erlöſer ſeine Göttlichkeit zu erweiſen; der Menſchenſohn hat ſie durch ſeinen Wandel auf Erden, durch jedes ſeiner Worte, durch ſein Leiden und ſeinen Tod, für jeden, der ſehen und hören will, vollauf bewährt. Mit Leſſing glauben wir, daß uns die Wahrheit des Chriſtentums beſſer als in allen hiſtoriſchen Zeugniſſen in der nach Jahrtauſenden unverminderten, noch täglich ſich erneuernden Lebenskraft verbürgt iſt, die von der Geſtalt und der Lehre Jeſu ausſtrahlt. Die Fragen der göttlichen Inſpiration, der Entſtehung und Überlieferung des Neuen Teſtaments zählen zwar zu den wichtigſten und ſchwierigſten im Geſamtbereich der Wiſſenſchaft; aber den Kern der chriſtlichen Religion können ſie nur für diejenigen berühren, die, dem Gefühl der eigenen Überzeugung mißtrauend, der Gewähr der äußeren Zeugniſſe für ihren Glauben bedürfen. Dieſe Wortgläubigen mußten in Leſſing den ſchlimmſten Feind *ihrer* Religion zu vernichten ſuchen. Sie konnten ihn nicht überwinden, weil auf ſeiner Seite außer der höheren geiſtigen Begabung auch die weit bedeutſamere Überlegenheit der ſittlichen Kraft war.

Aus den Papieren des Ungenannten.

1777.

Fünftes Fragment.

Über die Auferſtehungsgeſchichte.

Die vornehmſte und erſte Frage, worauf das ganze neue Syſtema der Apoſtel ankömmt, iſt demnach dieſe: ob Jeſus, nachdem er getötet worden, wahrhaftig auferſtanden ſei. Da beruft ſich nun Matthäus[1] anfangs auf das fremde Zeugnis der Wächter Pilati, welche er auf Begehren des jüdiſchen Rats bei dem Grabe geſtellet, und welche mit ihrem großen Schrecken Jeſum aus dem Grabe hervorbrechen geſehen, auch dieſe Geſchichte den Hohenprieſtern und Älteſten verkündiget hätten. Die Erzählung[2] lautet umſtändlicher alſo: „Des andern Tages nach der Kreuzigung Jeſu, das iſt am erſten Oſtertage, als den funfzehnten des Monats Niſan, kamen die Oberſten der Prieſter und die Phariſäer, welche den Hohen Rat ausmachten, ſämtlich zu dem römiſchen Landpfleger Pilato und ſprachen: ‚Herr, wir ſind eingedenk worden, daß dieſer Verführer Jeſus, den du geſtern haſt kreuzigen laſſen, geſagt hat, wie er noch lebte, er wolle drei Tage hernach, wenn er getötet wäre, wiederum lebendig auferſtehen. Demnach bitten wir inſtändig: befiehl doch, daß man das Grab, wohin er gelegt iſt, verwahre bis an den dritten Tag, auf das nicht irgend ſeine Jünger inzwiſchen des Nachts kommen, ihn aus dem Grabe heimlich wegſtehlen und hernach zum Volke ſagen: Er iſt auferſtanden von den Toten. Denn auf ſolche Art würde der letzte Betrug ärger ſein als der erſte.‘ Pilatus ſprach darauf zu ihnen: ‚Siehe, da habt ihr die verlangten Hüter, gehet damit hin und verwahret das Grab, wie ihr's am beſten zu bewerkſtelligen wiſſet.‘ Sie, die oberſten Prieſter und Phariſäer, gingen demnach alſobald hin und verwahrten das

[1] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 11. — [2] Ev. Matthäi, Kap. 27, V. 62 bis Kap. 28, V. 15. Man vergleiche die im einzelnen weſentlich abweichende Überſetzung Luthers.

Grab mit denen zugeordneten Hütern und verſiegelten noch zu mehrerer Gewißheit den Stein, der vor die Türe des Grabes gewälzet war. Am Sonntage aber frühe, den 16. Niſan, kamen Maria Magdalena und die andere Maria zum Tore heraus, das Grab zu beſehen; und ſiehe, da geſchah ein groß Erdbeben; der Engel des Herrn kam vom Himmel herab und wälzte den Stein von der Türe des Grabes und ſetzte ſich darauf; ſeine Geſtalt des Angeſichts war wie der Blitz und ſein Kleid weiß wie der Schnee. Darüber erſchraken die Hüter vor Furcht dergeſtalt, daß ſie bebten und als tot waren. Den Weibern aber ſagte der Engel: ‚Ihr habt euch nicht zu fürchten; ich weiß, ihr ſuchet Jeſum, den Gekreuzigten; der iſt aber nicht mehr hier, ſondern er iſt auferſtanden, wie er geſagt hat.‘ Wie nun die Weiber die ledige Stätte im Grabe und im Zurückeilen Jeſum ſelbſt auf dem Wege geſehen und geſprochen hatten und dieſes den übrigen Jüngern in der Stadt verkündigen wollten, ſo kamen auch etliche von den Hütern nach der Stadt und berichteten den Oberſten der Prieſter alles, was geſchehen war. Die kamen alſo mit den Älteſten, den übrigen Mitgliedern des Hohen Rats darüber zuſammen, erzählten ihnen der Wächter Ausſage von dem Geſchehenen. Darauf ward nach Überlegung der Sache dieſe Entſchließung gefaſſet: Sie gaben den Kriegsknechten Pilati, die das Grab gehütet hatten, Geld genug, daß ſie ſagen ſollten, Jeſus' Jünger wären des Nachts gekommen und hätten den Leichnam geſtohlen, als ſie geſchlafen. ‚Wenn dieſes ja‘, ſagten die Prieſter, ‚bei dem Landpfleger Pilato auskommen ſollte, daß ihr geſchlafen, ſo wollen wir Juden ihn ſchon befriedigen, daß euch deswegen keine Strafe widerfahren ſoll.‘ Alſo nahmen die Hüter das Geld und taten, wie ſie gelehret waren. Daher iſt die Rede, daß Jeſus' Jünger ſeinen Leichnam des Nachts geſtohlen, bei den Juden ausgekommen und währet bis auf den heutigen Tag.“

So weit gehet die Erzählung Matthäi, die gewiß eine Sache von der größten Wichtigkeit enthält. Denn wenn das in der Tat geſchehen wäre, ſo würde es eine innere Überführung von der Wahrheit der Auferſtehung Jeſu ſowohl bei den Juden als Heiden damaliger Zeit haben wirken können; und die Apoſtel hätten zum Beweiſe ihres Zeugniſſes faſt nichts anders gebraucht, als ſich auf dieſe ſtadtkündige Begebenheit allenthalben zu berufen oder ſich wohl gar von Pilato Brief und Siegel über die durch Hüter bis in den dritten Tag geſchehene Bewahrung des Grabes auszubitten, hienächſt aber bei demſelben auf eine ſchärfere und peinliche Befragung der Hüter über das, was ihnen begegnet ſei, äußerſt zu dringen; damit

ſie ſich ſowohl ſelbſt von dem aufgebürdeten Betruge retten als auch die Wahrheit bei allen und jeden überzeuglich darlegen und das Hindernis, ſo die Verleumdung ihnen in den Weg geworfen, wegräumen möchten. Wie iſt denn nun mit der Wahrheit dieſer Geſchichte zuſammenzureimen, daß außer dem Matthäus kein einziger Evangeliſt in ſeinen Berichten, kein einziger Apoſtel in ſeinen Briefen derſelben irgend die geringſte Erwähnung tut, ſondern Matthäus mit ſeiner ſo wichtigen Erzählung, von aller andern Zeugniſſe verlaſſen, ganz allein bleibet? Wie kann es mit der Wahrheit dieſer Geſchichte beſtehen, daß ſie kein einziger Apoſtel oder Jünger vor jüdiſchen oder römiſchen Gerichten oder vor dem Volke in Synagogen und Häuſern zur Überführung der Menſchen und zu ihrer eigenen Verantwortung jemals gebrauchet? Nach Matthäi Erzählung hatten ja die oberſten Prieſter den Bericht der Hüter und folglich die wunderbare Eröffnung des nunmehro ledigen Grabes Jeſu allen Älteſten des ganzen Hohen Rats mitgeteilt und mit ihnen ſich beſprochen, wie das Geſchehene zu unterdrücken und zu vermänteln ſein möchte. Demnach wußten und glaubten alle ſiebenzig Mitglieder des Hohen Rats, daß es ſich in der Tat ſo verhielte, wie die Apoſtel predigten; und es war kein anderweitiger Beweisgrund zu erdenken, der in den Beiſitzern des Synedrii mehr innere Überführung und Beſchämung hätte wirken können als dieſer, wenn ſich die Apoſtel auf des Synedrii eigene ſorgfältige Bewachung des Grabes und das, was ihnen die Wächter ſelbſt von dem Geſchehenen ausgeſagt, und was alſo einem jeden ſein Gewiſſen zeugen würde, bezogen hätten. Wenn alſo Petrus, wenn Paulus, wenn andere über das Bekenntnis von der Auferſtehung Jeſu zu Rede geſtellet wurden, was hätte es weiter Zeugnis bedurft als dieſes: „Es iſt vor der ganzen Stadt Jeruſalem und vor aller Welt kund und offenbar, daß der ganze Hohe Rat, mit römiſcher Soldatenwache verſehen, die Vorſicht gebraucht hat, das Grab zu beſichtigen, zu verſiegeln und bis auf den dritten Tag bewachen zu laſſen. Nun hat die Wache am dritten Tage in aller Frühe das Grab mit Schrecken verlaſſen. Sie hätte es aber ſo lange bewachen müſſen, bis der dritte Tag vorbei geweſen und bis die Oberprieſter und der ganze Rat wieder hinausgekommen wäre, um das Grab abermals zu beſehen, ob der Körper noch drinnen und in ſeine Verweſung gegangen ſei, um alsdenn die Wache zu entlaſſen. Der ganze Rat weiß hergegen in ſeinem Gewiſſen, was dieſe Hüter ausgeſagt, was ihnen begegnet ſei, wie und warum ſie vor der Zeit mit Schrecken davongelaufen. Demnach iſt ein jeder innerlich überführt, daß Jeſus müſſe auferſtanden ſein, und daß wir nichts als

die Wahrheit verkündigen.“ Aber in der ganzen Apoſtelgeſchichte, bei den öfteren Verteidigungen vor dem Rate, da ſie die Auferſtehung Jeſu bezeugen, tun ſie nicht die geringſte Erwähnung von dieſer ſo merkwürdigen Begebenheit. Sie ſprechen etwa bloß: „Wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir geſehen und gehöret haben. Wir ſind ſeine Zeugen über dieſem Worte, und der Heilige Geiſt.“ Konnte denn ihr dürres Bejahen wohl den geringſten Eindruck machen? Wenn man die Herren des Rats nur als vernünftige Menſchen anſiehet, ſo konnten ſie ſolch Vorgeben der Apoſtel auf ihr Wort nicht glauben; denn es war eine ganz außerordentliche, übernatürliche Sache, daß einer vom Tode ſollte aufgeſtanden ſein, welche ſich ſo ſchlechthin nicht annehmen ließe, vornehmlich da es die Anhänger Jeſu allein ſagten und ſonſt niemand, der es geſehn hätte, genannt wurde; zu geſchweigen, daß viele der Ratsherren Sadduzäer waren, welche die Auferſtehung der Toten an ſich für unmöglich und in der Schrift nicht gegründet hielten. Betrachtet man aber die Ratsherren als Richter, ſo mußten ſie auch nach ihrem Amte dem bloßen Vorgeben der Apoſtel nicht trauen, weil dieſe in ihrer eigenen Sache zeugeten, und zwar zur Einführung einer neuen Religion und zur Umſtürzung der bisher eingeführten, über welche dieſe Richter nach Amtspflicht wachen ſollten. Sie konnten und mußten den Apoſteln auf ihr eigenes Zeugnis nicht recht geben, weil die Phariſäer, ſo das etwa am erſten für glaublich erkläret hätten, ſogleich von ihren Beiſitzern, den Sadduzäern, für parteiiſche Richter wären gehalten und dadurch eine Spaltung im Gerichte ſelbſt wäre erregt worden. Der Heilige Geiſt, auf deſſen Zeugnis ſich die Apoſtel weiter beriefen, war bloß in ihrem Munde und zeugete ja nicht außer den Apoſteln, konnte daher auch von den Richtern für nichts als ein leeres Vorgeben der Apoſtel ſelbſt und für ihr eigenes Wort angeſehen werden. Warum laſſen denn die Apoſtel ſolche ſchlechte und eitele petitiones principii[1] nicht lieber ganz weg und bedienen ſich dagegen dieſer ſo vorteilhaften Begebenheit, welche der Richter eigenes Gewiſſen ihnen glaublich machte, und welche nur allein dieſelben rühren, überzeugen und beſchämen konnte? Was läſſet ſich hieraus anders urteilen als: entweder die Geſchichte muß nicht wahr ſein, oder die Apoſtel würden ſie da, wo ſie als der einzige kräftige Beweisgrund überblieb, alle andere aber nichts verfangen konnten, notwendig gebrauchet haben.

[1] Logiſche Fehler, die darin beſtehen, daß die erſt zu beweiſende Behauptung bei der Beweisführung als gegebene Begründung vorausgeſetzt wird.

Dieſes Urteil wird noch mehr beſtärket, wenn man betrachtet, wie oft die Apoſtel und übrigen Jünger Jeſu vor römiſchen Gerichten geſtanden und zu ſtehen entſchloſſen waren und ſich doch dieſe Begebenheit weder wirklich zunutze gemacht noch ſolches zu tun jemals gedacht haben. Man hat ja wohl in ſpätern Zeiten Briefe des Pilati an den Kaiſer Tiberium[1] getichtet, worin dieſe Erzählung nebſt andern enthalten iſt; aber in der Tat haben ſich die Apoſtel bei den Römern nimmer auf des Pilati oder ſeiner Kriegsknechte Zeugnis berufen noch ſich jemals darum bekümmert, ein ſolches mündlich oder ſchriftlich von Pilato zu erhalten. Wäre wohl was Beſſeres zu der Apoſtel Zweck, inſofern ſie auch Heiden bekehren wollten, zu erdenken geweſen, als daß ſie fürs erſte nach den Namen der Wächter geforſchet hätten, um dieſelben bei allen Römern namhaft zu machen, welche man um die Wahrheit dieſer Geſchichte befragen könnte? Denn wenngleich dieſe Wächter von den Juden Geld bekommen, um die Sache zu verſchweigen oder anders zu erzählen, ſo würden ſie doch bei ihren Landesleuten kein Hehl daraus gemacht haben, die Wahrheit auf ernſtliches Befragen zu geſtehen; wo ſie nicht gar von ſelbſt die wunderbare Geſchichte bei ihren Freunden und Kameraden ausgebreitet hätten, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, daß die Menſchen dieſe Begebenheit, je wunderbarer ſie iſt, deſto weniger verſchweigen können. Würden alſo die Apoſtel nicht ein vorläufiges Gerücht bei den Römern zum Vorteil gehabt haben, das ſie allemal durch Nennung dieſer Soldaten glaubwürdig machen und auf ſchärfere Nachfrage bewähren könnten? Warum gedenken ſie denn der Sache bei den Heiden, denen ſonſt die Auferſtehung der Toten gar nicht in den Sinn wollte, nimmer? Warum ſprechen ſie nicht: fragt nur eure Landsleute, den Cajus und Proculus und Lateranus und Lätus[2], welche dieſes Jeſu Grab bewachet und dasſelbe mit ſeiner Auferſtehung zu ihrem Erſtaunen aufſpringen geſehen? Ja, die Apoſtel würden noch ein mehreres getan haben. Sie wären zu Pilato ſelbſt gleich auf friſcher Tat hingegangen und hätten ſich von demſelben eine förmliche ſchriftliche Akte über die Bewachung des Grabes und eine peinliche Unterſuchung der Wahrheit ausgebeten. Hätte denn gleich Pilatus von ſelbſt nicht daran gewollt, ſo hätte er dennoch, oder

[1] Um Pilatus als Zeugen für die Wahrheit des Chriſtentums auftreten zu laſſen, wurden frühzeitig, ſchon vor dem 2. Jahrhundert, Berichte verfaßt, die angeblich von ſeiner Hand ſtammen ſollten, darunter der von Tertullian in ſeinem „Apologeticum", Kap. 21, erwähnte, in den „Acta Petri et Pauli" und als Anhang des Ev. Nicodemi II erhaltene Brief an Tiberius. — [2] Willkürlich gewählte römiſche Namen.

wenigstens die Soldaten, welche das Grab bewachet, wider ihren Dank[1] und Willen daran müssen, wenn sich die Apostel vor den römischen Gerichten darauf berufen hätten. Aber sie gedenken der Sache so wenig vor Felix[2] und vor Festus[3] als vor dem Agrippas[4] und Berenice[5] noch sonst irgend bei den Römern und Griechen; sie lassen sich lieber mit ihrer Auferstehung auslachen und für rasend erklären. Daher wir nicht anders schließen können, als daß die Sache nicht geschehen sei; denn sonst müßte sie notwendig als der einzige Beweisgrund, der bei Heiden etwas ausrichten möchte, angeführet sein, da gewiß alle andere Gründe bei ihnen vergeblich und lächerlich waren. Denn aus der Vernunft lässet sich die Auferstehung nicht beweisen, und die Schriften der Propheten galten bei den Heiden nichts; die Sache aber an sich schiene ihnen ungereimt und fabelhaft zu sein.

Bei denen Juden in ihren Synagogen oder Privatversammlungen wäre gleichfalls die triftigste Ursache gewesen, diese stadt- und landkündige Bewachung des Grabes Jesu nebst dem, was darauf erfolget war, allenthalben namhaft zu machen. Denn die müßte notwendig zu aller Wissenschaft gekommen sein, wenn der ganze Hohe Rat in Prozession am ersten Ostertage zu Pilato und so, von ihm mit einer Soldatenwache durch die Stadt begleitet, zum Tore hinausgegangen wäre, das Grab zu versiegeln und zu hüten. Es hätten selbst Joseph von Arimathia und Nikodemus und ein ehrlicher . . . als Mitglieder des Rats nicht verschwiegen, was bei ihnen in dem Hohen Rate erzählet und zur Verdrehung der Sache von der boshaften Partei beschlossen wäre; daß demnach die ganze Judenschaft zur Annehmung dieser Erzählung und dieses Beweises schon würde vorbereitet gewesen sein, wenn es die Apostel hätten wollen auf die Bahn bringen und in ihren Predigten oder Verantwortungen rege machen. Sie hatten ja dazu bei den Juden noch eine besondere dringende Ursache. Denn es ist würklich an dem, was Matthäus schreibt, daß es eine gemeine Rede bei den Juden geworden: die Jünger Jesu wären heimlich des Nachts gekommen und hätten den Leichnam Jesu gestohlen, und nun gingen sie herum und sagten, er sei

[1] Hier in der früher häufigen Bedeutung „Denken", „Absicht". — [2] Claudius oder Antonius Felix, Landpfleger in Palästina; vgl. Apostelgeschichte, Kap. 23 und 24. — [3] Festus Porcius, Landpfleger seit 62 n. Chr., vor dem in diesem Jahre Paulus als Angeklagter erschien und freigesprochen wurde. Vgl. Apostelgeschichte, Kap. 24—26. — [4] Herodes Agrippa (10—54 n. Chr.), König von Judäa, der Jacobus Minor tötete und Petrus einkerkerte. Vgl. Apostelgeschichte, Kap. 12, und Eusebius, „Historia ecclesiastica", Buch 2, Kap. 10. — [5] Berenice, Tochter des vorigen und Gattin ihres Oheims Herodes, Königs von Chalkis, wohnte der Verteidigung des Paulus vor Agrippa bei.

auferſtanden. Die allgemeine Nachrede mußten die Apoſtel leiden, weil ſelbſt der Hohe Rat zu Jeruſalem angeſehene Männer bei allen jüdiſchen Gemeinen in Judäa und andern Ländern herumſchickte und dieſen nächtlichen Diebſtahl des Körpers Jeſu bekannt machte, um alle und jede vor der Betrügerei zu warnen. Das wiſſen wir aus des Juſtini Martyris Unterredung mit dem Juden Trypho[1], wie es imgleichen Euſebius in ſeiner Kirchengeſchichte und über den Eſaias[2] erwähnet. Wenn es demnach in der Tat eine allgemeine Rede geworden, was die Juden zum Nachteil der Apoſtel ausgebreitet: woher kömmt es denn doch, daß des Matthäi Geſchichte mit den Wächtern nicht auch eine allgemeine Rede bei den Jüngern Jeſu geworden iſt? Wo die Apoſtel nur hinkamen, da war der böſe Ruf von ihrer Betrügerei vorangegangen und die Gemüter davon eingenommen: wäre es aber mit der Auferſtehung Jeſu Betrug, ſo war ja ihre ganze Predigt eitel. Warum retten ſie ihre Ehrlichkeit denn nimmer und nirgend wider eine ſolche allgemeine und glaubliche Beſchuldigung mit der Geſchichte, welche uns Matthäus erzählet? Warum nehmen ſie daraus nicht vor allen andern die beſte Bewährung ihres vorgegebenen Fakti? Nein, ſie ſchweigen davon durchgängig, und es iſt daher handgreiflich, daß dergleichen nimmer wirklich vorgegangen ſei, und daß es Matthäus nur zur Ablehnung der erwähnten Beſchuldigung ertichtet, die übrigen aber ſelbſt geurteilet haben müſſen, daß ſie mit ſolcher Verteidigung nicht fortkommen würden und es daher beſſer ſei, dieſen ſchlimmen Punkt unberührt zu laſſen, als wider eine ſehr wahrſcheinliche und beglaubte Nachrede eine ſchlechte und ſich ſelbſt widerſprechende Verantwortung vorzubringen.

Ich ſage nicht unbillig, die Beſchuldigung ſei wahrſcheinlich und glaublich, die Ablehnung Matthäi hergegen ſchlecht und voller Widerſpruch. Denn wenn wir die Umſtände anſehen, ſo reimet ſich alles mit der Beſchuldigung. Es war ganz möglich, daß der Körper Jeſu des Nachts heimlich aus dem Grabe geſtohlen und anderwärts verſcharret werden konnte. Das Grab war in einem Fels, gehörte dem Joſeph von Arimathia, einem heimlichen Jünger Jeſu, und der Zugang zum Grabe war in dem Gehege ſeines Gartens. Ebendieſer Joſeph hatte ſich den Leichnam Jeſu ausgebeten und denſelben aus eigener Bewegung in ſein Grab gelegt; die Maria Magdalena und andere Weiber waren dabei geweſen, und alle Apoſtel wußten den

[1] Juſtinus Martyr (etwa 100—165 n. Chr.) verfaßte außer dem hier erwähnten „Dialogus cum Tryphone“ zwei Apologien. — [2] Euſebius von Cäſarea (etwa 260—340), der Vater der Kirchengeſchichte.

Ort. Sie hatten ungehinderte Freiheit, zum Grabe zu kommen; keine Beſorgnis von einer Soldatenwache, keine Furcht, daß ſie der Gärtner nicht zum Grabe laſſen möge; die Schwierigkeit, welche ſich die Weiber bei den Evangeliſten machen, iſt nicht, wie ſie den Gärtner und die Wächter überreden oder nötigen wollten, ihnen die Öffnung des Grabes zu verſtatten, ſondern nur der Stein vor dem Grabe: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Tür[1]?“ Es mußten alſo keine Wächter da ſein, und der Gärtner mußte Befehl von ſeinem Herrn haben, den Jüngern Jeſu die Tür offen zu halten. Ja, dieſer konnte auch ſelbſt bei Tage und bei Nachte ins Grab gehen und mit dem Körper machen, was er wollte, oder einem andern ſolches zu tun erlauben. Die Maria Magdalena ſagt es uns ganz deutlich: „Sie haben meinen Herrn weggenommen“, ſpricht ſie, „und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben[2].“ Und da ſie den Gärtner vor ſich zu haben meint, ſpricht ſie zu ihm: „Herr, haſt du ihn weggenommen, ſo ſage mir, wo haſt du ihn hingelegt, ſo will ich ihn holen[3].“ Sie ſetzet alſo zum voraus, daß der Körper in der verwichenen Nacht könnte von dem Gärtner oder einigen andern weggeſchleppet ſein. Demnach iſt es nach dem eigenen Berichte des Evangeliſten ganz wohl möglich geweſen, daß die Jünger Jeſu deſſen Leichnam in der Nacht heimlich aus dem Grabe anderswo hinbrächten. Und es konnte den Juden nicht anders als höchſt wahrſcheinlich vorkommen, daß ebendieſe Jünger ſolches wirklich getan. „Denn“, würden ſie ſagen, „wollte Gott Jeſum zum Wunder aller Welt erwecken, warum ſollte er es nicht bei Tage vor aller Welt Augen tun? Warum ſollte er die Sache ſo veranſtalten, daß, wenn einer auch noch ſo frühe zum Grabe käme, derſelbe ſchon das Grab offen und ledig fände und nicht den geringſten Unterſcheid merkte, als wenn der Körper heimlich aus dem Grabe weggeſtohlen ſei? Die Zeit war auch noch lange nicht vorbei, welche Jeſus im Grabe zubringen ſollte. Es war geſagt, *drei Tage und drei Nächte* ſollte er in der Erden liegen; nun war nur erſt ein Tag und zwo Nächte verſtrichen: warum würde denn mit der Erweckung ſo geeilet und dieſelbe wider die Verheißung zu einer Zeit verrichtet, da ſie niemand vermuten war[4] noch Zeuge davon ſein konnte? Wenn die Jünger Jeſu hätten Glauben finden wollen und als aufrichtige, ehrliche Leute mit Wahrheit umgegangen wären, ſo müßten ſie uns die Erweckung Jeſu und deren genaue Zeit öffentlich vorher geſagt haben; ſo wären wir hinausgegangen und hätten

[1] Ev. Marci, Kap. 16, V. 3. — [2] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 2. — [3] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 15. — [4] Im 18. Jahrhundert noch ganz gewöhnliche (meiſt allerdings reflexiv angewandte) Konſtruktion, ſtatt „vermutzten“.

ſie mit angeſehen. Ja, die Apoſtel hätten Urſache gehabt, an einem beſtimmten Tage und Stunde nicht nur Pilatum und ſeine Wache, ſondern alle Hohepriester und Schriftgelehrten als Zuſchauer zum Grabe einzuladen: ſo hätten ſie ſich nachher den Verdacht eines Betruges und die Verfolgung erſparet und hätten ohne Predigen und Mühe eine allgemeine Überführung geſchaffet. Nun aber ſchweigen ſie vorher von ſeiner Auferſtehung ganz ſtille und tun, als wenn ſie ſelbſt nicht einmal davon gewußt oder daran gedacht hätten. Was aber noch mehr iſt: in aller der Zeit von vierzig Tagen, da Jeſus ſoll auferſtanden ſein und unter ihnen gewandelt haben, ſagen ſie keinem unter uns ein Wort, daß er wieder lebe, damit wir auch zu ihnen kommen und Jeſum ſehen und ſprechen könnten; ſondern nach vierzig Tagen, da er ſchon ſoll gen Himmel gefahren ſein, gehen ſie erſt aus und ſprechen, er ſei da und dort geweſen. Frägt man ſie: ‚Wo war er denn? wer hat ihn denn geſehen?‘ ſo iſt er bei ihnen im verſchloſſenen Zimmer geweſen, ohne daß eine Tür aufgegangen, ohne daß ihn jemand hat können kommen oder weggehen ſehen; ſo war es auf dem Felde, in Galilea am Meere, auf dem Berge. Mein[1]! warum nicht im Tempel? vor dem Volke? vor den Hohenprieſtern? oder doch nur vor irgendeines jüdiſchen Menſchen Augen? Die Wahrheit darf[2] ſich ja nicht verſtecken oder verkriechen, und zwar eine ſolche Wahrheit, welche unter uns bekannt und geglaubet werden ſollte. Es heißet ja, er ſei nicht geſandt, denn nur zu den verlornen Schafen vom Hauſe Iſrael[3]: wie könnte er denn ſo neidiſch gegen uns ſein, ſich keinem unter uns zu zeigen? Oder ſollten wir ihn nur in ſeiner armſeligen Geſtalt und zuletzt am Kreuze hängen und ſterben ſehen, um uns an ihm zu ärgern? auferweckt aber, lebendig und in ſeiner Herrlichkeit nimmer zu ſehen bekommen, damit wir ja von unſerm Meſſias keine eigene zuverläſſige Überführung erlangten und uns nichts überbliebe, als ſeinen wenigen Anhängern darin zu trauen, die doch den toten Körper nächtlicherweile haben ſtehlen können und ſich ſo dabei aufgeführet haben, daß eine ſolche Vermutung billig auf ſie fallen muß, und daß alle vernünftige Menſchen, ſelbſt der ganze Rat und alle Hohepriester und Schriftgelehrten ſo von ihnen urteilen und uns vor ihrem Betruge warnen?“

Je unglaublicher nun die Auferſtehung Jeſu denen Juden ſein, und je mehr ihnen die nächtliche Entwendung des Körpers möglich, wahrſcheinlich und glaublich ſcheinen mußte, wenn keine Bewachung

[1] Früher ſehr üblicher verwunderter oder fragender Ausruf. — [2] Braucht. — [3] Das Gleichnis vom verlorenen Schaf im Ev. Matthäi, Kap. 18, V. 12 f., und Ev. Lucä, Kap. 15, V. 1—6.

des Grabes geſchehen war: deſto größere Urſache hätten die Evangeliſten und Apoſtel gehabt, den Verdacht eines Betruges, welcher ihnen von der höchſten Obrigkeit ſelbſt bei allen Juden angehänget war, durch fleißige Vorhaltung dieſer bekannten Bewachung des Grabes von ſich zu entfernen. Dieſes war das einzige, womit ſie ihre Wahrheit und Ehrlichkeit noch einigermaßen hätten retten mögen; alles andere waren petitiones principii[1]. Da aber außer dem einzigen Matthäus keiner dieſer Geſchichte an keinem Orte, bei ſo öfterer Gelegenheit, weder in Schriften noch Reden, weder vor Gericht noch bei Privatperſonen, weder zum Beweiſe noch zur Verteidigung mit einem Worte gedenket: ſo kann ſie unmöglich wahr und würklich geſchehen ſein. Es iſt ein offenbarer Widerſpruch, nur einen feſten Beweisgrund haben, der ſich von ſelbſt anbietet, denſelben wiſſen und ſo oft zu brauchen genötiget ſein und dennoch nimmer gebrauchen, ſondern ſich mit nichtigen behelfen. Daher denn ſchon klar genug iſt, daß Matthäus dieſe Geſchichte allein aus ſeinem Gehirne erſonnen hat, weil er auf die Beſchuldigung etwas hat antworten wollen und nichts Beſſers erfinden können. Allein wie übel die Erfindung geraten ſei, zeiget der öftere Widerſpruch, darin ſich Matthäus in der Geſchichte ſelbſt mit ſich und andern Evangeliſten verwickelt.

Es iſt erſtlich widerſprechend, daß die Hohenprieſter von der Auferſtehung Jeſu vorher etwas wiſſen ſollten, davon die Apoſtel ſelbſt, denen doch die Geheimniſſe des Reichs Gottes offenbaret hießen, nichts wußten. Von dieſen heißet es ausdrücklich: „Sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Toten auferſtehen müßte[2]“. Und daß dieſes wahr ſei, zeiget ihr ganzes Betragen. Sie klagen, daß ihre Hoffnung von der Erlöſung Iſraels mit ſeinem Tode ganz aus ſei. Sie kommen mit Spezereien zum Grabe in Meinung, daß er, gleich andern Verſtorbenen, auch tot bleiben und in die Verweſung treten werde. Ja, als ſie den Körper nicht im Grabe finden, fällt ihnen noch nichts von ſeiner Auferſtehung ein, ſondern ſie ſchließen bloß daraus, er müſſe weggenommen und anderswo hingetragen ſein. Ein Teil will ſogar ſeine Auferſtehung durchaus nicht glauben, nachdem ſie ihnen ſchon berichtet worden. Mit einem Worte, bis an Jeſus' Tod, und kurz nachher, haben ſeine Jünger von keiner Auferſtehung etwas gewußt, gehöret oder daran gedacht. Wie iſt es denn möglich, daß den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten etwas davon bekannt geweſen ſein ſollte? Und daß ſie daher auf die Vorſicht gefallen wären, das Grab mit einer Wache zu beſetzen? 2) Iſt

[1] Vgl. S. 22 dieſes Bandes, Anm. 1. — [2] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 9.

es ſehr unglaublich, daß Hoheprieſter und der ganze Rat am erſten Oſtertage öffentlich zu Pilato gehen und hernach mit der römiſchen Wache in Prozeſſion zum Tore hinausgehen und das Grab verſiegeln ſollten. Denn, anderer Umſtände nicht zu erwähnen, ſo lief es wider der Juden Geſetz und Gebräuche, ſich am Feſte, da ſie inſonderheit ſtill und rein ſein mußten, mit ſolchem Gewerbe abzugeben, ſich unter die Heiden zu mengen oder ein Grab anzurühren. Waren doch die Jünger Jeſu, wie es heißet, den Feſttag über ſtille nach dem Geſetze: wie ſollten denn die Hohenprieſter ſich öffentlich vor dem Volke ſo vergehen und inſonderheit ein Grab berühren, da ſie ſonſt die Gräber gegen die Feſttage mit weißem Kalk zu übertünchen pflegten, damit ſie auch von ferne ſchon möchten geſehen werden und ein jeder ſich davor hüten könnte, daß er nicht unrein würde. 3) Wenn wir auch die Betrachtung deſſen, was den Juden nach dem Geſetze erlaubt war, ausſetzen, ſo konnte doch ein geſamtes obrigkeitliches Kollegium von ſo vielen Perſonen nimmer ſo gröblich wider den Wohlſtand handeln, daß es am hohen Feſttage in corpore öffentlich zu den Heiden ginge und mit einer Soldatenwache in Prozeſſion durch die Stadt zöge: da alles dieſes bei dem Pilato durch ein paar Abgeordnete in der Stille hätte können ausgerichtet werden. 4) Aber warum ſollten ſie überhaupt desfalls zu Pilato gehen und den Heiden noch mehr Macht über ſich einräumen? Joſeph, dem das Grab gehörte, und der es in dem Umfange ſeines Gartens hatte, konnte ſich ja als ein Jude und Mitglied des Hohen Rats nicht entlegen[1], daß Wächter vor das Grab geſtellet würden; ja, er mußte es vielmehr gerne ſehen und ſich ausbitten, damit er offenbar aus dem Verdachte eines Betruges gezogen würde, worin er ſonſt notwendig mit verwickelt werden mußte. 5) Und was kommt denn endlich heraus? Der ganze Hohe Rat, ein Kollegium von ſiebenzig obrigkeitlichen Männern wird in dieſer Geſchichte zu lauter Schelmen[2] gemacht, welche mit Überlegung einmütig willigen, ein Falſum[3] zu begehen und zu ſolchem Falſo auch die römiſche Wache zu bereden. Das iſt an ſich eine unmögliche Sache. Und wo bleibt Joſeph, wo bleibt Nicodemus hiebei? ſind denn die nun auch zu Schelmen worden? Sind nun Phariſäer und Sadduzäer in dieſem Collegio eins, die Auferſtehung auch durch eine erſonnene Lüge zu verleugnen, da ſonſt die Apoſtel das Collegium über dieſen Satz ſo meiſterlich zu teilen wiſſen, daß ſich die Phariſäer deſſen wider die Sadduzäer annehmen? Kann auch eine ſo dumme Lüge von ſo viel verſtändigen Leuten

[1] Weigern. — [2] Verbrechern. — [3] Betrug.

erdacht werden, daß alle römiſche Soldaten auf ihrem Poſten ſchlafen ſollten und eine Anzahl Juden bei ihnen vorbeigehen, den großen Stein vor dem Grabe wegwälzen und den Körper heraustragen? Dieſes alles ſollte incognito, ohne Gepolter und heimlich verrichtet werden und kein Soldat davon aufwachen, kein Fußſtapfen derer, die den Körper weggetragen, nachbleiben? 6) Wenn denn endlich Matthäus auf ſolche Art den Betrug von ſich auf die Obrigkeit ſchiebt und ſie eines offenbaren und ſtadtkündigen Falſi bezüchtiget: woher kömmt es denn, daß der Apoſtel Betrug eine gemeine Rede unter den Juden geworden bis auf den heutigen Tag, von des jüdiſchen Synedrii Betruge aber alle Evangeliſten und Apoſtel jederzeit und allenthalben ſchweigen? Mich dünkt, dies heiße ja wohl, widerſprechende Dinge und etwas, das ſich bald verrät, vorgeben, welches der Unwahrheit eigen iſt.

Laſſet uns aber auch noch zuletzt ſehen, wie Matthäus vor ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen mit ſeiner Erzählung beſtehet. Die übrigen Evangeliſten wiſſen nicht allein von keiner Wache, ſondern berichten auch ſolche Umſtände, welche die Wache aufheben. Da gehen die Weiber ſämtlich am dritten Tage hinaus in der Abſicht, daß ſie ins Grab hineingehen und den toten Körper nach jüdiſcher Art mit vielen Myrrhen, Aloe und dergleichen einwickeln wollen. Nun würden ſie ja wohl als furchtſame Weiber nicht wider den Willen der römiſchen Soldaten hineinzudringen ſuchen oder wenigſtens ſich im Hingehen den Zweifel machen: „Wie kommen wir ins Grab? wie werden uns die Wächter durchlaſſen? Der Stein iſt verſiegelt; wenn auch die Wächter wollten, ſo dürfen ſie uns nicht hineinlaſſen; es iſt eine unmögliche und vergebliche Sache.“ Allein darum ſind ſie gar nicht bekümmert, ſondern nur, wer ihnen den Stein von des Grabes Türe wälzen wolle: welches zum Grunde ſetzet, daß ihnen ſonſt nichts hinderlich ſei, daß ſie ſonſt frei hinzukommen können, daß keine Wache davorliege. Wollte man ſagen, die guten Weiber hätten vielleicht nicht gewußt, was am vorigen Tage geſchehen wäre, ſo mußten es doch gewiß nunmehro die Evangeliſten Marcus, Lucas und Johannes ſo gut wiſſen als Matthäus. Hätten nun dieſe Geſchichtſchreiber ein Grab in Gedanken gehabt, das mit einer Wache beſetzt war, ſo würden ſie wenigſtens, wenn ſie die Weiber in dasſelbe hineinbringen wollten, die Anmerkung dabei gemacht haben: ſie wußten aber nicht, daß das Grab mit Hütern verwahret und der Stein verſiegelt wäre. Allein, auch den Weibern ſelbſt hätte die Sache nicht können verborgen ſein. Wir können der Weiber, nach der Evangeliſten Berichte, wenigſtens ſechs rechnen. Von ſo vielen Weibsleuten aber wäre es ein Wunder,

daß sie das Neue, was öffentlich geschehen war, noch nicht sollten erfahren haben. Die Hohenpriester und Pharisäer waren ja, nach Matthäi Berichte, am ersten Ostertage sämtlich zu Pilato gegangen, hatten die Wache von ihm gebeten, und er hatte sie ihnen mitgegeben. Sollte das nicht Aufsehens in der Stadt machen, wenn der Hohe Rat von siebenzig Personen in Prozession zum Landpfleger gehet, wenn derselbe wieder herauskommt, eine römische Wache hinter sich habend; ja, wenn er endlich zum Tore hinauswandert, das Grab besichtiget, ob der Körper noch darin sei, und alsdenn das Grab versiegelt und die Hüter davorstellet? Gewiß, dergleichen öffentliches Schauspiel am ersten Feiertage würde alle Leute, alle Jungens rege gemacht haben, hinteran zu laufen und zu sehen, was das bedeutete; und dergleichen Begebenheit könnte auch dem geringsten Kinde, geschweige so vielen Weibern nicht verborgen geblieben sein. Noch mehr! Joseph von Arimathia, ein heimlicher Jünger Jesu, aber zugleich ein Ratsherr, mußte ja wohl entweder mit dabei sein oder wenigstens davon wissen, daß man ihm Wache in seinen Garten und vor sein Grab legte; und eben das ist von Nicodemo, weil er gleichfalls ein Mitglied des Rats und ein Pharisäer war, zu sagen. Je weniger er für einen Jünger Jesu bekannt sein wollte, je weniger würde man ihn von solchem Anschlage ausgeschlossen haben oder denselben heimlich vor ihm treiben können. Mit diesen beiden Ratsherren waren ja ebendiese Weiber beschäftiget gewesen, Jesu Leichnam ins Grab zu legen; und ohne Josephs Wissen und Erlaubnis oder Befehl an den Gärtner konnten sie sich nicht erdreisten, in dessen Grab zu gehen und mit dem Körper, der jenem anvertrauet war, zu machen, was sie wollten. Mit Nicodemus aber hatten sie noch den Abend vorher die Spezereien eingekauft, womit sie den andern Morgen den Leichnam einwickeln wollten. Wenn also die Weiber auch sonst nichts von der Wache gewußt hätten, so müßten sie es von diesen beiden Ratsherren erfahren haben. Die würden ihnen auch gesagt haben, daß sie nur nicht hinausgehen möchten, es sei umsonst, sie würden zu dem Körper nicht zugelassen werden. Weil nun kein Mensch wissentlich etwas Unmögliches unternimmt, so muß dieses, was die Weiber unternommen, möglich und folglich keine Wache vor dem Grabe gewesen sein. Es ist offenbar, daß Matthäus diesen Widerspruch selber eingesehen hat; darum setzet er auch nicht, wie die andern Evangelisten, daß die Weiber hinausgegangen „mit Spezerei" und um Jesu Leichnam „zu balsamieren" oder „den Stein abzuwälzen" und „ins Grab hineinzugehen": nein, sondern nur, daß sie hingegangen, „das Grab zu besehen"; welches sie etwa von ferne tun und die Hüter ihnen nicht verwehren konnten.

In allen übrigen Umſtänden iſt zwiſchen Matthäo und den andern Evangeliſten ein gleicher Widerſpruch. Denn nach Matthäi Bericht, als die Weiber hinkamen, das Grab zu beſehen, ſiehe, da entſtand ein groß Erdbeben: der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, wälzte den Stein von der Tür und ſatzte ſich darauf. Die Hüter aber erſchraken für Furcht und wurden, als wären ſie tot. Aber zu den Weibern ſagte der Engel: „Fürchtet euch nicht“ ꝛc. Dieſe Erzählung hängt ſo zuſammen, daß die Eröffnung des Grabes durch den Engel in Gegenwart und im Geſichte der Weiber geſchehen, und daß die Soldatenwache noch dageweſen, als ſie gekommen; welche denn auch erſt nach ihnen, als ſie ſich von ihrem Schrecken erholet, zum Tor der Stadt wieder hineingehet. In der Tat könnte es auch nicht anders geweſen ſein. Denn die Weiber gingen hinaus, da es noch finſter war, und das Grab war nahe vor dem Tor. Da nun Jeſus doch den dritten Tag und den Aufgang der Sonnen im Grabe hätte erwarten müſſen, wenn es nur einigermaßen heißen ſollte, daß er drei Tage im Grabe geweſen, ſo konnte die Auferſtehung noch nicht vorbei und die Hüter noch nicht weg ſein; zumal da ſie vor Furcht halb tot blieben und ſich von dem Schrecken noch ſo bald nicht wieder beſinnen noch entſchließen konnten, was dabei anzufangen ſei. Allein, wie lautet nun dagegen die Erzählung bei den andern Evangeliſten? Wie die Weiber untereinander ſprechen: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Türe?“ und noch unterwegs von ferne dahin ſehen, ſo werden ſie gewahr, daß der Stein abgewälzet ſei; ſie funden den Stein abgewälzet von dem Grabe und gingen hinein. Maria Magdalena ſiehet, daß der Stein von dem Grabe hinweg war[1]. Da iſt kein Erdbeben, kein Engel, der vom Himmel fährt, keine Abwälzung des Steins im Geſichte[2] der Weiber, keine halbtote Wache, ſondern wie ſie in einer gewiſſen Weite dahinſehen, ſo iſt der Stein ſchon abgewälzet, die Wächter verſchwinden und haben in dieſer Evangeliſten Gedanken unmöglich Platz. Weiter ſagt Maria Magdalena beim Johanne: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben[3].“ Sie ſagt zu Jeſu, den ſie für den Gärtner hielt: „Herr, haſt du ihn weggenommen, ſo ſage mir, wo haſt du ihn hingelegt, ſo will ich ihn holen.“ Demnach ſetzt ſie ohne Bedenken zum Grunde, daß viele Menſchen, und inſonderheit der Gärtner des Joſephs von Arimathia, in deſſen Garten das Grab war, ungehindert hätten ins Grab kommen und den Körper weg-

[1] Vgl. Ev. Marci, Kap. 16, V. 4 f.; Ev. Lucä, Kap. 24, V. 2 f.; Ev. Johannis, Kap. 20, V. 1. — [2] Vor den Augen. — [3] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 2.

tragen können. Dieſes beſtehet durchaus nicht mit einer Wache, die das Grab und den Körper hüten ſollte, und die, nach Matthäi Berichte, noch voller Schrecken und halb tot dalag. Es beſtehet auch nicht mit einem Engel, welcher vor dem Grabe ſoll geſeſſen und zu den ankommenden Weibern geſagt haben: „Fürchtet euch nicht, ihr ſuchet Jeſum von Nazareth, er iſt nicht hier, ſondern er iſt auferſtanden[1].“

Wir erkennen nunmehr aus dem vielfältigen Widerſpruche, daß die Wächter, welche Matthäus vor das Grab geſtellet, keinen Stand halten wollen und ſich von einem geſunden Verſtande nicht einmal gedenken laſſen. Daher dieſe Hirngeſpenſter, welche den Verdacht des Betruges von den Jüngern Jeſu abkehren ſollten, denſelben vielmehr beſtärken. Die Wächter verſchwinden bei jedem Umſtande, und es bleibt allewege möglich und bei aller Betrachtung der Sache höchſt wahrſcheinlich, daß die Jünger des Nachts zum Grabe gekommen, den Körper geſtohlen und darnach geſagt, Jeſus ſei auferſtanden. Laſſet uns nun ſehen, ob der übrigen Evangeliſten Ausſage von der Auferſtehung Jeſu an ſich mehr einſtimmig ſei. Wenn die Evangeliſten nebſt allen Apoſteln noch im Leben wären, ſo könnten ſie es uns nicht verdenken, daß wir dieſe Unterſuchung anſtellen und nach Befinden an ihrer Ausſage zweifeln. Die Sache iſt ganz außerordentlich und übernatürlich; ſie können niemand außer ihrem Mittel[2] aufweiſen, der Jeſum auferſtanden geſehen hätte; ſie allein ſind Zeugen davon, und wenn wir es genau erwägen, ſo haben wir von denen, die Jeſum ſelbſt wollen geſehen haben, heutigestages nur zween aufzuweiſen; die übrigen zween ſind nicht bei ihm geweſen, ſondern haben es nur aus Hörſagen. Und die andern werden bloß in dieſer Zeugen Schriften als Zeugen aufgeführt. Dennoch ſollen wir auf dieſer wenigen Jünger Jeſu Zeugnis ein ganzes Lehrgebäude gründen. Ja, was das meiſte iſt, ſo haben nach ihrem Berichte die Jünger Jeſu anfangs ſelber nichts davon glauben wollen, ſondern einige haben noch bis auf die letzte Zeit ſeiner Gegenwart auf Erden an der Wirklichkeit ſeiner Auferſtehung gezweifelt. Wie Maria Magdalena mit den übrigen Weibern den Apoſteln bekräftigen, ſie hätten ein Geſicht der Engel geſehen, ja, ſie hätten Jeſum ſelber geſehen, geſprochen und angefaſſet, glaubten ſie es nicht. Es dünkten ihnen ihre Worte, als wären es Märlein. Petrus lief hin zum Grabe und ſahe da nichts als die leinen Tücher, aber es nahm ihn doch wunder, wie das zuginge. Da die beiden wandernden Jünger den übrigen

[1] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 5. — [2] Außerhalb ihres Kreiſes.

Apoſteln ſagten, wie Jeſus mit ihnen auf dem Wege gewandelt und geſprochen hätte und hernach verſchwunden wäre, glaubten ſie ihnen auch nicht. Als Jeſus ſchon allen Jüngern erſchienen war, wollte es doch Thomas auf ihr Wort nicht glauben, bis er ſeine Hände in Jeſu Nägelmal und Seite gelegt hätte. Ja, wie ihnen Jeſus erſchien in Galiläa, welches, nach Johannis Ausſage, ſchon das drittemal war, daß Jeſus ſich den ſämtlichen Apoſteln offenbaret, ſo waren noch etliche unter ihnen, die da zweifelten. Sind nun die ſämtlichen Apoſtel, die doch Jeſus' vorgängige Wunder und Verkündigung geſehen und gehöret hatten und ihn nun zum öftern klar und deutlich vor Augen ſahen, mit ihm redeten und aßen, ihn befühlten und betaſteten, dennoch in einer ſo wichtigen Begebenheit voller Unglauben und Zweifel geweſen: wie viel weniger iſt es uns heutigestages zu verdenken, daß wir eine Weile ungläubig ſind und zweifeln, da wir von allen dieſem mit unſern Sinnen gar keine Erfahrung bekommen, ſondern alles nach 1700 Jahren aus den Urkunden einiger wenigen Zeugen holen müſſen. Und da iſt das einzige, was uns jetzt vernünftigerweiſe zu tun übrigbleibt, daß wir, in Ermangelung eigener Erfahrung, erwägen, ob die uns überbliebene Zeugniſſe übereinſtimmen. Oder wollen etwa die Evangeliſten und Apoſtel mit ihrer Behutſamkeit ſo viel ſagen (wie es faſt ſcheinet): Wir haben die Auferſtehung Jeſu ſo genau unterſuchet, als immer ein Ungläubiger und Zweifler tun kann; ſo könnet ihr uns nunmehr ohne neue Unterſuchung und Bedenken ſicher trauen? Gewiß, dieſes wäre eine unbillige Forderung. Sie ſelbſt wollten ihres Meiſters Verkündigung, Wunder, ja ſichtliche und offenbare Erſcheinung ſo lange in Zweifel ziehen, und wir ſollten nicht befugt ſein, die Wahrheit ihrer ſchriftlichen Nachrichten, worauf wir alles müſſen ankommen laſſen, ſo ferne zu prüfen, daß wir ſehen, ob ihr Zeugnis übereinſtimme? Nein, wir haben ſchon gar zu viele vorhergehende Beweiſe in Händen, damit ſich ihr neues, nach Jeſu Tode erfundenes Syſtema verraten, als daß wir ihnen in der Hauptſache, worauf ihr ganzes Syſtema gebauet iſt, nicht genau aufmerken ſollten.

Das erſte, was wir bei der Zuſammenhaltung der vier Evangeliſten bemerken, iſt, daß ihre Erzählung faſt in allen und jeden Punkten der Begebenheit ſo ſehr voneinander abgehet und immer bei dem einen anders lautet wie bei dem andern. Ob nun gleich dieſes unmittelbar keinen Widerſpruch anzeiget, ſo iſt es doch auch gewiß keine einſtimmige Erzählung, zumal da ſich die Verſchiedenheit in den wichtigſten Stücken der Begebenheit äußert. Und bin ich gewiß verſichert, wenn heutigestages vor Gerichte über eine Sache

vier Zeugen beſonders abgehöret würden, und ihre Ausſage wäre in allen Umſtänden ſo weit voneinander unterſchieden, als unſrer vier Evangeliſten ihre: es würde wenigſtens der Schluß herauskommen, daß auf dergleichen variierenden Zeugen Ausſage nichts zu bauen ſei. Hier kommt es auf die Wahrheit der Auferſtehung Jeſu an, und ſofern dieſe aus der bloßen Ausſage von Zeugen ſollte beurteilet werden, ſo ward in ihrem Zeugniſſe eine Übereinſtimmung erfordert, wer ihn geſehen, wo und wie oft man ihn geſehen, was er inzwiſchen geredet und getan, und was endlich aus ihm geworden ſei. Wie lautet nun die Ausſage davon bei den vier Evangeliſten? 1) Beim Johanne gehet Maria Magdalena allein zum Grabe; beim Matthäo Maria Magdalena und die andere Maria; beim Marco Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome; beim Luca Maria Magdalena, Johanna und Maria Jacobi und andere mit ihnen. 2) Matthäus ſagt bloß, die Maria ſei dahingegangen, das Grab zu beſehen; Marcus, daß ſie kämen und ſalbeten ihn; Lucas, daß ſie die Spezerei getragen, welche ſie bereitet hatten; Johannes ſagt gar nichts, warum Maria dahingegangen. 3) Nach Matthäi, Marci und Lucä Erzählung wäre dieſe Maria nur einmal zum Grabe gekommen und hätte ſogleich einen Engel da geſehen; aber in Johannis Geſchichte kommt ſie zweimal dahin: das erſtemal, ohne einen Engel geſehen zu haben, da ſie wieder weglauft und Petro ſagt: „Sie haben den Herrn weggenommen“; und das andere Mal, wie ſie wiederkömmt und dann den Engel ſiehet. 4) Petrus und Johannes ſollen auch früh zum Grabe gelaufen ſein, wie Johannes meldet; aber die übrigen Evangeliſten melden nichts davon. 5) Die Rede des Engels beim Matthäo und Marco hält in ſich: ſie ſollten ſich nicht fürchten, Jeſus ſei auferſtanden, ſie ſollten das ſeinen Jüngern ſagen, und daß er vor ihnen hingehen würde in Galiläam. Im Luca aber ſtehet nichts davon, ſondern ſtatt deſſen: „Gedenket daran, wie er euch ſaget, da er noch in Galiläa war und ſprach: ‚Des Menſchen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden und am dritten Tage auferſtehen[1].‘“ Beim Johanne ſprechen die Engel gar nichts als dieſes zur Maria: „Weib, was weineſt du?“ 6) Die Reden Jeſu zur Maria Magdalena auf dem Wege lauten beim Matthäo ſo: „Seid gegrüßet; fürchtet euch nicht, gehet hin und verkündiget es meinen Brüdern, daß ſie gehen in Galiläam; daſelbſt werden ſie mich ſehen.“ Johannes hingegen erzählt, er habe zur Maria Magdalena geſagt: „Weib, was weineſt du? Maria! rühre

[1] Ev. Lucä, Kap. 24, V. 6—7.

mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater; gehe aber hin zu meinen Brüdern und ſage ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ 7) Matthäus und Johannes erwähnen nichts von der Erſcheinung Jeſu den zween Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, deren Marcus und Lucas gedenken. 8) Matthäus ſaget nichts davon, daß Jeſus ſeinen Jüngern in Jeruſalem erſchienen ſei, ſondern daß ſolches einmal geſchehen in Galiläa, und daß noch etliche Jünger daran gezweifelt, ob er es wäre. Marcus und Lucas hingegen wiſſen nichts von der galiläiſchen Erſcheinung, ſondern bloß von der einen zu Jeruſalem. Johannes aber gedenket zweier Erſcheinungen in Jeruſalem, acht Tage nacheinander; die galiläiſche aber erzählt er als die dritte mit ganz andern Umſtänden. 9) Die Reden, welche Jeſus an die Jünger ſoll gehalten haben, ſind ſehr unterſchieden bei den Evangeliſten, welches umſtändlich zu zeigen viel zu weitläuftig wäre. Jedoch iſt inſonderheit zu merken, daß Jeſus beim Luca nicht ſaget, daß ſie die Bekehrten taufen ſollten, wie Matthäus und Marcus berichten, ſondern nur, daß ſie Buße und Vergebung der Sünden predigen ſollten. Beim Johanne aber ſagt Jeſus den Jüngern gar nichts, weder vom Predigen, noch vom Taufen; ſondern er ſpricht allein zu Petro: „Haſt du mich lieb, ſo weide meine Schafe.“ 10) Marcus und Lucas, die doch Jeſum nicht ſelber geſehen haben, berichten ſeine Himmelfahrt. Aber Matthäus und Johannes als Jünger, die Jeſum ſelber wollen geſehen haben, ſchweigen von dieſem wichtigen Punkte ganz und gar. Jeſus ſpricht bei ihnen mit ſeinen Jüngern; dann weiß man weiter von ihm nicht, wo er geblieben; ihre Erzählung iſt zu Ende. Johannes hat zwar noch ſo vieles auf ſeinem Herzen, was Jeſus getan habe, daß, wenn alles ſollte in Büchern beſchrieben werden, dieſelben Bücher in der Welt nicht Raum haben möchten; allein mich dünkt, die paar Zeilen von ſeiner Himmelfahrt hätten doch noch wohl ein Räumchen darin gefunden und ſtatt der ungeheuren Hyperbole[1] verdienet.

Zeugen, die bei ihrer Ausſage in den wichtigſten Umſtänden ſo ſehr variieren, würden in keinen weltlichen Händeln, wenn es auch nur bloß auf ein wenig Geld einer Perſon ankäme, als gültig und rechtsbeſtändig erkannt werden, ſo daß der Richter ſich auf ihre Erzählung ſicher gründen und den Spruch darauf bauen könnte: wie kann man denn begehren, daß auf die Ausſage von ſolchen vier variierenden Zeugen die ganze Welt, das ganze menſchliche Geſchlecht

[1] Übertreibung.

zu allen Zeiten und aller Orten ihre Religion, Glauben und Hoffnung zur Seligkeit gründen soll? Allein, es bleibet auch nicht einmal bei der Verschiedenheit ihrer Erzählung: sie widersprechen sich unleugbar in vielen Stellen und machen den guten Auslegern, die dieses Tetrachordon[1] zu einer bessern Einstimmung bringen wollen, viel vergebliche Marter. Ich will nur zehen dergleichen ganz offenbare Widersprüche anführen, ungeachtet derselben weit mehrere sind.

Der erste Widerspruch ist zwischen Marco und Luca. Nach Marci Bericht haben Maria Magdalena, Maria Jakobi und Salome die Spezerei gekauft, „als der Festtag vergangen war"; das ist den funfzehnten des Monats Nisan oder den ersten Ostertag, welcher damals auf einen Schabbas oder Sonnabend eingefallen war, nach Untergang der Sonnen. Aber beim Luca kaufen sie die Spezerei und Myrrhen „den Abend vor dem Festtage" und sind den Festtag über stille, nach dem Gesetze; das ist, sie kauften die Spezerei am Rüsttage oder Freitage, den vierzehnten Nisan, nach Untergang der Sonnen. Dieses ist ein augenscheinlicher Widerspruch, welchen nebst vielen andern die Alten schon eingesehen und daher die Geschichte der Auferstehung beim Marcus lieber weggelassen. Grotius[2] will dieses so zusammenreimen, daß er den Aoristum ἠγόρασαν[3] beim Marco gibt: *jam emta habebant*[4]. Denn, spricht er, es war nicht sonderlich daran gelegen, zu wissen, zu welcher Zeit die Weiber Spezerei gekauft, wohl aber, daß sie welche gehabt. Allein, wenn man in den Text siehet, so ist nichts unwahrscheinlicher als dieses. Es gehen duo genitivi consequentiam designantes[5] vorher, διαγενομένου τοῦ σαββάτου, „als der Sabbat vorbei war". Auf solche Konstruktion und auf solches Antecedens muß notwendig eine erfolgte Handlung gesetzt sein: da kauften sie Spezerei. Dann kommt der Endzweck dieser Handlung, „auf daß sie kämen und salbeten ihn"[6]. Man wird mir kein einzig Exempel irgendeines Schreibers aufweisen können, darin bei solchem antecedente duorum genitivorum consequentiam denotantium und solchem consequente finem actionis indicante der Aoristus nicht **Actum**, sondern **Statum** bedeuten sollte; und es ist auch nicht möglich, so zu reden, wenn einer richtig und ordentlich denkt, weil auf das antecedens der Status ja nicht erst folget, sondern schon vorher gewesen ist. Nun bedeuten die beiden Genitivi διαγενομένου σαββάτου einen Umstand der Zeit, so vorher-

[1] Das aus vier Tönen bestehende Stück der altgriechischen Tonskala. — [2] Hugo Grotius, 1583—1645. — [3] „Sie kauften." — [4] „Sie besaßen [die Spezereien] schon, die sie gekauft hatten." — [5] „Zwei Genitive, die die Zeitfolge bezeichnen." — [6] Ev. Marci, Kap. 16, V. 1.

gegangen; demnach bedeutet das folgende ἡγόρησαν einen Actum, der nach ſolcher Zeit geſchehen und zur Wirklichkeit gekommen iſt. Ein Aoriſtus ſtehet auch beim Luca[1]: ὑποστρέψασαι δὲ ἡτοίμασαν ἀρώματα. Da wird es aber Grotius ſelber nicht überſetzen wollen, *praeparata iam habebant*[2], ſondern *praeparabant*[3]. Es iſt einerlei Folge des *antecedentis* und *consequentis*. „Und als ſie (vom Grabe) umgekehret waren, bereiteten ſie die Spezerei.“ Iſt es denn nicht eine ſchlechte Ausflucht, daß der Aoriſtus bei dem einen Evangeliſten ſoll Actum, bei dem andern aber Statum bedeuten? und iſt dieſelbe nicht bloß erſonnen, um aus ſchwarz und weiß, aus vergangen und gegenwärtig eins zu machen? Die beiden Evangeliſten haben einerlei Konſtruktion, und in derſelben, wenn man ſie natürlich und auf einerlei Weiſe verſtehet, wie es die Worte leiden, ſtreiten die Evangeliſten miteinander und ſetzen eine Handlung auf verſchiedne Zeit. Aber weil man dieſes nicht gerne wiſſen will, ſo muß lieber dieſe Konſtruktion bei dem einen ganz unnatürlich und ganz anders als bei dem andern angenommen werden. War denn nichts daran gelegen, daß Marcus auch wie Lucas ſagte, zu welcher Zeit ſie die Spezerei gekauft hatten? Allerdings: wie Lucas ſagt, daß ſie die Spezerei am Freitag Abend gekauft, damit ſie den Sabbat über ſtille ſein könnten nach dem Geſetze, ſo will Marcus ſagen, daß ſie aus ebender Urſache den Sabbat erſt übergehen laſſen und nach geendigtem Sabbate die Spezerei eingekauft, damit ſie das Geſetz des Sabbats nicht überträten. Da nun dieſes beider Evangeliſten Abſicht geweſen, warum ſie den Umſtand des Einkaufens der Spezerei auf eine gewiſſe Zeit beſtimmen, ſo hat auch Marcus ſowohl als Lucas die Handlung des Einkaufens verſtanden und ſagen wollen, daß ſie nicht am Sabbat geſchehen ſei, und es iſt nicht möglich, daß er den Statum verſtanden habe. Denn dadurch, daß einer Spezerei hat, wenn der Sabbat vorbei iſt, wird er nicht befreiet, daß er den Einkauf nicht ſollte am Sabbat ſelbſt getan haben. Es iſt alſo ganz unleugbar, daß Marcus die Handlung des Einkaufens der Spezerei 24 Stunden ſpäter ſetzet als Lucas, und daß folglich hierin ein klarer Widerſpruch ſei.

Der zweite Widerſpruch in ebender Materie iſt noch ſtärker. Denn nach Johannis Berichte[4] bringen Joſeph von Arimathia und Nicodemus, als ſie Pilatum um den Leichnam gebeten, ſchon Myrrhen und Aloen bei hundert Pfunden mit. Da nehmen ſie denſelben Frei-

[1] Ev. Lucä, Kap. 23, V. 56. — [2] „Sie beſaßen ſchon bereitete.“ — [3] „Sie bereiteten.“ — [4] Ev. Johannis, Kap. 19, V. 39.

tag oder Rüſttag Abend den Leichnam und binden ihn in leinene Tücher mit der Spezerei nach der Weiſe, wie die Juden pflegten zu begraben. Sie begehen alſo nach Johannis Zeugniſſe alles, was die jüdiſche Weiſe bei Begrabung der Toten mit ſich brachte. Und daher iſt merklich, daß ebendieſer Evangeliſt Johannes nichts gedenket, daß Maria Magdalena oder Salome nachher beſondere Spezerei eingekauft oder damit zum Grabe hinausgegangen oder irgend bei dem Hinausgehen eine Abſicht gehabt, mit dem toten Körper noch weiter eine Salbung vorzunehmen; er ſagt nur ſchlechterdings, daß Maria Magdalena frühe zum Grabe gekommen. Gleichwie wir nun oben bemerkt haben, daß Matthäus dieſe Abſicht der Weiber nicht ohne Urſache wegläſſet, weil ſie mit ſeinen Hütern, die er vor das Grab gepflanzet, nicht beſtehen konnte, ſondern ſtatt deſſen bloß ſagt, ſie ſei'n hinausgegangen, das Grab zu beſehen: ſo iſt es auch nicht ohne Urſache geſchehen, daß Johannes von der Salbung, welche Maria Magdalena vorgehabt hätte, ſchweigt; denn ſie konnte mit dem, was Joſeph und Nicodemus ſchon am Freitag Abend in Beiſein und mit Hülfe der Weiber verrichtet hatten, nicht beſtehen: dem toten Körper war ſchon alles widerfahren, was die jüdiſche Weiſe mit ſich führte. Hergegen ſagen Marcus und Lucas, daß die Weiber, nachdem ſie nebſt Joſeph und Nicodemo vom Grabe zurückgekehret waren und Jeſu Leichnam ſchon mit Leinwand eingewickelt ins Grab geleget hatten, entweder denſelben Freitag Abend, wie Lucas berichtet, oder den folgenden Sabbat Abend, wie Marcus ſagt, die Spezerei gekaufet und bereitet und am dritten Tage mit ſich hinausgenommen, um den Körper damit nun erſt zu ſalben. Daher gedenken dieſe beiden Evangeliſten auch nichts davon, daß Joſeph und Nicodemus dieſe Pollincturam[1] mit der Spezerei ſchon am Rüſttag Abend verrichtet hatten; denn ſo hätten es die Weiber nicht erſt nachher zu tun vornehmen können, weil ſie wohl wußten, was geſchehen war. Sie waren mit dabei geweſen, wie Joſeph den Leichnam in Leinwand gewickelt und in ſein Grab gelegt; ſie waren demſelben nachgefolget und hatten das Grab beſchauet, wie ſein Leib geleget worden. Da nun dieſe Evangeliſten ein jeder ſich ſelbſt in acht genommen, daß ſie ſich in ihrer eigenen Erzählung in dieſem Stücke nicht widerſprächen, ſo iſt es hergegen deſto klärer, daß einer dem andern widerſpricht. Iſt es wahr, daß Joſeph und Nicodemus in Gegenwart der Weiber alles das verrichtet gehabt, was die jüdiſche Weiſe zu begraben mit ſich brachte, ſo iſt es falſch, daß die Weiber ſich noch hernach haben

[1] Leichenſalbung.

können in den Sinn kommen laſſen, ebendasſelbe, als ob es nicht geſchehen wäre, zu verrichten und zu dem Ende zum Grabe zu gehen. Und ſo iſt umgekehrt zu ſchließen: iſt das letztere wahr, ſo iſt das erſte falſch. Jedoch, es iſt wahrſcheinlicher zu glauben, daß das erſtere wahr und das letzte falſch ſei. Denn da Joſeph ſich vorher vorgenommen hatte, den Körper in ſein Grab zu nehmen, da wird er auch mit Beihülfe des Nicodemus beſorgt und beſchicket haben, was zum Begraben nötig war. Die Juden waren ohnedas eilfertig mit der Beſtattung ihrer Toten, als welches an demſelben Tage zu geſchehen pflegte, da einer geſtorben. Es gehörte auch nicht viel Zurüſtung zu dieſem Werke. Der Körper ward gewaſchen und zu ſolchem Waſchen etwa wohlriechend Waſſer gebraucht, welches denn die „Pollinctura“ oder „Salbung“ der Juden iſt; von andern künſtlichen Balſamieren wußten ſie nichts. Dann wurde der Körper mit langen Binden von Leinwand und der Kopf beſonders mit dem ſogenannten Schweißtuche oder Schnupftuche umwickelt; die Reicheren ſtreuten bei dieſem Einwickeln wohl Spezereien, als geſtoßene und miteinander vermiſchte Myrrhen und Aloe, mit in die Tücher, um dem Geſtanke und der Fäulnis einigermaßen zu wehren: dann war die Sache fertig. Dieſes war nun alles bei Jeſu geſchehen; was war denn nachher noch für eine Salbung nötig? was für neue Spezereien? und wer hat je gehöret, daß ein toter Körper, wenn er einmal ſo zu ſeiner Ruhe gebracht war, ſo verunehret worden, daß man ihn wieder ausgewickelt und aufs neue geſalbet? Die Salbung oder das Waſchen, die Pollinctura, ging vor dem Einwickeln vorher und war hier folglich auch geſchehen, wie es die Weiſe erforderte. Johannes ſagt ausdrücklich: „Sie nahmen den Leichnam Jeſu und wickelten ihn in Leinwand mit wohlriechenden Spezereien, wie es Weiſe iſt bei den Juden, einen Körper zur Erden zu beſtatten.“[1] Das Wort ἐνταφιάζειν, ſo im Grundtexte die Beſtattung andeutet, begreifet die Pollincturam oder das Waſchen oder Salben des verſtorbenen Körpers mit und iſt eine notwendige Vorbereitung zu dem Einwickeln. Niemand wickelt einen unſlätigen Körper in reine Leinwand und wickelt ihn hernach wieder aus mit den Spezereien, um ihn alsdenn erſt zu waſchen. Es iſt alſo ein offenbarer Widerſpruch in dieſer Erzählung zwiſchen Johanne, welcher ſagt, daß die Salbung und Einwickelung des Körpers Jeſu mit der Spezerei nebſt allem, was zum Begräbniſſe nach jüdiſcher Weiſe gehöret, ſchon am Freitag Abend vollbracht worden ſei, und zwiſchen Marco und Luca, welche darin über-

[1] Ev. Johannis, Kap. 19, V. 40.

einkommen, daß die Weiber erſt am dritten Tage oder am Montag Morgen mit der Spezerei hinausgegangen, dem Körper ſein Recht zu tun, aber auch darin einander wieder entgegen ſind, daß Lucas will, ſie hätten die Spezerei und Salben am Freitag Abend, als ſie vom Grabe umgekehret, bereitet und wären darauf den Sabbat über ſtille geweſen, Marcus aber, daß ſie die Spezerei, damit ſie ihn ſalben wollten, erſtlich als der Sabbat vergangen war, gekaufet.

Der dritte Widerſpruch iſt zwiſchen Matthäo und den übrigen Evangeliſten. Denn nach dieſer ihrer Erzählung gehet Maria Magdalena mit den andern Weibern zum Grabe, und als ſie noch in der Ferne waren, *ſehen ſie dahin und werden gewahr, daß der Stein abgewälzet ſei; finden alſo den Stein vom Grabe abgewälzet; ſehen, daß der Stein vom Grabe weg war.* Beim Matthäo aber kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen: und ſiehe, da fuhr ein Engel vom Himmel, trat hinzu und wälzte den Stein von dem Grabe und ſatzte ſich darauf, und ſeine Geſtalt war wie der Blitz. Die Hüter nun erſchraken vor Furcht und wurden, als wären ſie tot; aber zu den Weibern ſprach der Engel (als ſie ſich auch darüber erſchrocken bezeigten): „Fürchtet euch nicht“ uſw. Dieſes geſchahe demnach alles in Gegenwart der Weiber; das läſſet ſich durch keine falſche Ausflucht leugnen. Maria *kam hin* (ἦλθε), und *ſiehe* (ἰδοῦ), da *geſchah* ein groß Erdbeben (ἐγένετο), der Engel *kam* vom Himmel, *trat* hinzu, *wälzete* den Stein ab, *ſatzte* ſich darauf, *ſagte* zu den Weibern. Eine Beſchreibung einer Begebenheit, die vor jemandes Augen geſchiehet, der alle Veränderungen mit anſiehet. Wäre nun dieſes wahr, daß der Stein im Geſichte der Weiber durch einen Engel abgewälzet worden, ſo müßte jenes falſch ſein, daß, wie die Weiber von ferne dahin geſehen, ſie ſchon gewahr worden, daß der Stein abgewälzet und hinweg ſei. Es erhellet aber aus dem, was oben geſagt worden, daß Matthäi Erzählung bloß nach der Ertichtung von den Wächtern eingerichtet ſei. Daher ich den andern Widerſpruch, welcher ferner hierin lieget, nicht aufs neue erörtern will, da nämlich, laut Matthäi Bericht, Maria, als ſie hinkömmt, die Wächter noch findet, welche erſt nach der Maria zur Stadt kehren; dagegen bei den übrigen Evangeliſten keine Wächter zu hören oder zu ſehen ſind.

Der vierte Widerſpruch iſt faſt zwiſchen allen und jeden Evangeliſten, was die Erſcheinung der Engel betrifft, ſo daß ich leicht hieraus einen vierfachen Widerſpruch machen könnte. Ich will es aber alles der Kürze halber in eins ziehen. Bei den Evangeliſten Matthäo und Marco ſehen die Weiber nur einen Engel, und einer

ſpricht nur mit ihnen. Wenn in dieſer Evangeliſten Gedanken mehrere Engel geſchwebt hätten, ſo war keine Urſache, daß ſie den einen aus ihrer Erzählung wegließen, da es ihnen nicht mehr Mühe koſtete, zween Engel ſtatt eines Engels zu ſchreiben, und da zween Engel die Erſcheinung noch gewiſſer machten oder wenigſtens das Wunder vergrößerten. Es iſt alſo wohl ausgemacht, daß Matthäus und Marcus nur an einen Engel, der erſchienen wäre, gedacht. Demnach widerſprechen ihnen die beiden andern Evangeliſten, Lucas und Johannes, weil ſie ſagen, daß den Weibern zween Engel erſchienen und zween mit ihnen geſprochen. Ferner ſehen die Weiber beim Matthäo den einen Engel vom Himmel fahren, den Stein abwälzen und ſich darauſſetzen, und ſo ſpricht er mit ihnen vor dem Grabe, ehe ſie noch hineingehen. Bei dem Marco aber finden die Weiber keinen Engel vor dem Grabe, ſondern ſie gehen hinein und finden den Engel im Grabe zur rechten Hand ſitzen. Bei dem Luca finden die Weiber vor dem Grabe auch keinen Engel und wollen ſchon hineingehen; und da ſie bekümmert ſind, wo der Leichnam Jeſu möchte geblieben ſein, ſtehen oder ſtellen ſich zween Engel bei ihnen *(ἐπέστησαν)*. Bei dem Johanne aber gucket die Maria Magdalena von außen ins Grab und ſiehet zween Engel in weißen Kleidern ſitzen, einen zum Haupte und den andern zu den Füßen. Weiter bei dem Matthäo, Marco und Luca ſaget der Engel oder die Engel zu Maria Magdalena und den übrigen, Jeſus ſei auferſtanden, und befehlen ihnen, ſolches den Jüngern und Petro zu ſagen. Bei dem Johanne aber fragen die Engel Mariam nur: „Weib, was weineſt du?“ und indem ſie ihnen antwortet, ſie wiſſe nicht, wo man den Leichnam Jeſu hingeleget habe, ſiehet ſie ſich um und ſiehet Jeſum und ſpricht zu ihm, in Meinung, es ſei der Gärtner: „Herr, haſt du ihn weggenommen, ſo ſage mir, wo haſt du ihn hingeleget?“ Da offenbaret ſich ihr Jeſus, und ſie erfähret ſeine Auferſtehung nicht von den Engeln, ſondern von Jeſu ſelbſt. Dergleichen vielfältig widerſprechende Erzählung von einer Sache kann von niemand anders kommen als von Leuten, die ſich zwar in der Hauptſache beredet, was ſie ſagen wollen, aber die kleineren Nebenumſtände unter ſich zu beſtimmen vergeſſen haben; daher ein jeder nach ſeiner Einbildungskraft und Gutdünken dieſelbe für ſich dazu tichtet.

Der fünfte Widerſpruch iſt zwiſchen Johanne und Luca. Lucas berichtet, daß der Maria Magdalena und übrigen, eben da ſie ins Grab gegangen und ſich wunderten, wo Jeſu Leichnam wäre, zween Engel erſchienen, welche ihnen die Auferſtehung Jeſu verkündiget; darauf wären dieſe Weiber eilend hingegangen und hätten ſolches den eilfen

verkündiget (nämlich, wie die andern Evangeliſten hinzuſetzen, nach dem Befehle der Engel, daß ſie es den Jüngern, und inſonderheit Petro, ſagen ſollten); folglich wäre Petrus geſchwinde zum Grabe gelaufen, hätte hineingeſehen und nichts als die Tücher da gefunden, wäre alſo voller Verwunderung über das Geſchehene weggegangen. Hieraus iſt klar, daß die Engel der Mariä ſchon, ehe Petrus zum Grabe gekommen, erſchienen ſei'n, und daß eben die Engel der Marien die Auferſtehung Jeſu und dieſe wiederum ſie Petro verkündiget. Aber Johannes ſpricht, daß er ſelbſt nebſt Petro von der Maria bloß die Botſchaft bekommen, daß man den Körper weggetragen; aber von der Auferſtehung Jeſu hätte ſie ihnen nichts geſagt, noch ſelbſt etwas gewußt. Er erzählt es umſtändlich ſo: Maria habe den Stein vom Grabe gewälzet gefunden, darauf ſei ſie zu ihnen beiden gelaufen, ſagend, man hätte den Leichnam Jeſu aus dem Grabe weggenommen, und ſie wüßte nicht, wo man denſelben möchte hingelegt haben; darauf wäre er nebſt Petro um die Wette zum Grabe gelaufen, ſie hätten die Leinwand und das Schweißtuch allein liegen ſehen und alſo geglaubt, was Maria geſagt, nämlich, daß Menſchenhände den Leichnam weggenommen (denn das hätten ſie noch nicht gewußt, daß Jeſus auferſtehen müßte von den Toten): darauf wären ſie wieder weggegangen; Maria aber wäre mit Weinen vor dem Grabe geblieben, und ſiehe, da ſie hineingeſehen, habe ſie zween Jünglinge geſehen, einen zum Haupte, den andern zum Füßen, die hätten gefragt: „Weib, was weineſt du?“ Da ſie nun geantwortet: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt“, ſei Jeſus ſelbſt hinter ihr geſtanden und habe ſich ihr offenbaret. Hieraus iſt klar, daß Maria Magdalena, als ſie zu Petro gelaufen, ſelbſt noch nicht gewußt, daß Jeſus auferſtanden ſei, und daß ihr damals noch kein Engel müſſe erſchienen geweſen ſein; imgleichen, daß Petrus und Johannes ebenfalls nichts von der Auferſtehung gewußt, als ſie zum Grabe eilten, und daß ſie auch ſolches bei und in dem Grabe nicht erfahren; ja, daß Maria es überall[1] nicht von den Engeln, ſondern von Jeſu ſelbſt zu wiſſen bekommen: welches auf eine dreifache Art dem Berichte Lucä widerſpricht. Damit man aber hier nicht auch die gemeine[2] Ausflucht nehme, wodurch man ſo viele Disharmonieen zu ſtimmen ſucht, nämlich, daß etwa Petrus zweimal zum Grabe geweſen: ſo will ich aus den Umſtänden zeigen, daß es bei beiden Evangeliſten ein und derſelbe Hingang Petri zum Grabe ſein ſoll.

[1] überhaupt. — [2] übliche.

1. Luc. XXIV. 12. Petrus lief zum Grabe. *ἔδραμεν.*
   Joh. XX. 4. Petrus und Johannes liefen. *ἔτρεχον.*
2. Luc. v. 12. Petrus kuckte hinein. *παρακύψας.*
   Joh. v. 5. Johannes kuckte hinein. *παρακύψας.*
3. Luc. v. 12. Petrus ſahe die Tücher allein liegen. *βλέπει τὰ ὀθόνια κείμενα μόνα.*
   Joh. v. 6. 7. Petrus ſahe die Tücher liegen und das Schweißtuch nicht mit den Tüchern liegen. *θεωρεῖ τὰ ὀθόνια κείμενα καὶ τὸ σουδάριον οὐ μετὰ τῶν ὀθονίων κείμενον.*
4. Luc. v. 12. Petrus ging heim. *ἀπῆλθε πρὸς ἑαυτόν.*
   Joh. v. 10. Petrus und Johannes gingen wieder heim. *ἀπῆλθον πάλιν πρὸς ἑαυτούς.*

Die Sache gibt es auch, daß Petrus nicht zum andern Male kann hinausgeweſen ſein, nachdem Maria etwa zum andern Male gekommen und ihm die Auferſtehung verkündiget. Denn ſolches öftere und nacheinander erfolgte Ein- und Auslaufen der Marien und Petri würde nebſt dem Beſchauen des Grabes und der Unterredung mit den Engeln und mit Jeſu ſo viel Zeit erfordert haben, daß Petrus zum andern Male nicht vor hellem Mittage hätte zum Tore hinaus- und hereingehen können, welches den Umſtänden und dem Betragen der Jünger Jeſu gänzlich entgegen iſt. Denn damals hielten ſie ſich noch ganz verſteckt und kamen nicht öffentlich vors Geſichte der Leute, ſondern hielten ſich in verſchloſſenen Türen beiſammen in einem Zimmer, aus Furcht vor den Juden. Iſt nun Petrus nur einmal, ganz frühe, auf der Marien Botſchaft, zum Grabe hinausgekommen, wie kann es beieinander ſtehen, daß Maria nach Lucä Bericht vorher von den Engeln die Auferſtehung gehöret, ja, nach Matthäo Jeſum ſelbſt im Rückgehen geſehen und geſprochen, auch Befehl bekommen, ſolches den Jüngern, und inſonderheit Petro, zu ſagen; und daß ſie doch (nach der Erzählung Johannis) nichts zu den Jüngern und zu Petro ſagt, als: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe weggenommen, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben"; ja, daß ſie nachher erſt die Engel zu ſehen bekömmt und alsdenn nicht von ihnen, ſondern von Jeſu ſelbſt erfähret, daß er lebe?

Der ſechſte Widerſpruch iſt zwiſchen Matthäo und Johanne und beſtehet darin, daß Jeſus, nach Ausſage des Matthäi, der Maria Magdalena auf dem Wege nach der Stadt, nach Johannis Ausſage aber vor der Türe des Grabes erſchienen ſein ſoll. Wenn wir die Ausdrückungen des Matthäi anſehen, ſo erhellet, daß Maria mit ihren Gefährten ſchon weit von dem Grabe muß weg geweſen ſein. Sie

gingen geſchwinde aus dem Grabe mit Furcht und großer Freude und liefen, es den Jüngern zu verkündigen. Indem ſie aber ſo fort wanderten, ſiehe, da kam ihnen Jeſus entgegen. Allein beim Johanne heißet es: Maria ſtund vor dem Grabe und weinete draußen. In dieſem Weinen bückt ſie ſich und ſiehet ins Grab hinein und wird zween Engel gewahr, die darin ſitzen und zu ihr ſagen: „Weib, was weineſt du?“ „Ach“, ſagt ſie, „daß ſie meinen Herrn weggenommen haben, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt haben.“ Indem ſie dieſes ſagt, ſiehet ſie ſich um und ſiehet Jeſum ſtehen, welcher gleichfalls zu ihr ſpricht: „Weib, was weineſt du?“ Nun ſage man mir doch, wie es möglich ſei, daß Maria zugleich gehen und eilig laufen, zugleich vor dem Grabe ſtehen und da im Umſehen Jeſum hinter ſich ſtehend erblicken und doch weit vom Grabe, auf dem Rückwege, Jeſum ihr entgegenkommend ſehen kann? Es iſt mir ſchon bei mehr als einer Stelle dieſer Unterſuchung die Hiſtorie von der Suſanna[1] eingefallen; hier aber ſchicket ſie ſich beſonders her. Zween Älteſten in Israel, da ſie ihre Geilheit bei der Suſanna nicht hatten büßen können, zeugeten falſch wider ſie, daß ſich ein junger Geſelle zu ihr im Garten gelegt hätte, und ſie ſollte ſchon auf ſolcher ehrwürdigen zween Zeugen Ausſage nach dem Geſetze Moſis zum Tode verurteilet werden, als Daniel die Richter belehrete, eine beſſere Unterſuchung der Zeugen anzuſtellen. Er frug einen jeden beſonders: „Unter welchem Baume haſt du ſie funden?“ Der eine ſprach auf ſolche Frage: „Unter einer Linden“, der andere: „Unter einer Eichen“. Alſo ward die Falſchheit ihres Zeugniſſes durch den Widerſpruch entdecket, die Jungfer freigeſprochen und die Zeugen getötet. Die Regul des Widerſpruchs, welche bei dieſer Zeugenprobe zum Grunde geleget ward, iſt an ſich ganz richtig und wird billig bis auf den heutigen Tag bei allem Zeugenverhöre, ja, bei aller menſchlichen Unterſuchung der Wahrheit zur Richtſchnur gemacht: Wenn ſich Zeugen, wenn ſich Geſchichtſchreiber widerſprechen, ſo kann ihr Bericht unmöglich wahr ſein. Aber bei der Suſanna war der Widerſpruch lange nicht ſo klar, wie es zur Überführung der Falſchheit ihres Zeugniſſes erfordert ward. Denn Menſchen haben allemal bei ſolchen kleinen Nebenumſtänden die billige Entſchuldigung, daß ſie aus Begierde, die Hauptſache zu bemerken, auf ſolche geringe Dinge ſo genau nicht geachtet; ihr Fehler beſtehet demnach nur darin, daß ſie ausſagen, was ſie nicht genau wiſſen, und worin ſie ſich leicht triegen und einander widerſprechen

[1] Nach dem apokryphiſchen Buche „Hiſtoria von Suſanna und Daniel“.

können: deswegen kann doch die Hauptsache wahr sein. Wie, wenn diese Zeugen gesagt: „Wir haben, aus Bestürzung über die Schandtat, welche wir sahen, nicht geachtet, was es für ein Baum gewesen, worunter wir die Susanna mit ihrem Buhler angetroffen"? Was hätte doch der gute Daniel machen, oder wie hätte er die Falschheit ihres Zeugnisses entdecken wollen? Aber wir haben hier es mit Zeugen zu tun, die sich mit den Schranken menschlicher Achtsamkeit oder mit dem gemeinen menschlichen Fehler, die kleinen Umstände ohne genaue Wissenschaft hinzuzufügen, nicht entschuldigen: sie wollen und sollen ja in allen Stücken, in allen Worten von dem Heiligen Geist, der sie in alle Wahrheit leitet, getrieben sein. Wie kann denn ein solcher Widerspruch unter ihnen entstehen, der auch menschlicherweise bei der sorglosesten Beobachtung der Umstände nicht leicht würde begangen werden? Denn wie dort bei der Susannen leicht möglich war, daß einer, der auf die Buhler unter einem Baume siehet, auf die Art der Blätter und des Baums gar nicht achte, so war hier nicht möglich, daß die Maria nicht wissen sollte, ob sie Jesum nahe vor dem Grabe hinter sich stehend gesehen hätte, oder ob er ihr weit davon, auf dem Wege zur Stadt, entgegengekommen sei.

Der siebende Widerspruch findet sich zwischen ebendiesen Evangelisten Matthäo und Johanne. Denn als nach Matthäi Bericht[1] Jesus denen Weibern begegnet, treten sie zu ihm und fassen seine Füße an oder halten ihn bei seinen Füßen *(ἐκράτησαν αὐτοῦ τοὺς πόδας)*. Jesus wehret ihnen auch nicht, sondern spricht vielmehr: „Fürchtet euch nicht." Und wie sollte er es nicht gelitten haben? da er selber zu den Jüngern an ebendem ersten Tage sagt[2]: „Betastet mich und sehet, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." Und hernach über acht Tage heißet er den Thomas seine Finger und Hände in seine Seite legen[3], welches ja durch ein Anrühren geschehen mußte und aus der Ursache nötig zu sein schien, damit sie ihn nicht für einen Geist oder Gespenst hielten. Und doch spricht Johannes, Jesus habe bei seiner ersten Erscheinung der Marien verboten, ihn nicht anzurühren. „Rühre mich nicht an", spricht er[4], „denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater, gehe aber hin zu meinen Brüdern und sprich zu ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater." Hier braucht es keiner weiteren Erläuterung. Wollen angerühret sein und nicht wollen angerühret sein, ist ein offenbarer Widerspruch.

[1] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 9. — [2] Ev. Lucä, Kap. 24, V. 39. — [3] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 27. — [4] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 17.

Der achte Widerſpruch iſt in dem Orte, wo Jeſus ſeinen Jüngern erſchienen. Der Engel ſagt zu den Weibern beim Matthäo[1]: „Saget ſeinen Jüngern, daß er auferſtanden iſt von den Toten, und ſiehe, er wird vor euch hingehen in Galiläam; daſelbſt werdet ihr ihn ſehen.“ Ebendas wiederholet Jeſus ſelbſt kurz darauf zu ihnen: „Gehet hin und verkündiget meinen Brüdern, daß ſie hingehen in Galiläam: daſelbſt werden ſie mich ſehen.“ Darauf gehen auch die eilf Jünger hin nach Galiläa auf den Berg, wo Jeſus ſie beſchieden hatte, und ſehen ihn da; etliche aber zweifelten. Hergegen ſagt Lucas gerade das Gegenteil. Er erzählet[2], daß zween Jünger an ebendemſelben Tage, da Maria Magdalena die Auferſtehung Jeſu erfahren, das iſt, an dem erſten Tage ſeiner Auferſtehung, nach dem Flecken Emmaus gewandert, welcher Weg, wie Grotius ſagt, nur zwo Stunden und etwas darüber koſtete. Wie ſich nun Jeſus auf dem Wege zu ihnen fügt und ſich ihnen hernach in dem Flecken offenbaret, kehren ſie in derſelben Stunde zurück nach Jeruſalem und finden die eilfe und andere verſammelt, erzählen ihnen, daß ſie Jeſum auf dem Wege geſehen und am Brotbrechen erkannt hätten. Indem ſie dieſes ſagten, ſtellet ſich Jeſus mitten unter ihnen und ſpricht[3]: „Friede ſei mit euch!“ zeiget ihnen ſeine Hände und Füße, will von ihnen betaſtet ſein und iſſet vor ihren Augen gebratene Fiſche, zeiget ihnen aus der Schrift, daß Chriſtus mußte nach ſeinem Leiden auferſtehen, heißet ſie Zeugen ſeiner Auferſtehung werden und in Jeruſalem bleiben, bis ſie angetan würden mit Kraft aus der Höhe, das iſt, mit den Gaben des Heiligen Geiſtes, der am Pfingſtfeſte oder funfzig Tage nach Oſtern über ſie ſollte ausgegoſſen werden. Und in der Apoſtelgeſchichte[4] ſagt Lucas noch ausdrücklicher, Jeſus habe ihnen befohlen, nicht von Jeruſalem weg zu gehen, ſondern daſelbſt die Verheißung ſeines Vaters zu erwarten, nämlich die Kraft des Heiligen Geiſtes, welcher über ſie kommen würde. Wenn Jeſus nun gleich am erſten Tage ſeiner Auferſtehung allen eilf Jüngern befiehlet, bis Pfingſten zu Jeruſalem zu bleiben und nicht von dannen zu gehen, wie kann er ihnen denn befohlen haben, in derſelben Zeit nach Galiläa zu gehen? wie kann er verſprochen haben, daß ſie ihn dort ſehen ſollten? und wie kann er ſich ihnen da wirklich auf einem Berge gezeiget haben? Lucas würde ſelbſt geſtehen müſſen, daß beides zugleich unmöglich angehe. Darum erwähnt er von der ganzen Galiläiſchen Erſcheinung und

[1] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 7. — [2] Ev. Lucä, Kap. 24, V. 13—33. — [3] Ev. Lucä, Kap. 24, V. 36, 40, 42—49. — [4] Kap. 1, V. 4.

dem Befehle dazu nicht ein Wort. Weder Jeſus noch die Engel ſagen bei Luca zu der Marien wie bei den andern Evangeliſten[1]: „Saget meinen Brüdern, daß ſie hingehen in Galiläam, daſelbſt werden ſie mich ſehen", ſondern er kehret die Rede der Engel ſo[2]: „Gedenket daran, wie er euch ſaget', da er noch in Galiläa war." Vielweniger erzählet Lucas, daß die Jünger wirklich aus Jeruſalem nach Galiläa gegangen und er ihnen da auf einem Berge oder am Ufer des Meeres erſchienen ſei. Sondern es folget bei ihm ſogleich auf den Befehl, daß ſie zu Jeruſalem bleiben ſollten, daß er ſeine Jünger von Jeruſalem nach Bethanien geführet, ſie da geſegnet und von ihnen gen Himmel gefahren ſei. So wie nun Lucas keinen ſo offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt begehen konnte, daß er bei ſeinem Verbote, nicht aus Jeruſalem zu weichen, eine in Galiläa beſtimmte Erſcheinung fügen ſollte, ſo haben hingegen auch die andern Evangeliſten, welche die galiläiſche Erſcheinung als befohlen und geſchehen erzählen, keines Befehls Jeſu, zu Jeruſalem zu bleiben, gedenken können. Matthäus erwähnet gar keiner Erſcheinung zu Jeruſalem, ſondern bloß der einen in Galiläa auf dem Berge, da Jeſus ſeine Jünger beſchieden hatte; und da ſpricht Jeſus zu ihnen alſobald[3]: „Gehet hin und lehret alle Völker." Marcus führet zwar an, daß Jeſus ſich den Jüngern zu Jeruſalem, da ſie zu Tiſche geſeſſen, gezeiget; aber nicht, daß er ſie dableiben geheißen, ſondern vielmehr, daß er ihnen geſagt[4]: „Gehet hin in alle Welt." Und ſo iſt beim Johanne, der nebſt zween Erſcheinungen zu Jeruſalem auch die galiläiſche umſtändlich berichtet, nicht ein Wort zu finden, daß Jeſus ſeinen Jüngern gleich anfangs ſollte geſagt haben, nicht von Jeruſalem zu gehen. Denn wie konnten ſich dieſe Leute ſo gröblich vergeſſen und gleich hintereinander ſo was hinſchreiben, dadurch das kurz vorher Geſagte gänzlich aufgehoben wurde? So gut ſich nun in dieſem Stücke ein jeder in acht genommen, daß er ſich nicht ſelbſt widerlegte, ſo unwidertreiblich[5] iſt hingegen, daß einer den andern widerleget und Lügen ſtrafet. Iſt es wahr, was Lucas ſagt, daß Jeſus gleich am erſten Tage ſeiner Auferſtehung ſeinen Jüngern in Jeruſalem erſchienen iſt und befohlen hat, da zu bleiben und nicht von da weg zu gehen bis Pfingſten: ſo iſt es falſch, daß er ihnen befohlen habe, in derſelben Zeit von Jeruſalem nach dem äußerſten Galiläa zu wandern, um ihnen da zu erſcheinen. Und umgekehrt kann man nicht anders denken, iſt

[1] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 10. — [2] Ev. Lucä, Kap. 24, V. 6. — [3] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 19. — [4] Ev. Marci, Kap. 16, V. 15. — [5] Unwiderleglich.

dieſes wahr, ſo muß jene Rede falſch ſein. Es iſt der offenbarſte Widerſpruch, der auf der Welt ſein kann, und zwar in der Hauptſache, darauf die Wahrheit ihres Zeugniſſes ankömmt. Denn die Zeugen der Auferſtehung Jeſu ſollten ja vor allen Dingen zeugen, daß er ihnen erſchienen ſei nach ſeinem Tode. Wenn nun der eine Zeuge ſagt, daß die Erſcheinung zu Jeruſalem geſchehen ſei und außer Jeruſalem nicht habe geſchehen ſollen, der andere, daß ſie in Galiläa geſchehen und geſchehen ſollen; wenn der eine berichtet, ihr Meiſter habe ihnen geboten, von Oſtern bis Pfingſten nicht aus Jeruſalem zu gehen, der andere, er habe geboten, binnen der Zeit weit von dannen zu ſein; wenn der eine ihm die gebratenen Fiſche zu Jeruſalem in verſchloſſenen Türen, der andere am Galiläiſchen Meere aufſetzet: ſo richten ſie ſelbſt von beiden Seiten die Glaubwürdigkeit ihres Zeugniſſes zugrunde. Allein, wenn wir auch den Befehl Jeſu beim Lucas, zu Jeruſalem zu bleiben, wollten ausgeſetzt ſein laſſen, ſo ſind doch beide Erſcheinungen an ſich ſelbſt, nämlich die zwiefache zu Jeruſalem und die dritte in Galiläa, miteinander nicht zu reimen: wie es doch ſcheinet, daß Johannes einigermaßen habe tun wollen. Denn haben ihn die ſämtlichen Jünger zu zweien Malen in Jeruſalem geſehen, geſprochen, getaſtet und mit ihm geſpeiſet, wie kann es ſein, daß ſie, um ihn zu ſehen, die weite Reiſe nach Galiläa haben tun müſſen? Und wozu ſollte das Hin- und Herwandern? Er konnte ihnen zu Jeruſalem ebendas ſagen, was er ihnen in Galiläa ſagte; und ob ſie ihn in Galiläa ſahen, hörten, taſteten und gebratene Fiſche vorlegten, das konnte ſie nicht mehr überzeugen, als wenn ſie ihn zu Jeruſalem ſahen, hörten, taſteten und gebratene Fiſche vorlegten. Er ſoll ja auch zuletzt vor Jeruſalem gen Bethanien oder auf dem Ölberge ſeine Jünger verſammlet haben und vor ihren Augen gen Himmel gefahren ſein. Wie, wenn er ihnen denn vorher zweimal zu Jeruſalem erſcheinen und nun auch bei Jeruſalem Abſchied von ihnen nehmen wollte und ſie bei dieſen Erſcheinungen zu Jeruſalem mit Sehen und Fühlen, mit Sprechen und Eſſen, mit Beweis aus der Schrift und mit vielen Wundern vor ihren Augen, ja, endlich mit ſeiner Himmelfahrt kräftigſt von ſeiner Auferſtehung überführet hatte: was brauchte es denn, daß dieſe kräftigſt überführte Jünger zwiſchenher die weite Reiſe nach Galiläa taten, um ihn da zu ſehen? Hatte etwa Jeſus da was Notwendiges zu verrichten, daß er zur ſelben Zeit nicht in Jeruſalem bei ihnen ſein konnte? oder konnte er ſich ihnen da beſſer zeigen als zu Jeruſalem und ihnen was mehreres zu ihrer Überzeugung ſagen? Man ſetze, was man will, ſo wird keine vernünftige Urſache von dieſer Reiſe anzugeben ſein, wenn

ſie nicht die vorige Erzählung und die Eigenſchaften, ſo man Jeſu nach ſeiner Auferſtehung beilegt, aufheben ſoll.

Aber in der galiläiſchen Erſcheinung an ſich begehen die Evangeliſten, welche ſie erzählen, abermals einen mannigfaltigen Widerſpruch. Ich will, um meine einmal geſetzte Zahl nicht zu überſchreiten, alles in zweien Abſätzen faſſen. Der neunte Widerſpruch zwiſchen Matthäo[1] und Johanne[2] mag denn ſein, daß Ort und Perſonen in der galiläiſchen Erſcheinung durchaus nicht übereinkommen. Nach dem Matthäo gehen die eilf Jünger in Galiläam auf einen Berg, dahin Jeſus ſie beſchieden hatte; und da ſehen ſie ihn auch. Nach dem Johanne aber fähret Petrus mit ſechs andern aufs Meer Tiberias, zu fiſchen; und wie ſie wieder ans Ufer kommen, ſtehet Jeſus da und frägt, ob ſie was zu eſſen hätten. Wie ſie es verneinen, heißet er ſie das Netz zur Rechten des Schiffes auswerfen: darauf fangen ſie eine Menge Fiſche; ſie ſteigen aus, ſie finden da (ich denke wohl in der Fiſcherhütte am Strande) glühende Kohlen; darauf werden die friſchen Fiſche gebraten, und er ſetzt ſich mit ihnen zu Tiſche und iſſet. Nun erkennet ein jeder von ſelbſt, daß ſieben Perſonen nicht alle eilfe ſein können. Aber auch unter den ſieben Perſonen waren noch drei Fremde, welche zu den eilfen nicht gehörten. Nämlich die ſieben beim Johanne waren 1) Simon Petrus, 2) Thomas, 3) Nathanael von Kana aus Galiläa, 4) und 5) die Söhne Zebedäi, Jacobus und Johannes, und 6) und 7) noch andere zween ſeiner Jünger; von welchen die beiden letztern, als nicht ſo bekannte und daher ungenannte, nicht aus der Zahl der Apoſtel waren, wie auch Nathanael zu den eilfen nicht gehörte. Denn dieſe waren 1) Simon Petrus, 2) Andreas, ſein Bruder, 3) Jacobus und 4) Johannes, die Söhne Zebedäi, 5) Philippus, 6) Barnabas, 7) Thomas, 8) Matthäus, der Zöllner, 9) Jacobus, Alphei Sohn, 10) Lebbäus, mit dem Zunamen Thaddäus, und 11) Simon Kanaites. Dannenhero ſtimmen beide Evangeliſten nur in vier Perſonen, Petro, Thoma und den Söhnen Zebedäi überein. Sie widerſprechen ſich aber, teils, daß nach dem Matthäo alle eilf Apoſtel bei der Erſcheinung ſind, beim Johanne ihrer acht fehlen; teils, daß Matthäus keine Fremde dazu nimmt, Johannes aber drei andere in die Geſellſchaft ziehet. Man erkennet aber auch leicht, daß der Ort nicht einerlei iſt bei beiden Evangeliſten. Matthäus bringt die Jünger auf einen Berg in Galiläa, da Jeſus zu ihnen kömmt und ſeine Unterredung hält. Weil aber auf dem Berge nichts zu beißen und zu brechen war, ſo be-

[1] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 16—20. — [2] Ev. Johannis, Kap. 21, V. 19—22.

wirtet er auch die Geſellſchaft mit keinem Eſſen. Hergegen bei dem Johanne ſtehet Jeſus nahe am Ufer des Meeres Tiberias; da ſehen ſie ihn, da ſprechen ſie, da ſpeiſen ſie mit ihm die gefangenen und friſch gebratenen Fiſche. Heißet dies nun eine Übereinſtimmung einer Geſchichte, wo Perſonen und Ort ſo ſehr verſchieden ſind?

Endlich ſind auch die Umſtände der Erſcheinung in dieſer zween Zeugen Munde widerſprechend. 1) Beim Matthäo iſt die galiläiſche Erſcheinung die allererſte. Die Jünger bekommen durch die Maria, ehe ſie noch den Herrn ſelbſt geſehen haben, Befehl, nach Galiläa zu gehen, da würden ſie ihn ſehen: ſie gehen alſo ſämtlich hin und ſehen ihn auf dem Berge, wohin er ſie beſchieden hatte. Bei dem Evangeliſten Johanne gehen zwo Erſcheinungen zu Jeruſalem bei den ſämtlichen eilf Apoſteln vorher, und dieſe galiläiſche zählet er als die dritte, nachdem Jeſus von den Toten auferſtanden. Hätte Matthäus dieſe galiläiſche Erſcheinung für die dritte gehalten, ſo würde es übel für die Apoſtel ausſehen, welche von der Auferſtehung Jeſu gezeuget haben. Denn er ſpricht: da ſie ihn ſahen, beteten ſie ihn an; „etliche aber zweifelten“. Wie konnten denn dieſe etliche Zweifler Zeugen abgeben, wenn ſie ihn hernach nicht wieder ſahen; wie denn Matthäus keiner weitern Erſcheinung noch der Himmelfahrt ſelbſt gedenket, ſondern Jeſum da auf dem Berge Abſchied von ſeinen Eilfen nehmen läſſet, mit den Worten: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ 2) Die Erſcheinung bei dem Matthäo iſt vorher beſtimmet und von den Jüngern an dem Orte erwartet; ſie kennen ihn auch mehrenteils, wie er erſcheinet, daß er es ſei, und fallen vor ihm nieder. Aber beim Johanne erſcheinet Jeſus von ohngefähr, da ihn keiner vermutete; die Jünger waren aus ganz andern Urſachen, nämlich um des Fiſchens willen, am Ufer, und hernach, als ſie ihn ſahen, wußten ſie es erſt nicht, daß es Jeſus war; endlich ſagen ſie ſich's einander ins Ohr: Es iſt der Herr; niemand aber von den Jüngern hatte das Herz, ihn zu fragen: wer biſt du? ob ſie gleich wußten, daß es der Herr war. 3) Die Reden endlich, welche Jeſus bei dieſer galiläiſchen Erſcheinung zu ſeinen Jüngern ſoll geführet haben, ſtimmen in keiner einzigen Silbe bei beiden Evangeliſten miteinander überein.

Saget mir vor Gott, Leſer, die ihr Gewiſſen und Ehrlichkeit habt, könnet ihr dies Zeugnis in einer ſo wichtigen Sache für einſtimmig und aufrichtig halten, das ſich in Perſonen, Zeit, Ort, Weiſe, Abſicht, Reden, Geſchichten ſo mannigfaltig und offenbar widerſpricht? Zween dieſer Evangeliſten, nämlich Marcus und Lucas, haben es nur aus Hörſagen, was ſie ſchreiben; ſie ſind keine Apoſtel

geweſen und verlangen nicht einmal zu ſagen, daß ſie Jeſum nach ſeinem Tode ſelber mit ihren Augen geſehen hätten. Matthäus und Johannes, die Jeſum als Apoſtel ſelber wollen geſehen haben, widerlegen ſich einander am allermeiſten; ſo, daß ich frei ſagen mag, es ſei faſt kein einziger Umſtand, von dem Tode Jeſu an bis zu Ende der Geſchichte, darin ihre Erzählung zuſammenzureimen wäre. Und doch iſt ſehr merklich, daß ſie alle beide die Himmelfahrt Jeſu gar weglaſſen; er verſchwindet bei ihnen, und man weiß nicht, wo er geblieben, gleich als ob ſie nichts davon wüßten, oder als ob dieſes eine Kleinigkeit wäre. Auch in den Erſcheinungen Jeſu vor ſeiner Himmelfahrt, deren etwa ſechs aus allen Evangeliſten zuſammenzurechnen ſind, iſt dieſes merklich, daß ſie insgeſamt allen übrigen ehrlichen Leuten unſichtbar, allein aber den Jüngern Jeſu ſichtbar geweſen ſein ſollten; erſt ganz frühe morgens im Garten Joſephs von Arimathia, dann auf dem Wege nach Emmaus, zweimal in verſchloſſenen Türen, wiederum auf dem Berge in Galiläa und vor Jeruſalem. Wenn die Jünger an ſolchen abgeſonderten Orten ſind, da ſie keine andere Menſchen um ſich haben, ſo ſagen ſie, ſei Jeſus zu ihnen gekommen. Sie machen es nicht wie andere aufrichtige Leute, die mit Wahrheit umgehen und ſich frei auf mehrere Menſchen berufen dürfen, die ihn hätten kommen, weggehen, wandern ſehen: nein, er ſtehet bei ihnen, ohne zu kommen, er kömmt auf eine menſchlichen Augen unſichtbare Art, durch verſchloſſene Türen, durchs Schlüſſelloch, und ſo verſchwindet er wieder vor den Augen; niemand auf der Gaſſe oder im Hauſe ſiehet ihn kommen und weggehen. Ja, in aller der Zeit von 50 Tagen, ſolange er nach ſeiner Auferſtehung ſoll auf der Erde gewandelt haben und von den Jüngern hin und wieder geſehen ſein, läſſet ſich auch kein einziger Jünger zu einem Fremden was von ſeiner Auferſtehung vermerken; ſie halten die Sache heimlich, man möchte ſonſt zu ihnen geſagt haben: „Weiſet ihn uns auch, ſo wollen wir glauben, daß er lebe.“ Nein, ſie laſſen ihn erſt für ſich aufleben, ſich ohne jemandes Wiſſen unſichtbarerweiſe erſcheinen und vor ihren einzigen Augen bei Jeruſalem von dem Ölberge, ohne daß es jemand in der Stadt erblicket, durch die Luft gen Himmel fahren; dann gehen ſie erſt aus und ſprechen: er iſt da und dort geweſen. Er ſoll ja ſelber in ſeinem Leben zu ſeinen Jüngern geſagt haben, wenn jemand zu ihnen nach ſeinem Tode ſprechen würde: „Siehe, hie iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr's nicht glauben. Siehe, er iſt in der Wüſten, ſo gehet nicht hinaus; ſiehe, er iſt in der Kammer, ſo glaubet's nicht.“ Matth. XXIV. 23. 26. Wie ſollen wir denn glauben, da ſeine Jünger nicht beizeiten ſprechen: Sehet,

er *iſt* da; nein, ſondern: Er iſt hie, er iſt da *geweſen*. Nicht: Sehet, er iſt in der Wüſten, ſondern: Er iſt in der Wüſten, am Meere, auf dem Berge geweſen; nicht: Er iſt bei uns in der Kammer, ſondern: Er iſt bei uns in der Kammer geweſen? Mein! iſt er darum vom Himmel gekommen, um inkognito zu ſein? um ſich nicht als einen ſolchen, der vom Himmel gekommen ſei, zu zeigen? Leiden und ſterben können auch andere Menſchen, aber vom Tode können ſie nicht wieder aufſtehen. Warum läſſet er denn jenes aller Welt ſehen, dieſes aber nicht? Warum ſollen die Menſchen mehrere Gewißheit davon haben, daß er ſei wie einer der übrigen Sterblichen, als davon, worauf ihr Glauben ſoll gegründet werden, daß er die Menſchen vom Tode erlöſet habe? Konnte wohl die Welt von einer an ſich unglaublichen Sache zuviel überführet ſein? Iſt es denn genug, daß einige wenige ſeiner Anhänger, die noch dazu großen Verdacht auf ſich laden, daß ſie den Körper des Nachts heimlich geſtohlen haben, ſeine Auferſtehung wider alle Wahrſcheinlichkeit und mit vielem Widerſpruche in die Welt hinein ſchreiben? Iſt er darum nur zu den Schafen des Hauſes Iſrael gekommen, daß ſie zum Ärgerniſſe ſehen ſollen, wie er ſich ſelbſt vom Tode nicht erretten kann, und hören, wie er als ein von Gott verlaſſener Menſch ſeinen Geiſt aufgebe; nicht aber, daß ſie ihn als einen Beſieger des Todes und wahrhaften Erlöſer in ſeiner Herrlichkeit erkennen? Die unſichtbaren Teufel und verdammten Seelen in dem Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennet, haben die Ehre, daß ſie den auferſtandenen Jeſum ſehen; aber die Menſchen, welche Augen haben, zu ſehen, denen zugute er auferſtanden ſein ſollte, und denen die Überzeugung davon nötig war zur Seligkeit: die haben das Unglück, daß ſie ihn nicht zu ſehen bekommen. Hätte er ſich doch nur ein einziges Mal nach ſeiner Auferſtehung im Tempel vor dem Volke und vor dem hohen Rate zu Jeruſalem ſichtbar, hörbar, taſtbar gemacht: ſo konnte es nicht fehlen, die ganze jüdiſche Nation hätte an ihn geglaubt und wären ſo viel tauſend Seelen mit ſo vielen Millionen Seelen der Nachkommenden, jetzt ſo verhärteten und verſtockten Juden aus ihrem Verderben gerettet worden; da hätte der Teufel, deſſen Reich zerſtöret werden ſollte, nicht ſo viele Millionen Untertanen gegen einige wenige Nachfolger Jeſu aus dem auserwählten Volke Gottes aufſtellen können. Gewiß, wenn wir auch keinen weitern Anſtoß bei der Auferſtehung Jeſu hätten, ſo wäre dieſer einzige, daß er ſich nicht öffentlich ſehen laſſen, allein genug, alle Glaubwürdigkeit davon über den Haufen zu werfen: weil es ſich in Ewigkeit nicht mit dem Zwecke, warum Jeſus ſoll in die Welt gekommen ſein, zuſammenreimen läſſet. Es iſt Torheit,

über den Unglauben der Menſchen klagen und ſeufzen, wenn man ihnen die Überführung nicht geben kann, welche die Sache ſelbſt nach geſunder Vernunft notwendig erheiſchet.

* * *

Und nun genug dieſer Fragmente! — Wer von meinen Leſern mir ſie aber lieber ganz geſchenkt hätte, der iſt ſicherlich furchtſamer als unterrichtet. Er kann ein ſehr frommer Chriſt ſein, aber ein ſehr aufgeklärter iſt er gewiß nicht. Er kann es mit ſeiner Religion herzlich gut meinen: nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt ſich noch auf alle dieſe Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn ſich auch ſchlechterdings nichts darauf antworten ließ: was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen ſein: aber auch der Chriſt? Der gewiß nicht. Jenem höchſtens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, ſo erſchüttert zu ſehen; die Strebepfeiler ſo niedergeriſſen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, ſie ſo ſchön verwahret hatte. Aber was gehen dem Chriſten dieſes Mannes Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtentum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. — Wenn der Paralytikus[1] die wohltätigen Schläge des elektriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet[2] oder ob Franklin[3] oder ob keiner von beiden recht hat? —

Kurz: der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt; und die Bibel iſt nicht die Religion. Folglich ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion

---

[1] Der vom Schlage Gelähmte. — [2] Jean Antoine Nollet (1700—70), franzöſiſcher Phyſiker, der beſonders die Elektrizitätslehre bearbeitet hat und als Begründer der Experimentalphyſik in Frankreich gilt. — [3] Benjamin Franklin (1706—90) hatte ſeit 1756 eine richtigere Theorie der Elektrizität als Nollet und alle anderen Vorgänger aufgeſtellt und zu ihrem Beweiſe im Juni 1752 den Blitzableiter erfunden; aber ſeine große Entdeckung wurde längere Zeit, ſelbſt in der Londoner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, mit Verachtung behandelt.

Gehöriges; und es ist bloße Hypothes, daß sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe *aus dem* von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gänge[1] und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Teil dieser Fragmente — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt sein soll, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Teil wenigstens ist ebenso elend beantwortet als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwidert. Man hat sich sehr beleidiget gefunden, wenn der eine Teil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat sich kein Gewissen gemacht,

[1] So auch Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 102, in dem Lied „Der Schiffbruch", V. 14, und in diesem Bande in den Axiomata VIII (S. 210, Z. 7).

Zweifel für Unglauben, Begnügſamkeit mit dem, was die Vernunft ſagt, für Ruchloſigkeit auszuſchreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gottesleugner herabgewürdiget. So hat der eine und der andere ſeinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeſchaffen, um ihn, wenn er ihn nicht beſiegen kann, wenigſtens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo verteidiget, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfodert. Mit alle den Kenntniſſen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernſte! — Stürme auf einzelne Baſtionen wagen und abſchlagen, heißt weder belagern noch entſetzen. Und gleichwohl iſt bisher noch wenig mehr geſchehen. Kein Feind hat noch die Feſte ganz eingeſchloſſen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre geſamten Werke zugleich gewagt. Immer iſt nur irgendein Außenwerk und oft ein ſehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht ſelten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit verteidiget worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geſchütz auf den einzigen angegriffenen Ort zuſammenzuführen; unbekümmert, ob indes ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall überſteige oder nicht. Ich will ſagen: ein einzelner Beweis ward oft zum Nachteil aller andern, ja zu ſeinem eigenen überſpannt; ein Nagel ſollte alles halten und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft ſo beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eignen Einwürfen noch ſehr ausgeſetzt waren. Noch ein unbeſonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preisgab und ſich in ein anderes zog. Denn ſo hat man ſich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, ſondern verſcheuchen laſſen und wird nun bald genötiget ſein, ſich wieder in das zuerſt verlaſſene zu werfen. Wer in den neueſten Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ein wenig beleſen iſt, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieſer Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unſer Verfaſſer dem Ideale eines echten Beſtreiters der Religion gekommen, läßt ſich aus dieſen Fragmenten zwar einigermaßen ſchließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug ſcheinet er mit ſeinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernſt gehet er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Verteidigers der Religion nur ebenſo nahe käme!

Und nicht dieſem Manne vorzugreifen, ſondern bloß urteilen zu laſſen, wie vieles nun er erſt zu ſagen haben würde, und hiernächſt dem erſten paniſchen Schrecken zu ſteuren, das einen kleinmütigen Leſer befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbeſondere einige Gedanken beizufügen, die ſich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr tue, als ich gleich anfangs tun zu dürfen um Erlaubnis bat, ſo geſchieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabſcheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes tun wollte. Freilich gibt es der Männer genug, welche itzt die Religion ſo verteidigen, als ob ſie von ihren Feinden ausdrücklich beſtochen wären, ſie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verſtehen geben wollte, daß gleichwohl dieſe Männer nur noch allein vor dem Riß ſtünden. Ja, woher weiß ich, ob nicht auch dieſe Männer die beſten Abſichten von der Welt haben? Wann ſie nicht ihre Abſichten ſchützen ſollen, was wird mich ſchützen, wenn ich das Ziel ebenſoweit verfehle?

I.

Das erſte Fragment[1] beſtreitet eine Sache, die nichts weniger als das Chriſtentum annehmlich zu machen vermögend iſt. Wenn es alſo Theologen gegeben, die darauf gedrungen, ſo müſſen ſie wohl von der Notwendigkeit derſelben ſich ſehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden ſie ſonſt unter das Tor, in welches ſie einzugehen ermunterten, Fußangel vor aller Augen haben ſtreuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben; allein

[1] Das erſte Fragment handelt „Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln". Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 10 dieſes Bandes, Z. 14 ff.

wo gibt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längſt auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anſtatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwiſchen Vernunft und Glauben. Glaube iſt durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft und Vernunft räſonierender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion iſt nichts als eine erneuerte Sanktion der Religion der Vernunft. Geheimniſſe gibt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche gibt, ſo iſt es doch gleichviel, ob der Chriſt dieſen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaſter[1] zu widerlegen, die außer einigen mißverſtandenen Schriftſtellen nichts auf ihrer Seite hatten und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harniſch erhielten! Sie brachten alles gegen ſich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlig hingegen iſt es, mit dieſen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einſchläfern, indem ſie die Widerſacher der Offenbarung als Widerſacher des geſunden Menſchenverſtandes verſchreien! Sie beſtechen alles, was Vernunft haben will und nicht hat.

Gleichwohl muß ohnſtreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo ſie immer liegt: zwiſchen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung ſein kann und ſein muß, und welche von ſo vielen, die darauf Anſpruch machen, es wahrſcheinlich ſei, kann nur die Vernunft entſcheiden. Aber wenn eine ſein kann und eine ſein muß und die rechte einmal ausfündig gemacht worden, ſo muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derſelben als ein Einwurf darwider ſein, wenn ſie Dinge darin findet, die ihren Begriff überſteigen. Wer dergleichen aus ſeiner Religion auspolieret, hätte ebenſogut gar keine. Denn was iſt eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Iſt es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man ſchon die Sache verwirft? Und ſind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

[1] Schlechte Scheintheologen (vgl. Kritikaſter).

Eine gewisse Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle, sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben; und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin sehr recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Eltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die mosaische Geschichte davon erkennet er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern, so scheinet mir doch auch er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt, daß nach Anleitung derselben die Prediger als wahre Seelsorger vielmehr schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft und den Gebrauch derselben als eine untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntnis und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unsere ersten Eltern eben darum gefallen wären, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedienet hätten, so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte: die Macht unsrer sinnlichen Begierden, unsrer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung oder erteilet das schicklichste Beispiel. Faktum oder Allegorie: in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, ebensowohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle gesündiget, weil wir alle sündigen müssen; und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders tun als sündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer ebensowohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte

Märchen Mosis sehr fähig, wenn wir die Akkommodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hineintragen und Akkommodationen Akkommodationen sein lassen.

Wie gesagt: eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruhet bloß auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr — denn das Wort „Gefangennehmung" scheinet Gewaltsamkeit auf der einen und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen — die Vernunft gibt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntnis ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß; und es verrät entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren; und es ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion, durch Übertreibung des Unbegreiflichen in derselben, denjenigen von ihren Verteidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der bessern Art legt, ist der, daß man sich mit den bisherigen katechetischen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht leugnen, daß an diesen Büchern nicht manches zu verbessern sein sollte; aber man sehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Übereilung eben das daran verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben möchten, zu welchen selbst unser Verfasser gehöret, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Übergange von derselben zur Offenbarung" vorwirft.

Ich denke: dieser Mangel ist teils kein Mangel, und teils

würde es äußerſt gefährlich ſein, ihm abzuhelfen; ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede ſein; weil bloß ſo obenhin daran künſteln, die lieben Bücherchen ja erſt recht ſchal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion ſetzt im geringſten nicht eine vernünftige Religion voraus, ſondern ſchließt ſie in ſich. Wann ſie dieſelbe vorausſetzte, das iſt, wann ſie ohne dieſelbe unverſtändlich wäre, ſo wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da ſie aber dieſelbe in ſich ſchließt, da ſie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret, und ſie bloß mit einer andern Art von Beweiſen unterſtützt, ſo iſt es noch ſehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute nicht bequemer und nützlicher iſt als eine genaue Abſonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrſätze, einen jeden aus der ihm eigentümlichen Quelle erwieſen.

Wenigſtens iſt es gewiß, daß der Übergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten äußerſt mißlich iſt, wenn man ſich durch die ebenſo ſcharfen als faßlichen Beweiſe der erſtern verwöhnt hat. Man erwartet und fodert ſodann bei den Beweiſen der andern ebendieſelbe Schärfe und Faßlichkeit und hält, was nicht ebenſo erwieſen iſt, für gar nicht erwieſen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik ſtudieren[1], und man gab mir des ältern Sturms Tabellen[2] in die Hände, in welchen noch die Chiromantie[3] mit unter den mathematiſchen Wiſſenſchaften abgehandelt iſt. Als ich auf dieſe kam, wußte ich gar nicht, wie mir geſchahe. Mein kleiner Verſtand kam auf einmal aus aller ſeiner Wirkſamkeit; und obſchon eine Kunſt, die mich mit meinem künftigen Schickſale bekannt zu machen verſprach, keinen geringen Reiz für mich hatte, ſo war mir doch, als ob ich ſchales Zuckerwaſſer auf lieblichen Wein tränke, wenn ich

[1] Auf der Schule in Meißen hat ſich Leſſing mit beſonderer Vorliebe mit der Mathematik beſchäftigt; ſeine Abſchiedsrede behandelte das Thema „De mathematica barbarorum". — [2] Johann Chriſtoph Sturm (1635—1703), „Scientia cosmica sive astronomia tam theorica quam sphaerica tabulis comprehensa" (Altdorf 1670 u. ö.). — [3] Die Kunſt, aus den Linien der Hand wahrzuſagen.

aus der Geometrie in ſie herüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken ſollte, der ſo disparate Dinge in ein Buch vereiniget hatte; ich gab ihm ſeinen Abſchied und ſuchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müſſen, daß dieſer Mann unfehlbar geweſen, ſo würden die erbetenen Grundſätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir ſo auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematiſchen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verſtande ſo ſehr behagten, ob ich ſie gleich zum Teil nur noch bloß mit dem Gedächtniſſe gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können; aber möglich wäre es geweſen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe wert, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verſtehen geben, daß die Beweiſe für die Offenbarung und die Beweiſe für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie ſind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre ſpezifiquen Gewichte haben ſchlechterdings kein Verhältnis gegeneinander: aber beider Beweiſe ſind doch aus der nämlichen Klaſſe; ſie gründen ſich beide auf Zeugniſſe und Erfahrungsſätze. Und das Abſtechende der ſtärkſten Beweiſe dieſer Art gegen Beweiſe, die aus der Natur der Dinge fließen, iſt ſo auffallend, daß alle Kunſt, dieſes Auffallende zu vermindern, dieſes Abſtechende durch allerlei Schattierungen ſanfter zu machen, vergebens iſt.

II.

Das zweite Fragment[1] ſagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als ſolche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich ſei, ſei mit aller Strenge geführt. Und er iſt es wirklich. Führt er aber ſeine Beantwortung nicht gleich mit ſich?

[1] Das zweite Fragment führt den Titel „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten“. Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“, S. 10 dieſes Bandes, Z. 16 ff.

Wenn eine *ſolche* Offenbarung unmöglich iſt — nun freilich: ſo hat ſie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nötig iſt: ſollte Gott demohngeachtet lieber *gar keine* erteilen, weil er keine *ſolche* erteilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menſchlichen Geſchlechte dieſe Wohltat vorenthalten, weil er nicht alle Menſchen zu *gleicher* Zeit, in *gleichem* Grade daran teilnehmen laſſen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchſte Weisheit und Güte bei Erteilung der Offenbarung, die ſie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählet hat, auf welchem in der *kürzeſten* Zeit die *meiſten* Menſchen des Genuſſes derſelben fähig wurden. Oder getraut ſich jemand zu zeigen, daß dieſes nicht geſchehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache erteilet, mehrere Menſchen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüſten können, deren ſich itzt die Chriſten als Chriſten rühmen dürfen?

Wer ſich dieſes getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erſt ein Volk, in deſſen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrſcheinlicherweiſe mehr gewuchert haben würde als in den Händen des jüdiſchen. Dieſes unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk iſt doch in der ganzen Geſchichte ſchlechterdings das erſte und einzige, welches ſich ein Geſchäft daraus gemacht, ſeine Religion mitzuteilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieſes Geſchäft betrieben, beſtrafte ſie ſchon Chriſtus, verlachte ſie ſchon Horaz[1]. Alle andere Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidiſch oder viel zu kalt gegen ſie geſinnt, als daß ſie für derſelben Ausbreitung ſich der geringſten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die chriſtlichen Völker, die den Juden in dieſem Eifer hernach gefolgt ſind, überkamen ihn bloß, inſofern ſie auf den Stamm des Judentums gepfropft waren.

[1] Horaz, „Satiren", 1. Buch, Nr. 9, V. 69 f.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unſer Verfaſſer inſiſtieren, eine gegründete Kenntnis der Offenbarung, die alle Menſchen unmöglich haben können, allen Menſchen zur Seligkeit unumgänglich nötig iſt: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen ſo grauſamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Weh' dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nichts dieſem Gedanken entgegenzuſetzen als etwa — daß der Verfaſſer die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geſchloſſen und man zu ihm ſagen könnte: „Das Chriſtentum iſt auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, obgleich weder Miſſionen noch gelehrte Erweiſe ſeiner Wahrheit dieſen neuen Boden gewinnen helfen; wenn ſchon in den letzten Jahrhunderten der chriſtlichen Völker nicht viel mehr geworden, ſo ſind unter dieſen chriſtlichen Völkern doch gewiß mehr Chriſten geworden; die Zeit muß kommen, da dieſes unmerkliche Wachstum der Welt mit Erſtaunen in die Augen leuchten wird; der glückliche Windſtoß muß kommen, welcher die noch zerſtreueten Flammen in einen, alles umfaſſenden Brand vereiniget; ſo daß am Ende die Zahl der Verlornen ſich zu der Zahl der Geretteten ebenſo verhalten wird, als noch itzt die Zahl der Geretteten ſich zu der Zahl der Verlornen verhält." —

Weh' dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nur dieſes — oder etwa noch irgendein armſeliges Diſtinktiönchen es tröſten ſoll! — Daß man zwiſchen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterſchied machen müſſe; daß jene nur eine einzige ſehr faßliche Wahrheit ſei, deren Geſchichte in dieſen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühſame Erforſchung dieſer, ſondern an die herzliche Annahme jener gebunden ſei, welches in den einzeln Poſten der Rechnung große Ausfälle machen müſſe. —

Denn weh' dem menſchlichen Geſchlechte, wenn in dieſer Ökonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluſte dieſer einzigen müſſen alle den bitterſten Anteil nehmen, weil jede von allen dieſe einzige hätte ſein können. Und welche Seligkeit iſt ſo überſchwenglich, die ein ſolcher Anteil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieſer Parenthyrſus[1]? — Eine ſo unverſchuldete Niederlage der Menſchen, ein von Gott ſelbſt der Hölle ſo in die Hände geſpielter Sieg iſt ein elendes Hirngeſpinſt. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort: und er iſt beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menſchen zur Seligkeit nötig ſei, die gar keine oder doch keine gegründete Kenntnis davon erlangen können, iſt weder die Lehre Chriſti noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche geweſen. Selbſt die, die ſich in allen den verſchiedenen Gemeinden derſelben am härteſten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Notwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, ſind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was ſie mit der einen genommen. Es iſt gleichviel, mit wie guter oder ſchlechter Art ſie dieſes getan, wie unphiloſophiſch ſie dabei gedacht, wie treu oder nicht treu ſie ihrem eignen Syſtem dabei geblieben: genug, ſie haben es doch getan und haben es gern und freudig getan. Ihr bloßer Wunſch rechtfertiget ihr Herz; und ihr Geſtändnis, daß Gott dispenſieren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wiſſen werde, wo es auch nicht einmal der Dispenſation bedürfe, verſöhnet mit ihrem Syſtem.

Und hier iſt es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unſern Verfaſſer, die ich ſchon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß; die ihm aber ebenſowohl zur Entſchuldigung als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewiſſes, in gewiſſen ſymboliſchen Büchern vorgetragenes Syſtem des Chriſtentums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Chriſtentum. Sätze, ohne welche das Chriſtentum nicht beſtehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Sätze, welche man bloß zur beſſern Verbindung jener eingeſchaltet oder aus ihnen folgern zu müſſen vermeinet, ſind ihm eins. Gleichwohl iſt billig und recht, daß bei Beſtreitung des Chriſtentums alle Sekten für *einen* Mann zu ſtehen angenommen werden und eigentlich nichts wider das Chriſtentum

[1] Leidenſchaftliche Übertreibung.

für gültig zu achten, als worauf keine von allen dieſen Sekten antworten kann. Aber von dieſer Art ſind doch wahrlich nicht, weder die Lehre von der gänzlichen Verderbnis der menſchlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem erſten Fragmente ſo gutes Spiel hatte, noch die Lehre von der unumgänglichen Notwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieſes zweite Fragment hinausläuft; noch auch die Lehre von der Theopneuſtie[1], wie er ſie vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen ſeinen Einwürfen, ſelbſt den geringfügigſten, einen gleichhohen Grad des Belangs zu verſchaffen. — So wenigſtens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urteilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments[2] iſt ſchon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie iſt er beides? Sicherlich iſt er noch nie ſo gründlich, ſo ausführlich, allen Ausflüchten ſo vorbeugend gemacht worden als hier. Und nun verſuche man, wieviel die Antworten eines Clericus[3], eines Calmet[4], eines Saurin[5], eines Lilienthals[6] dagegen verſchlagen. Ich fürchte, ſehr viel wohl nicht. Notwendig wird der Orthodox alſo ganz auf etwas Neues denken müſſen, wenn er ſich auf ſeinem Poſten nicht zu behaupten weiß und ſeiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine ſo große Menge in ſo kurzer Zeit einen ſolchen Weg machen können, eingeſtehen und ſich damit zu retten ſuchen wollte, daß alſo wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verſchrieben ſein möge; daß anſtatt ſechsmalhunderttauſend ſtreitbarer Mann nur deren ſechzigtauſend, nur ſechstauſend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein ſolcher Schreibfehler, wenn er auch noch

[1] Die göttliche Inſpiration des Wortlauts der Bibel. — [2] Das dritte Fragment heißt „Durchgang der Iſraeliten durchs Rote Meer". Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 10 dieſes Bandes, Z. 19 f. — [3] Vgl. S. 142 dieſes Bandes, Anm. 1. — [4] Auguſtin Calmet, 1672—1757. — [5] Jacques Saurin, 1677 bis 1730. — [6] Theodor Chriſtoph Lilienthal (1717—81) verteidigte die lutheriſche Orthodoxie gegen den Rationalismus in dem großen Werke „Die gute Sache der in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Teſtaments enthaltenen göttlichen Offenbarungen" (Königsberg 1750—82, 16 Bde.).

ſo wiſſentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den älteſten Zeiten verband man mit großen Summen noch ſehr undeutliche Begriffe, und es geſchah wohl oft ganz unſchuldigerweiſe, wenn man eine ſehr große Zahl bald durch dieſe, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftſteller ſo, von dem andern anders, und von allen weit größer angegeben wird, als ſich mit andern zugleich erzählten Umſtänden reimen läßt. Warum ſollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Beſten oder zu deren Züchtigung ſie geſchehen, weit weniger ankömmt — ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Denn ob Moſes mit ſeinem Stabe das Meer teilet und Millionen trocknes Fußes hindurchführet, oder ob Eliſa mit dem Mantel ſeines Meiſters das nämliche an dem Jordan tut und bloß für ſeine Perſon hindurchgehet: iſt dieſes nicht ein ebenſogutes Wunder als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox ſo nachgebend nicht wohl ſein, ſolange noch eine Möglichkeit unverſucht iſt, die Sache bis in den kleinſten Buchſtaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgendergeſtalt erfolgt wäre? — Als die Iſraeliten an einen Arm des Arabiſchen Meerbuſens gelangt waren, durch welchen ſie notwendig mußten, wenn ſie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten: ſo trieb ein ſtarker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Waſſer aus dieſem Arme *meerein* und hielt es ſo lange zurück, bis ſie mit aller Gemächlichkeit hindurchgegangen waren. Indes ſuchte das oberwärts geſtauchte Waſſer einen andern Ablauf, brach hinter den Iſraeliten durch, ſtürzte ſich einen neuen Weg wieder *landein*, und in dieſem neuen Arme war es, wo die Ägyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungner ſein als dieſe Vorſtellung? Iſt es nicht die Natur des Waſſers, daß es, in ſeinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erſte, die beſte ſchwache oder niedrige Stelle des Ufers überſteigt oder durchreißt und ein neues Bette ſich wühlet? Und welche

Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren soviel sein mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nötig haben; sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde ersaufen in ebendem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgendein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde; ihr in allen besser fügen würde als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu sein scheinet. Nämlich: „und das Meer kam wieder für morgens in *seinen* Strom"; oder wie es Herr Michaelis[1] übersetzt: „da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder und hielt seine *gewöhnliche* Flut." Wenn es *sein* Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es seine *gewöhnliche* Flut war, mit welcher es zurückkam, so scheinet ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu sein. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu sein, welche sagt: „mare reversum est primo diluculo ad priorem locum[2]"; und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zuviel von seiner Hypothes in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in diesem doch nur: „und das Meer kam wieder am Morgen in seine Stärke"[3]; so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich oder lasse sich nicht verteidigen: ich bin weit entfernt, zu glauben,

---

[1] Johann David Michaelis (1717—91) in seiner 1769—86 erschienenen Übersetzung des Alten Testaments. Die Übersetzung von Michaelis entspricht genau dem Sinn des hebräischen Wortlauts. — [2] „Das Meer kehrte bei Morgengrauen an seine frühere Stelle zurück." — [3] Diese Übersetzung Lessings ist falsch.

daß der Orthodox genötiget sei, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will und in der Tat ihn nur aus seiner Verschanzung herauszulocken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten; die eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe erteilen kann und soll. Als hier. „Wenn denn nun aber", darf er bloß sagen, „der ganze Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht bloß in der Auftrocknung des Meerbusens bestand, wenn auch die Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Menge in so kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder gehöret? — Ich habe gar nichts darwider, daß man bei dem ersten Stücke dieser wunderbaren Begebenheit auch natürliche Ursachen wirksam sein läßt; nicht den Wind bloß, dessen die Schrift selbst gedenket, sondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts sagt; und wenn man an einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei aufeinanderfolgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die Schrift noch die Admiralitätslotsen in Kuxhaven etwas wissen*[1]. Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder genug ist, wenn diese natürlichen Ursachen nur nicht itzt oder itzt nicht so und so wirksam gewesen wären und ihre dermalige so beschaffene Wirksamkeit, die unmittelbar in dem Willen Gottes gegründet ist, gleichwohl vorhergesagt worden. Ich gebe das gern zu: nur muß man mit

* S. Niebuhrs „Beschreibung von Arabien", S. 414.

[1] An der Z. 28 genannten Stelle in Carsten Niebuhrs „Beschreibung von Arabien" (Kopenhagen 1772) heißt es: „Herr Hofrat Michaelis hält in einer weitläuftigen Anmerkung zu 2. Buch Mosis 14, 21 die Austrocknung des Arabischen Meerbusens für nichts weiter als für eine natürliche Folge des der Flut gerade entgegenwehenden Windes. Zu Kuxhaven entsteht zuweilen durch den Seewind Fut auf Flut. Dies kann diesen Gelehrten veranlaßt haben, zu glauben, daß der Landwind oder, wie die Schiffer ihn nennen, der abländische Wind ebensogut Ebbe auf Ebbe mache, und daß zur Zeit des Durchganges der Israeliten das Meer durch eine solche natürliche Ursache zurückgetreten sei. Ich habe mich deswegen bei den hamburgischen Admiralitätslotsen zu Kuxhaven erkundigen lassen und von ihnen einige Nachrichten erhalten, die die Meinung des Herrn Michaelis nicht bestätigen."

dem, was ich *zugebe*, mich nicht schlagen wollen; nur muß man das, wovon ich zugebe, daß es bei einem Wunder, dem Wunder unbeschadet, sein könne, nicht zu einer unumgänglichen Erfordernis des Wunders überhaupt machen; man muß ein Wunder, weil sich keine natürlichen Kräfte angeben lassen, deren sich Gott dazu bedienet, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung des Meerbusens geschahe durch Ebbe und Wind; gut: und war doch ein Wunder. Die Geschwindigkeit, mit der das Volk herüber kam, ward — freilich weiß ich nicht wie, bewirkt: aber ist sie darum weniger ein Wunder? Sie ist gerade Wunders um so viel mehr. Es klingt allerdings ganz sinnreich, wenn sich euer Verfasser verbittet, ‚daß man den Israeliten und ihren Ochsen und Karren nur keine Flügel gebe'. Indes sagt doch Gott selbst, daß er die Israeliten auf ‚Adlersflügeln' (2. Mos. 19. 4) aus Ägypten getragen habe; und wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weise dieser wunderbaren Geschwindigkeit auszudrücken, als diese Metapher? Erlaubt mir immer, daß ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches sehe als in allen euren symbolischen Demonstrationen."

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, soviel man will; aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vorteil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt und lieber *nicht so ausgemachten* Grundsätzen folgen, als ihnen nicht *konsequent* reden und handeln will. Diese Konsequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebnen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit gibt; diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze, denn es ist unmöglich, daß ein Mann lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnet oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel,

ſo widerſtehend, ſo aufſtoßend! — Das wenigſtens ſind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.[1]

Das Alte Teſtament weiß von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben. Es ſei ſo. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das iſraelitiſche Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babyloniſchen Gefangenſchaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meinet und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftſteller ſelbſt waren, davon ausnimmt, ſo kann auch dieſe Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit getrieben werden. Gewiß iſt es wenigſtens, daß die Einheit, welche das iſraelitiſche Volk ſeinem Gotte beilegte, gar nicht die tranſzendentale metaphyſiſche Einheit war, welche itzt der Grund aller natürlichen Theologie iſt. Bis zu der Höhe hatte ſich der gemeine[2] menſchliche Verſtand in ſo frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigſten unter einem Volke erhoben, dem Künſte und Wiſſenſchaften ſo unangelegen waren, und das ſich aller Gemeinſchaft mit unterrichtetern Völkern ſo hartnäckig entzog. Bei dem wahren, echten Begriffe eines einigen Gottes hätte dieſes Volk unmöglich ſo oft von ihm abfallen und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falſchen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht ſo ausſchließungsweiſe ſeinen Gott, den Gott ſeines Landes, den Gott ſeiner Väter genannt haben. Kurz, „der Einige" hieß bei ihm nichts mehr als „der Erſte, der Vornehmſte, der Vollkommenſte in ſeiner Art". Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter ſo vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigſte und weiſeſte ſein; und dieſer mächtigſte und weiſeſte war ſein Jehova. Solange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen ſein Gott den Göttern

[1] Das vierte Fragment heißt „Daß die Bücher Alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren." — [2] Durchſchnittliche.

aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln, ſolange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieſes oder jenes benachbarte Volk durch Vorſorge ſeines Gottes irgendeines Wohlſtandes genoß, der ihm abging, den ihm alſo ſein Jehova nicht gewähren konnte oder nicht gewähren wollte, ſo wich es hinter ihm ab und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurückkam, als bis es ſeine Luſt gebüßet hatte und durch den Verluſt größerer Güter, durch Verwahrloſung des weſentlichern Wohlſtandes[1] gebüßt hatte. Nur als es in der Babyloniſchen Gefängnis ſeinen Verſtand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das ſich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erſt ſelbſt die Schriften ſeines Geſetzgebers und ſeiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es ſahe, wieviel große unerkannte Wahrheiten in dieſen Schriften lagen oder ſich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie ſelbſt nach dieſen Schriften ſeinem Jehova eine weit erhabnere Einheit zukomme als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter ſetzte: ward es auf einmal ein ganz andres Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn dieſe plötzliche Veränderung, die kein Menſch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es ſich nun von ſeinem eignen Gotte machte, ſo iſt ſie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie geſagt, man tue über die Einwürfe des vierten Fragments auch noch dieſen Schritt hinaus und füge hinzu: daß, ſo wie Moſes ſelbſt im Anfange ſeiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte — würde er ihn ſonſt nach ſeinen[2] Namen gefragt haben[3]? — ſich Gott zu ihm herabließ und ſich ihm nicht als den Unendlichen, ſondern bloß als eine von den beſondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aber-

---

[1] Glückszuſtand, nicht Beſitz oder Anſtand. — [2] Seinen, Akkuſativ, mit dem früher die Präpoſition „nach“ häufig konſtruiert wurde. — [3] 2. Buch Moſe, Kap. 3, V. 13: „Moſe ſprach zu Gott: ‚Siehe, wenn ich zu den Kindern Iſraels komme und ſpreche zu ihnen: der Gott eurer Väter hat mich zu euch geſandt; und ſie mir ſagen werden: Wie heißt ſein Name? Was ſoll ich ihnen ſagen?‘“

glaube Länder und Völker verteilet hatte. Gott war der Gott der Ebreer; und wenn die Ebreer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten israelitischen Volke selbst diesen großen, mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen könnte — auch so noch getraute ich mir, die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schließen. Denn diese muß ganz anders als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere ebenso alte Buch enthalten, wovon wir itzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites[1] für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Brahminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das übrige den Proben entspricht, die uns itzt erst zuverlässige Männer daraus mitgeteilet haben. Denn obschon der menschliche Verstand nur sehr allmählich ausgebildet worden und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegierte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinaus dachten, dem größern Lichte entgegeneilten und andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mitteilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch itzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man

[1] Kettenschluß, logische Operation.

ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweiſe eines unmittelbar göttlichen Urſprungs gebraucht werden. Kann es dieſen Urſprung aber nicht erweiſen, da, wo es vorhanden iſt, ſo kann es dieſen Urſprung auch nicht widerlegen, da, wo es mangelt; und Bücher können gar wohl von Gott ſein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt ſein, ob ſich ſchon nur wenige oder gar keine Spuren von der Unſterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach dieſem Leben darin finden. Dieſe Bücher können ſogar eine ſeligmachende Religion enthalten; das iſt eine Religion, bei deren Befolgung ſich der Menſch ſeiner Glückſeligkeit ſo weit verſichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine ſolche Religion ſich nicht nach den Grenzen ſeiner Sehnſucht und Wünſche fügen? Warum müßte ſie notwendig erſt die Sphäre dieſer Sehnſucht und Wünſche erweitern? Freilich wäre eine ſolche ſeligmachende Religion nicht die ſeligmachende chriſtliche Religion. Aber wenn denn die chriſtliche Religion nur erſt zu einer gewiſſen Zeit, in einem gewiſſen Bezirke erſcheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine ſeligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verſchiednen Religionen immer das nämliche müſſe geweſen ſein: wenn ſie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menſchen den nämlichen Begriff damit müſſen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menſchen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen ſelig machen wollen, ohne darum allen Menſchen von dieſer Betrachtung, von dieſen Gründen die nämliche Offenbarung erteilt zu haben. —

Unter einem gewiſſen Zirkel von Freunden iſt vor einiger Zeit ein kleiner Aufſatz in der Handſchrift herumgegangen, welcher die erſten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt und überſchrieben war: „Die Erziehung des Menſchengeſchlechts“[1]. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“ zu dieſer Schrift, S. 424 dieſes Bandes, Z. 5 ff.

dieſes Aufſatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich alſo, oder vielmehr, was iſt alſo ſchicklicher, als daß ich den Anfang desſelben in ſeinem ganzen Zuſammenhange mitteile, der ſich auf den Inhalt unſers vierten Fragments ſo genau beziehet? Die Indiskretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Abſichten des Verfaſſers bin ich überzeugt. Er iſt auch bei weitem ſo heterodox nicht, als er bei dem erſten Anblicke ſcheinet, wie ihm auch die ſchwierigſten Leſer zugeſtehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufſatz oder gar die völlige Ausführung desſelben bekannt zu machen für gut halten ſollte. Hier iſt indes, wie geſagt, der Anfang — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts[1].

Und ſo gelangt der Verfaſſer zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menſchengeſchlechts. Auf die kindiſchen Bewegungsgründe zum Gehorſam folgen die ungleich mehr anſpornenden Ausſichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näſcherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle dieſe fernern Spekulationen gehören nicht zu unſerer Sache, und ich breche ab. Auch gibt man einen Vorſchmack nicht mit der ganzen Schüſſel.

V.

Über die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte[2], welche das fünfte Fragment uns ſo nahelegt, dächte ich nun ſo.

Die Zeugen der Auferſtehung Chriſti ſind nicht die nämlichen Perſonen, die uns die Nachricht von der Ausſage dieſer Zeugen überliefert haben. Denn wenn ſchon in einem und dem andern beide Charaktere zuſammenkommen, ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß kein einziger Evangeliſt bei allen und jeden Erſcheinungen Chriſti gegenwärtig geweſen.

[1] Hier folgen im erſten Druck § 1—53 der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“, wörtlich übereinſtimmend mit der vollſtändigen Faſſung von 1780. Vgl. S. 428 ff. dieſes Bandes. — [2] Vgl. die Tabelle auf S. 452 dieſes Bandes.

Folglich ſind zweierlei Widerſprüche hier möglich. Widerſprüche unter den Zeugen und Widerſprüche unter den Geſchichtſchreibern der Ausſage dieſer Zeugen.

Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur ſein, wenn ein Evangeliſt über den einzeln Fall, bei welchem er ſelbſt Augenzeuge geweſen, ſich ſelbſt widerſpräche; oder wenigſtens, wenn mehrere Evangeliſten über den nämlichen einzeln Fall, bei welchem jeder gegenwärtig geweſen, ſich untereinander widerſprächen. Dergleichen Widerſprüche ſind mir unbekannt.

Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden *geweſen*? — Anſcheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung gibt es, und es kann ſchlechterdings nicht anders ſein, als daß von mehrern Zeugen nicht jeder die nämliche Sache, an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit anders ſehen, anders hören, folglich anders erzählen ſollte. Denn eines jeden Aufmerkſamkeit iſt anders geſtimmt. Ich halte es ſogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorſätzlichen Aufmerkſamkeit beobachtete, zu verſchiedenen Zeiten die nämliche Ausſage machen könne. Denn die Erinnerung des Menſchen von der nämlichen Sache iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Er müßte denn ſeine Ausſage auswendig gelernt haben; aber alsdann ſagt er nicht, wie er ſich der Sache itzt erinnerlich iſt, ſondern wie er ſich derſelben zu der Zeit, als er ſeine Ausſage auswendig lernte, erinnerlich war.

Sind *wahre* Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? ſolche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verſchwinden? — Woher ſollen wir das wiſſen? Wir wiſſen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden! Wenigſtens iſt das Protokoll über dieſes Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja ſagt, hat in dieſem Betracht ebenſoviel Grund für ſich, als wer Nein ſagt.

Nur daß, wer Nein ſagt, eine ſehr geſetzliche Vermutung für ſich anführen kann, die jener nicht kann. Dieſe nämlich. Der große Prozeß, welcher von der glaubwürdigen Ausſage dieſer

Zeugen abhing, iſt gewonnen. Das Chriſtentum hat über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt. Es iſt da.

Und wir ſollten geſchehen laſſen, daß man uns dieſen gewonnenen Prozeß nach den unvollſtändigen, unkonzertierten[1] Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu ſchließen, glaubwürdigen und einſtimmigen Zeugniſſen nochmals nach zweitauſend Jahren revidieren wolle? Nimmermehr.

Vielmehr: ſoviel Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten, als man will! — Es ſind nicht die Widerſprüche der Zeugen, ſondern der Geſchichtſchreiber; nicht der Ausſagen, ſondern der Nachrichten von dieſen Ausſagen.

Aber der Heilige Geiſt iſt bei dieſen Nachrichten wirkſam geweſen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu ſchreiben getrieben, wie ihm die Sache nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen bekannt geweſen.

Wenn ſie nun dem einen ſo, dem andern anders bekannt war, bekannt ſein mußte? — Sollte der Heilige Geiſt in dem Augenblicke, da ſie die Feder ergriffen, lieber ihre verſchiednen Vorſtellungen einförmig und eben durch dieſe Einförmigkeit verdächtig machen, oder ſollte er zugeben, daß die Verſchiedenheit beibehalten wurde, auf die itzt gar nichts mehr ankömmt?

Sagt man, Verſchiedenheiten ſind keine Widerſprüche? — Was ſie nicht ſind, das werden ſie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verſchiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerſpruch bei denen, welche die Sache nur von Hörenſagen haben.

Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangeliſten ſchrieben, ſolche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferſtehung ſich nicht eräugnet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieſes Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

Wer ſich irgendeinen ſolchen Drang mutwillig ſchafft, der hab' es. Aber er wiſſe auch, was ihm ſodann obliegt: alle die Widerſprüche zu heben, die ſich in den verſchiedenen Erzählun-

[1] Nicht übereinſtimmenden.

gen der Evangeliſten finden; und ſie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonieen geſchehen iſt.

Daß er dabei ſich ja nicht auf dieſes und jenes Werk zu ſehr verlaſſe, deſſen vielverſprechender Titel ihm etwa nur bekannt iſt! Ditton[1] hat freilich die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus der Auferſtehung demonſtrativiſch erwieſen. Aber er hat die Widerſprüche der Evangeliſten ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß dieſe Widerſprüche ſchon längſt auf die unwiderſprechlichſte Weiſe gehoben wären — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß ſeine Demonſtration, ohngeachtet aller dieſer Widerſprüche, in ihrer ganzen Stärke beſtehen könne — wie auch mich dünkt.

Ebenſo iſt Th. Sherlock[2] in ſeiner gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferſtehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten läßt er ſich nicht ein.

Der einzige Gilbert Weſt[3] hat dieſe Widerſprüche zum Teil mit in ſeinen Plan ziehen zu müſſen geglaubt. Wen indes ſeine ewige Vervielfältigung der nämlichen Perſonen und Erſcheinungen beruhigen kann, der muß ſo ſchwer eben nicht zu beruhigen ſein.

Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er verſuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments. Aber er beantworte ſie alle. Denn dieſem und jenen nur etwas Wahrſcheinliches entgegenſetzen und die übrigen mit triumphierender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

---

[1] Humphrey Ditton (1675—1715), engliſcher Mathematiker; ſeine „Wahrheit der chriſtlichen Religion, aus der Auferſtehung Jeſu Chriſti auf eine demonſtrativiſche Art bewieſen“ wurde von Gabriel Wilhelm Götten mit einer Vorrede Mosheims ins Deutſche überſetzt (Hildesheim 1732) und bis 1764 in fünf Auflagen verbreitet. — [2] Thomas Sherlock (1678—1761), „The Trial of the witnesses of the resurrection of Jesus“ (London 1729), prüft die Auferſtehung in der Form des engliſchen Prozeßverfahrens; das Buch erlebte mindeſtens 15 Auflagen. — [3] Gilbert Weſt (1706—55), „Observations on the History and Evidence of the Resurrection of Jesus Christ“ (London 1730), ſehr häufig gedruckt.

Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

An den Herrn Direktor Schumann[1] zu Hannover. 1777.

— δια τας τερατιους δυναμεις, ἁς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη δὲ αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι. Ωριγενης κ. Κ.[2]

Mein Herr!

Wem konnte es angelegner ſein, Ihre neue Schrift[3] ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Überzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Erisichthon[4], alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Wenn Sie mit dieſem Bogen es ebenſo machen, ſo ſind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterſucher der Wahrheit gegeneinander zu tragen ſich nie entbrechen,

Ihr ꝛc.

— — —

Ein andres ſind erfüllte Weisſagungen, die ich ſelbſt erlebe: ein andres erfüllte Weisſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen erlebt haben.

Ein andres ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres ſind Wunder,

---

[1] Johann Daniel Schumann (1714—87), ſeit 1774 Direktor des Gymnaſiums in Hannover. — [2] „Wegen der Wunderkräfte, deren Vorhandenſein wir annehmen müſſen, ſowohl aus vielen anderen Gründen wie aus den noch nicht untergegangenen Spuren, bei denen, die nach dem Willen des göttlichen Wortes leben." Origenes (182 oder 183 bis 252 oder 253) in der Schrift „Gegen Celſus". — [3] „Über die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion" (Hannover 1778). — [4] Die Geſchichte des Erisichthon erzählt Ovid, „Metamorphoſen", Buch 8, V. 740 ff. Er wurde, weil er den Hain der Ceres durch das Fällen einer heiligen Eiche geſchändet hatte, von der Göttin durch Heißhunger geſtraft. Vgl. „Laokoon", Stück XXV (Bd. 4 dieſer Ausgabe, S. 185, Z. 6 ff.).

von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehn und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen ihn Wunder tun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen: so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten, wundertätigen Mann allerdings soviel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen ebenso ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder: wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder getan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem „Beweise des Geistes und der Kraft", wie ihn der Apostel nennet[1], zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr recht hatte zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne[2]. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu tun, von denen nicht gewichen", die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er notwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in

[1] Paulus im 1. Korintherbrief, Kap. 2, V. 4: „Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft." — [2] Origenes, „Gegen Celsus", Buch 1, Kap. 1, § 2, versteht als den Beweis des Geistes und der Kraft die Gabe der Prophezeiung und ähnliche Zeugnisse übernatürlichen Vermögens bei den ersten Bekennern des Christentums, was dem Sinne der in Anm. 1 angeführten Paulusstelle sicher nicht entspricht.

welchem es keine Wunder mehr gibt; wenn ich anstehe, noch itzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre, meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen", ist nicht allzuwohl getan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christentums geschehenen Wunder ἐκ πολλων μεν ἀλλων[1], und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen, wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuten, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor sechzehn- bis achtzehnhundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung ebenso kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich ebenso gewiß, als was ich selbst erfahre?

[1] „Aus vielen anderen Umständen."

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte; ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weisſagungen und Wundern haben, ebenſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtrieret werden; aber demohngeachtet müſſe man ſie ebenſo feſt glauben als demonſtrierte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. *Erſtlich*: wer leugnet es — ich nicht —, daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weisſagungen ebenſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſein können? — Aber nun: wenn ſie *nur* ebenſo zuverläſſig ſind, warum macht man ſie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläſſiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf ſie bauet, als man auf hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten zu bauen befugt iſt.

Wenn keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtrieret werden kann, ſo kann auch nichts *durch* hiſtoriſche Wahrheiten demonſtrieret werden.

Das iſt: *zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.*

Ich leugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weisſagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder getan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden, ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſein, als ſie immer wollen), mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Dieſe anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn *zweitens*: was heißt einen hiſtoriſchen Satz für wahr halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt es im geringſten etwas anders, als dieſen Satz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts darwider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein andrer einen andern hiſtoriſchen Satz darauf bauet, eine

andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte auf diesen Glauben hin irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte diesem Glauben zufolge aller Kenntnis auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebensowohl auf ein bloßes Gedicht des Chörilus[1], welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Toten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muß ich darum für wahr halten, daß ebendieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und ebenderselben Klasse, folgen ganz natürlich auseinander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüberspringen und von mir

[1] Dem schlechten Dichter Chörilus versprach Alexander der Große für jeden guten Vers auf seine Taten ein Goldstück, für jeden schlechten eine Ohrfeige; der doppelten Anführung bei Horaz, „Episteln", Buch 2, Nr. 1, V. 232 ff., und „Ad Pisones", V. 357 f., verdankt er die Unsterblichkeit.

verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuten, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugnis entgegenſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος[1] iſt, ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freilich: aber ebender Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Tote erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß er dieſer Sohn ſei.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen: „O doch! das iſt mehr als hiſtoriſch gewiß; denn inſpirierte Geſchichtſchreiber verſichern es, die nicht irren können“:

So iſt auch das, leider, nur hiſtoriſch gewiß, daß dieſe Geſchichtſchreiber inſpiriert waren und nicht irren konnten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe[2]. Kann mir jemand hinüberhelfen, der tu' es; ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Chriſto Weisſagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder getan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden, ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſein, als ſie immer

[1] „Übergang in eine andere Gattung“, logiſcher Fehler, der darin beſteht, daß ein falſcher Beweis als identiſch mit der Prämiſſe ausgegeben wird. — [2] Anſpielung auf die von Leſſing ſelbſt überſetzte Stelle aus Tertullian, „De praescriptionibus“, Kap. 10: „Alles Suchen, alles Finden hört mit dem Glauben auf. Dieſes Ziel wird durch die Frucht des Suchens ſelbſt geſteckt. Dieſen Graben hat der ſelbſt gezogen, welcher will, daß wir nichts anderes glauben ſollen, als was er verordnet hat, und ſonach auch nichts anderes ſuchen.“

wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts als diese Lehren selbst, die vor achtzehnhundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, den gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er; auf der ist er: und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sähe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage[1], daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen, — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte, — sondern bloß an ihren Ort gestellt sein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gäbe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre — (wenn es dergleichen nicht gibt, so könnte es doch dergleichen geben) —: leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß sein könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament: aber darum nicht weniger göttlich.

[1] Diese sonst unbekannte Sage beruht wohl auf dem hohen Werte und den daraus abgeleiteten wunderbaren Eigenschaften des Saftes der Purpurschnecke.

Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Ein zweites Schreiben an den Herrn Direktor Schumann in Hannover.

1778.

Mein Herr!

Lieber wollen wir einander weder beſtechen noch zum beſten haben. — Ich entſage daher gleich anfangs allen verbindlichen Wendungen ſowie aller Ironie, womit Sie Ihrer Antwort einen ſo hohen Geſchmack zu geben bedacht geweſen. Traun, welche treffliche Ironie, mir ſelbſt Ironie anzudichten!

Nur ſchweigen kann ich nicht ganz, ob Sie ſchon drohen, mir das letzte Wort zu laſſen.

Ich nehme dieſe Demütigung in voraus hin und will mich gern in dieſem zweiten Schreiben darnach richten, ſo daß ich Ihnen nur mit Dingen nochmals beſchwerlich falle, auf welche keine Antwort mir auch eine Antwort ſein wird, mit allem übrigen aber, wo es mir um eine genauere Belehrung zu tun iſt, mich an ſonſt jemand wende, der mehr Zeit und mehr guten Willen hat, mich zu unterrichten, als Sie zu haben mir zu meinem Leidweſen verſichern.

Was mich indes hierüber noch einigermaßen tröſtet, iſt dieſes, daß ich Ihnen aufrichtig bekennen muß, wie ich weit mehr Stoff zu *neuem* Nachdenken in Ihrer Antwort erwartete. Dafür haben Sie mich nur an alte verwirrte Begriffe wieder erinnert, die ich mir ſchon längſt zu größerer Deutlichkeit gebracht zu haben überzeugt bin.

Auch habe ich mich über manche Mißdeutung, über manche Entnervung meiner Meinung zu beklagen. Vorſätzlich wird gewiß keine geweſen ſein: und doch war mein Ausdruck ſo diffus auch nicht, daß man leicht den Sinn unter den Worten verlieren könnte.

Ich hätte vielmehr mit geringer Mühe aus meinem Bogen ein Büchlein, aus dem Pamphlet ein Werk machen können. Aber ich dachte: wer keinen Bogen lieſet, lieſet noch weniger

mehrere Bogen; und die Wahrheit, die man auf einem Bogen nicht sagen und erweisen kann, ist wohl nicht weit her — oder ist vielmehr zu weit her.

Freilich aber kann ich nicht in Abrede sein, daß es leider meine eigensinnige Art ist, von der unerheblichsten Kleinigkeit am liebsten auszugehen, wenn ich durch sie mich am geschwindesten mitten in die Materie versetzen kann. Eine solche unerhebliche Kleinigkeit ist mir sodann gleichsam der niedrige, elastische Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo ist nicht der Sprung; und wer sein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich ebensowenig springen sehen, als er vermutlich mag. Denn er ist vermutlich selbst ein Springer und will nur kunstmäßig beurteilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für sich ist ihm ein Nichts: den kann er auch; den kann er besser.

Also recht wohl: die Stelle des Origenes[1] war Ihnen nur „ein unschuldiges Pförtchen, wodurch Sie mit einiger Manier auf die Laufbahn treten wollten". Aber wenn sie Ihnen ein Pförtchen war, warum darf ich denn auf diesem unschuldigen Pförtchen nicht mein Tempo[2] nehmen? Weil dieses Pförtchen ganz überflüssig ist? Kann wohl sein. Weil dieses Pförtchen nicht fest genung stehet? Ich hätte geglaubt, auch ein unschuldiges Pförtchen müßte vor allen Dingen fest stehen. Weil der Stoff dieses Pförtchens zuviel oder zuwenig prellet[3]? — Das wäre etwas. Das hätte ich allerdings genauer untersuchen müssen. Dafür könnten weder Sie noch Ihr unschuldiges Pförtchen.

Wie? Ich sollte also nicht gewußt haben, wie weit die Stelle des Origenes trägt? Ich sollte die ganze Elastizität derselben in der Grundsprache nicht gehörig erwogen haben?

Lassen Sie uns doch dieses, mein Herr, einen Augenblick genauer untersuchen. Und nur dieses allein. Denn alles übrige, von dem Sie sagen, daß es Sie eigentlich nichts angehe, haben Sie auch wirklich so beantwortet, als ob es Sie nichts

[1] Vgl. S. 81 dieses Bandes, Z. 15 ff. — [2] Meinen Anlauf. — [3] Schwungkraft besitzt. Das Bild Lessings ist nur richtig zu verstehen, wenn man annimmt, daß er unter dem „Pförtchen" die davorliegende Brücke über den Graben meint.

angehe; und wenig erhellet daraus deutlicher, als daß wir über dergleichen Dinge nicht ſtreiten müſſen. Wir nicht! Nur über die Stelle eines Kirchenvaters, nur über die wahre Meinung derſelben wollen wir uns hoffentlich wohl noch verſtehen.

Alſo, mein Herr: warum Sie den Origenes nicht ausreden laſſen, begreife ich noch jetzt nicht. Sie verſichern zwar, den Ausdruck des Origenes in der engern Bedeutung des Apoſtels genommen zu haben. Aber ich fürchte ſehr, daß Ihnen die engere Bedeutung des Apoſtels noch mehr zuwider iſt, von der ich nicht einmal einſehe, warum ſie die engere heißen ſoll.

Denn wenn Paulus zu den Korinthern ſagt: „Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft", und wir unter der „Beweiſung des Geiſtes" den Beweis aus Weisſagungen ſowie unter der „Beweiſung der Kraft" den Beweis aus Wundern mit dem Origenes verſtehen ſollen und müſſen: glauben Sie wohl, mein Herr, daß Paulus dabei nichts anders getan hat, als was Sie ohngefähr in Ihren Blättern von der Evidenz dieſer beiden Beweiſe geleiſtet haben? Glauben Sie wohl, daß er ſich begnügte, die alleinige Anwendung der Weisſagungen des Alten Teſtaments auf Chriſtum, von deren Priorität man damals noch ganz anders überzeugt ſein mußte, als man jetzt überzeugt ſein kann, zu zeigen, zu erhärten? Glauben Sie wohl, daß er ſich begnügte, die Wunder, die Chriſtus getan hatte, zu erzählen, deren Glaubwürdigkeit zu einer Zeit, als noch ſo viele Augenzeugen am Leben waren, doch wohl um vieles größer ſein mußte, als ſie jetzt iſt, da wir gar nichts davon wiſſen würden, wenn ſie nicht in einem Buche ſtünden? Glauben Sie wohl?

Ich bilde mir ein, mein Herr, Sie möchten ſo etwas, wodurch die Predigt Pauli Ihren Blättern ſo ganz ähnlich würde, ſehr gern glauben: wenn nur nicht in dieſem nämlichen Buche gar zu deutlich ſtünde, daß Paulus ſich noch auf mehr verſtanden habe als auf bloßes Vernünfteln; wenn es, dieſem nämlichen Buche zufolge, nur nicht gar zu unleugbar wäre, daß Paulus ſelbſt weisſagen können, daß Paulus ſelbſt Wunder getan; wenn man nur dieſes nämliche Buch gar nicht müßte geleſen

haben, um nicht zu wissen, daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst weissagen können, und dadurch allein, als den Mann erwies, der es am besten einsehen können, was Weissagungen und erfüllte Weissagungen sind, — daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst Wunder tat, und dadurch allein, als den Mann erwies, der vollkommen glaubwürdig war, wenn er von den Wundern seines Meisters sprach.

Hat nun Paulus nicht durch Vernünfteln über Weissagung und Wunder, nicht durch *πειθους ἀνθρωπινης σοφιας λογους*, nicht durch „vernünftige Reden menschlicher Weisheit", sondern durch eigne Weissagungen, durch eigne Wunder dasjenige bestärkt, was er von den in Christo erfüllten Weissagungen, von den durch Christum und an Christo geschehenen Wundern predigte: so stehet freilich Origenes, der sich selbst keiner übernatürlichen Gaben rühmte, schon weit unter dem Paulus; und der Beweis aus Weissagungen und Wundern in dem Munde des Origenes hatte seine Stärke schon um ein Großes, aber doch nicht gänzlich verloren. Denn jene übernatürliche Gaben, ob sie gleich Origenes nicht hatte, hatten doch noch andre fromme Christen zu seiner Zeit; und der Beweis, wovon jene übernatürliche Gaben der Beweis waren, war folglich im Grunde noch ebenderselbe und konnte nur seltener in seiner völligen Stärke geführt werden.

Ich sage: der Beweis des Geistes und der Kraft, wie ihn Origenes führte, war im Grunde ebenderselbe, wie ihn Paulus geführt hatte. Keiner von beiden hat ihn in einem engern oder weitern Verstande geführt; und es ist so wenig wahr, daß ihn der Apostel in einem engern Verstande geführt habe, daß vielmehr, wenn ja ein Unterschied gemacht werden sollte, der engere Verstand dem Origenes beigelegt werden müßte. Denn Origenes schon, weil die Wundergaben nicht mehr in ihrem vollen alltäglichen Glanze herrschten, weil nur noch Fußtapfen und Spuren davon unter frommen Christen übrig waren, mußte sich mehr auf die bloß erzählten Wunder zurückwerfen, wenn er mit spöttischen Feinden der christlichen Religion zu tun hatte. Und doch hat er sich nie so sehr darauf zurückgeworfen, daß er nicht mit deutlichen Worten gesagt, — — — — — — —

Das Teſtament Johannis.

Ein Geſpräch.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.[1]

1777.

Er und ich.

Er.

Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen*; aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich.

So?

Er.

Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich.

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er.

Aber ich ſehe: Sie laſſen ſich auch fortreißen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind, die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

Ich.

Zum Exempel?

* Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

[1] „— Der an die Bruſt des Herrn ſank und aus der reinſten Quelle den Bach ſeiner Lehren ſchöpfte.“ Worte des heiligen Hieronymus (etwa 340—420) über den Apoſtel Johannes.

Er.

Laſſe[1] gelehrt.

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Ihr Rätſel, womit Sie ſchließen. — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen Grabius[2] und Fabricius[3] vergebens darnach durchblättert.

Ich.

Muß denn auch alles ein Buch ſein?

Er.

Es iſt kein Buch, dieſes Teſtament Johannis? — Nun, was iſt es denn?

Ich.

Der letzte Wille Johannis — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heißen? Nicht?

Er.

Können freilich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indes doch: wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias[4], oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht eben ſehr beleſen.

Ich.

Bei einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten, in ſeinem Kommentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

---

[1] Stehe; vgl. „gut ſtehen". — [2] Johann Ernſt Grabe (1666—1711), „Spicilegium S. Patrum et haereticorum saeculi I—III" (Oxford 1698). — [3] Johann Albert Fabricius (1668—1736) verfaßte mehrere Werke, in denen das angebliche Teſtament Johannis geſucht werden konnte: „Bibliotheca Ecclesiastica" (Hamburg 1718), „Codex apocryphus Novi Testamenti" (Hamburg 1703), „Delectus argumentorum" (Hamburg 1725). — [4] Angeblich einer der ſiebzig Jünger Chriſti und Biſchof von Babylon, galt als Verfaſſer einer urſprünglich hebräiſchen „Historia certaminis apostolici" (herausgegeben von Lazius, Baſel 1551). Die Schrift iſt ſchon vom Papſt Paul IV. für apokryph erklärt worden.

Er.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur!

Ich.

Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir itzt erinnerlich ſind oder wahrſcheinlich dünken?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Epheſus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem dieſe eine Gemeinde ein genugſam großer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder und wundertätigen Lehre war, Johannes war nun alt, und ſo alt —

Er.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

Ich.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſahe.

Er.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zuviel, bald zuwenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben *könne*: daß er ſchlafe, nicht tot ſei.

Ich.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er.

Erzählen Sie nur weiter! Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich.

So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmählich ſichtbar Johannis reine Seele von dem ebenſo reinen, aber verfallenen Körper. —

Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Kollekte[1] gern, ließ keine Kollekte gern zu Ende gehen ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brot lieber entbehrt hätte als diese Anrede.

Er.

Die öfters nicht sehr studiert mag gewesen sein.

Ich.

Lieben Sie das Studierte?

Er.

Nachdem es ist.

Ich.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er.

Auf welche?

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Wenig und gut.

Ich.

Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu sein beginnt, so bald satt! — In der ersten Kollekte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte als „Kinderchen, liebt euch!" gefiel dieses „Kinderchen, liebt euch!" ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Kollekte; denn es hieß, der alte, schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute, heitere Tage bekam und doch nichts mehr sagte und doch nur die tägliche Kollekte mit weiter nichts als einem „Kinderchen, liebt euch!"

[1] Versammlung.

beſchloß; als man ſahe, daß der alte Mann nicht bloß nur ſo wenig ſagen konnte; als man ſahe, daß er vorſätzlich nicht mehr ſagen wollte: ward das „Kinderchen, liebt euch!“ ſo matt, ſo kahl, ſo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören und erdreiſteten ſich endlich, den guten, alten Mann zu fragen: „Aber, Meiſter warum ſagſt du denn immer das nämliche?“

Er.

Und Johannes? —

Ich.

Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt.“ —

Er.

Alſo das? Das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich.

Ja!

Er.

Gut, daß Sie es apokryphiſch genennet haben!

Ich.

In Gegenſatz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt mir es denn doch.

Er.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne „göttlich“ nennen würden.

Ich.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus „dignam Ioanne sententiam[1]“.

Er.

Ah Hieronymus!

Ich.

Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis „Im Anfang war

[1] „Einen des Johannes würdigen Ausſpruch.“

das Wort" uſw. verdiene in allen Kirchen, an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er.

Allerdings! der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato ſelbſt hätte nichts Erhabeners ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannis iſt.

Ich.

Mag wohl ſein. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unſern Kirchen, an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er.

Hm!

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Ja! ja!

Ich.

Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes „Salz der Erde"[1] ſchwur. Itzt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man ſagt, es ſei nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er.

Auch ein Rätſel?

Ich.

Wer Ohren hat zu hören, der höre![2]

Er.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich.

Was merken Sie?

[1] Ev. Matthäi, Kap. 5, V. 13. — [2] Ev. Matthäi, Kap. 11, V. 15.

Er.

So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß ſie die chriſtliche Liebe beibehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich.

Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er.

Ob ich recht daran tun würde, müſſen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

Ich.

Ich darf doch alſo ein Wort für gewiſſe Leute ſprechen?

Er.

Wenn Sie ſich fühlen[1].

Ich.

Aber ich verſteh' Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er.

Ja und Nein.

Ich.

Wie Nein?

Er.

Denn ein anders ſind die Glaubenslehren der chriſtlichen Religion und ein andres das Praktiſche, welches ſie auf dieſe Glaubenslehren will gegründet wiſſen.

Ich.

Und wie Ja?

Er.

Inſofern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich.

Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere ſein? — Die chriſtliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

[1] Sich ausreichende Kraft zutrauen.

Er.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das letztere bei weitem das Schwerere ſei.

Ich.

Was ſoll es mir denn helfen?

Er.

Denn es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſe Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

Ich.

Wieſo?

Er.

Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft noch verdienſtlich wird?[1]

Ich.

Ja freilich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſe Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

Er.

Cui non competit definitio, non competit definitum[2]. Habe ich das erfunden?

Ich.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.“ — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

---

[1] Ev. Matthäi, Kap. 11, V. 29 f.: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin ſanftmütig und von Herzen demütig; ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht.“ — [2] „Auf was eine Definition nicht paßt, dem kommt auch die definierte Eigenſchaft nicht zu.“ Grundſatz der Schullogik, hier auf den orthodoxen Begriff des Chriſten und die Bezeichnung als Chriſt angewendet.

Er.

Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.“[1]

Ich.

Ja ſo! Allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Ioannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas nisi hoc: „Filioli, diligite alterutrum.“ Tandem discipuli et fratres, qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: „Magister, quare semper hoc loqueris?“ Qui respondit dignam Ioanne sententiam: „Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit“[2].

---

[1] Ev. Lucä, Kap. 11, V. 23. — [2] „Als der gottſelige Evangeliſt Johannes, der bis ins höchſte Alter zu Epheſus lebte, kaum auf den Armen ſeiner Jünger in die Kirche getragen werden konnte und keine längere Rede zuſammenzufügen mehr fähig war, pflegte er in allen Kollekten nichts als die Worte vorzubringen: ‚Kinderchen, liebet euch!‘ Endlich wurden es die Jünger und Brüder, welche zugegen waren, überdrüſſig, immer das nämliche zu hören, und ſie ſprachen: ‚Meiſter, warum ſagſt du immer nur dieſes eine?‘ Und Johannes gab die ſeiner würdige Antwort: ‚Weil es das Gebot des Herrn iſt und, wenn es allein geſchieht, genug iſt.‘“

Eine Duplik.[1]

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.
Dictys Cret.[2]

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gefühlt hat, die Auferſtehungsgeſchichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maße unſrer Einſichten und Kräfte; und es iſt immer rührend, wenn auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, falls kein jüngrer und ſtärkrer Grieche mit ihm anzubinden ſich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei dieſem Kampfe Wärtel zu ſein und meine Stange dazwiſchen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämiſcher und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperſon; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu ſein.

Aber ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Abſicht verkannt und meine vorgeſchlagnen Austräge[3] gemißdeutet werden. Ein Wort kann dieſem Übel noch vorbauen; und wer wird mir dieſes Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Leſſing.

Erſt wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir um ſo redlicher Licht und Wetter

[1] Duplik iſt im Gerichtsverfahren die Erwiderung des Beklagten gegen die Einrede des Klägers (Replik). Zur Erläuterung vgl. S. 177 dieſes Bandes, Z. 30 ff. — [2] „Mehr um Zeugen aufzurufen als durch meine Rede irgendein Ergebnis zu erzielen.“ Diktys von Kreta, ſagenhafter Teilnehmer am Trojaniſchen Krieg, in der ihm zugeſchriebenen, von Quintus Septimius verfaßten „Ephemeris belli Troiani“. — [3] In der Rechtsſprache „Endurteile“.

teilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenſtrahl, der des einen Auge mehr trifft als des andern, ein ſtrenger Luftzug, dem dieſer mehr ausgeſetzt iſt als jener, ſind Vorteile, deren ſich kein ehrlicher Fechter wiſſentlich bedienet. — Beſonders bewahre uns Gott alle vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferſtehung Chriſti iſt auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangeliſten davon ſich widerſprechen.

Ich erwidere: die Auferſtehung Chriſti kann ihre gute Richtigkeit haben, ob ſich ſchon die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen.

Nun kömmt ein Dritter und ſagt: die Auferſtehung Chriſti iſt ſchlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangeliſten davon widerſprechen ſich nicht.

Man gebe auf dieſes „auch darum", auf dieſes „obſchon", auf dieſes „denn" wohl acht. Man wird finden, daß auf dieſen Partikeln gerade nur nicht[1] alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, ſoviel ich nun von ſeinen Papieren näher weiß, hat nichts Geringers als einen Hauptſturm auf die chriſtliche Religion unternommen. Es iſt keine einzige Seite, kein einziger noch ſo verſteckter Winkel, dem er ſeine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er dieſe Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geſchnitzt; die meiſten davon ſind ſchon bei mehrern Stürmen geweſen; einige derſelben ſind ſogar ein wenig ſehr ſchadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerſchmetternde Felſenſtücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was tut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morſche Leiter.

Folglich mußte er notwendig, als er zur Auferſtehungsgeſchichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die

[1] Faſt.

hiſtoriſche Glaubwürdigkeit derſelben eingewendet hat oder einwenden hätte können; wenn anders über eine ſo abgedroſchene Materie itzt noch etwas einzuwenden ſein möchte, deſſen ſich nicht ſchon ſeit ſiebzehnhundert Jahren einer oder der andere ſollte bedacht haben. Was nun ſchon vor kurz oder lang einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl ſein geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein andres iſt, auf etwas antworten; ein andres, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit ſeinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geſchlagene Soldat kann endlich doch einmal ſiegen helfen.

Wenn man aber nun ſchon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen[1] Mannes — (gründlich und bündig kann man ſein, wenn man von der Wahrheit auch noch ſo weit entfernt bleibt) — nichts als Fragmente mitteilen können und wollen; wenn man, ſage ich, nun ſchon mit höhniſchen Achſelzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei ſpricht und das Schickſal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten ſollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längſt beantwortet ſind: ſo muß ich freundſchaftlich raten, den grellen Ton ein wenig ſanfter zu halten, dieweil es noch Zeit iſt. Denn man möchte ſonſt ſich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbeſcholtene Mann iſt, über den man ſo chriſtmilde geſpöttelt; wer der unſtreitige Gelehrte iſt, den man ſo gern zum unwiſſenden mutwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das iſt nichts als Gerechtigkeit, die ich ſeiner Perſon widerfahren laſſe. Die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſteht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengeſetzter Überzeugung, in guter Abſicht ebenſo ſcharfſinnig als beſcheiden durchzuſetzen ſucht, iſt unendlich mehr wert als ein Mann, der die beſte, edelſte Wahrheit aus Vorurteil,

[1] Logiſch, ſcharf denkend.

mit Verſchreiung ſeiner Gegner, auf alltägliche Weiſe verteidiget.

Will es denn *eine* Klaſſe von Leuten nie lernen, daß es ſchlechterdings nicht wahr iſt, daß jemals ein Menſch wiſſentlich und vorſätzlich ſich ſelbſt verblendet habe? Es iſt nicht wahr, ſag' ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich iſt. Was wollen ſie denn alſo mit ihrem Vorwurfe mutwilliger Verſtockung, gefliſſentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane Lügen auszuſtaffieren, die man Lügen zu ſein weiß? Was wollen ſie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich *auch ihnen* dieſe Wahrheit muß zugute kommen laſſen; weil ich auch von *ihnen* glauben muß, daß ſie vorſätzlich und wiſſentlich kein falſches, verleumdriſches Urteil fällen können: ſo ſchweige ich und enthalte mich alles Widerſcheltens[1].

Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgendein Menſch iſt oder zu ſein vermeinet, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſtehet. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz —

Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: „Wähle!" Ich fiele ihm mit Demut in ſeine Linke und ſagte: „Vater, gib! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!"

II.

Noch einmal: es iſt ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis itzt ſo beträchtlich nicht ſcheinet, als er iſt. Man laſſe ihn dieſe fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente ſeiner Arbeit fand und aus Fragmenten gerade nur eben dieſe bekannt machte? Er ſelbſt würde, um ſich in ſeinem beſten Vorteile zu

[1] 1. Epiſtel Petri, Kap. 2, V. 23, vom Vorbild Chriſti: „Welcher nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward, nicht drohete, da er litte."

zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Teile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl; ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihresgleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht Besseres und Gründlichers geschrieben worden als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich; das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu; und leugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonieen[1] bestellt sei. Denn überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen

[1] Evangelische Harmonien, gewöhnlich Evangelienharmonien, seit Tatian (um 170) unternommene Versuche, aus den vier Evangelien eine einheitliche Erzählung ohne Widersprüche zu formen.

der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Übereinſtimmung zu ſetzen. Wo Geſchichtſchreiber nur in der Hauptſache übereinkommen, bietet die Methode unſrer evangeliſchen Harmoniſten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man ſoll ſie ſo toll nicht erdenken können; ich will ſie gar bald in Ordnung haben und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgendeines berühmten Harmoniſten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat ſich je in der Profangeſchichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionyſius und Tacitus[1] ebendieſelbe Eräugnung, etwa ebendasſelbe Treffen, ebendieſelbe Belagerung, jeder mit ſo verſchiedenen Umſtänden erzählen, daß die Umſtände des einen die Umſtände des andern völlig Lügen ſtrafen: hat man darum jemals die Eräugnung ſelbſt, in welcher ſie übereinſtimmen, geleugnet? Hat man ſich nie getrauet, ſie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgeſonnen, jene widerſpenſtige Verſchiedenheit von Umſtänden wenigſtens, gleich ſtößigen Böcken, in einen engen Stall zu ſperren, in welchem ſie das Widereinanderlaufen wohl unterlaſſen müſſen?

Das wahre Bild unſrer harmoniſchen Paraphraſen der Evangeliſten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer ſtößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegeneinander und reiben ſich und drängen ſich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke ebenſoviele in dem engen Stalle ſind, als der geduldigen einverſtandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der ſchönen Eintracht! — Ohne eine ſolche immer gärende, brauſende, aufſtoßende Harmonie ſollten Livius und Polybius, Dionyſius und Tacitus nicht glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſein können? —

„Poſſen!“ denkt der freie, offene Leſer, der ſich nicht mutwillig durch kleine Sophiſtereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geſchichte bringen will, „Poſſen! Was kümmert

[1] Livius, der Grieche Polybios (um 205—132 v. Chr.), Dionyſios von Halikarnaß (im 1. Jahrhundert v. Chr.) und Tacitus haben römiſche Geſchichten geſchrieben.

mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nötig, um einen Übergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, sag' ich, der freie, offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber* selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? „Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum[2]." Vollständige Begebenheiten freilich nicht; ganze Tatsachen freilich nicht: aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkürlich, aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg[3] straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zusammenklauben, aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht

* Vopiscus.[1]

[1] Flavius Vopiscus, römischer Geschichtschreiber am Ende des 3. Jahrhunderts, einer der sechs Verfasser der „Historia Augusta". — [2] „Daß kein Schriftsteller in bezug auf den geschichtlichen Verlauf nicht irgend etwas erlogen habe." — [3] Georg Andreas Nordberg (1677—1744) hat in seiner „Konung Carls XII Historia" (Stockholm 1740; deutsch Hamburg 1745—51) die mannigfachen Fehler in Voltaires „Histoire de Charles XII" nachgewiesen.

um jede Silbe auf die Folter ſpannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich ſchon erklärt, daß ihr beſondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des Heiligen Geiſtes geſchrieben zu haben, hier nichts verſchlägt. Aber wer darauf beſtehet, verrät, warum[1] es ihm zu tun iſt. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferſtehung, die unter unauflöslichen Widerſprüchen der Evangeliſten leiden möchte: ſondern um ſeine einmal eingeſogenen Begriffe von der Theopneuſtie[2]. Nicht um das Evangelium, ſondern um ſeine Dogmatik.

Und doch, ſelbſt die krudeſten Begriffe von der Theopneuſtie angenommen, getraue ich mir zu beweiſen, daß, wenn die Evangeliſten einmal einander widerſprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferſtehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten (ſie konnten ſie aber ſo leicht haben, ſie konnten ſie faſt ſo unmöglich nicht haben, weil ſie ſo ſpät hernach ſchrieben, weil ſie von dem wenigſten oder von gar nichts Augenzeugen geweſen waren), daß, ſag' ich, der Heilige Geiſt ihnen dieſe widerſprechende Nachrichten notwendig laſſen mußte.

Der Orthodoxiſt — (nicht der Orthodox[3]. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterſchied zwiſchen Orthodox und Orthodoxiſt nicht zuerſt): der Orthodoxiſt ſagt ja ſelbſt, daß es der Weisheit des Heiligen Geiſtes nicht unanſtändig[4] geweſen, *anſcheinende* Widerſprüche in die Erzählungen der Evangeliſten mit einfließen zu laſſen, damit ſo weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu ſichtliche Übereinſtimmung erwecken würde, auf ſie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur *anſcheinende* Widerſprüche? — So hätte wahrlich der Heilige Geiſt auch nur ein *anſcheinendes* Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangeliſten abzulenken! Denn was ſind *anſcheinende* Widerſprüche? Sind es nicht Widerſprüche, die ſich endlich in die vollkommenſte Übereinſtimmung auflöſen laſſen? — Nun, da iſt ſie ja wieder, die vollkommene Übereinſtimmung, die der Hei-

[1] Worum. — [2] Vgl. S. 66 dieſes Bandes, Anm. 1. — [3] Orthodoxiſt, der Verfechter aller von der orthodoxen Theologie aufgeſtellten Dogmen, Orthodox, der Rechtgläubige im Sinne des Lehrbegriffs der Kirche. — [4] Unangemeſſen.

lige Geiſt vermeiden wollte, weil ſie ſo ſehr nach Verabredung ſchmeckt. Der ganze Unterſchied wäre ja nur, daß die Evangeliſten in dieſem Falle ihre Verabredung meiſterlich hätten zu verſtecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ihre Erzählung, damit ſie nicht nach vorläufiger Vereinſtändnis[1] geſchrieben zu haben ſcheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ſie aber ſo, daß ihnen auch kein Widerſpruch zur Laſt fallen konnte. „Unſere nächſten Nachkommen", dachten ſie, „die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle gefloſſen, laſſen ſich durch das Labyrinth unſrer Erzählung von dieſer Nachſuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachſuchung nicht mehr möglich iſt, ſo wird man ſchon den Faden zu unſerm Labyrinthe finden, und dieſe verſteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unſrer Wahrhaftigkeit werden."

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangeliſten ſo nicht gedacht haben! Aber daß dieſe Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man ſich ſo etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu als unſre kunſtreichen Harmonieen?

Sollte man ſich nicht erſt erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geſchichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgendeine Begebenheit von mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet (wenn ſie in ein ähnliches Detail kleiner Umſtände gehen wollen, als womit wir die Auferſtehungsgeſchichte ausgeſchmückt finden), ohne die offenbarſten unauflöslichſten Widerſprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges ſolches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines ſolchen Exempels ebenſo gewiß überzeugt als von meinem eignen Daſein.

Wenn ſich nun in der ganzen unendlichen Weltgeſchichte

[1] Vorher getroffener Vereinbarung.

ein ſolches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangeliſten dieſes Exempel ſollen geliefert haben?

Weil ſie der Heilige Geiſt trieb? darum? — Weil freilich arme Menſchen dem Irrtume unterworfen ſind; aber nicht der Heilige Geiſt? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der Heilige Geiſt, um ſich als den zu zeigen, der er iſt, hat ſchlechterdings nichts tun können, was ebenſowohl die Wirkung der feinſten Büberei ſein *könnte*. Auch nur *könnte*. Nicht das, was die ägyptiſchen Zauberer dem Moſes nachtun konnten (wahr oder nur zum Schein nachtun konnten), ſondern was Moſes allein tun konnte, bekräftigte ſeine Sendung.[1]

Noch hat ſich, ſoviel ich weiß, kein Orthodox einfallen laſſen, daß der Antrieb des Heiligen Geiſtes die Evangeliſten allwiſſend gemacht habe. Das iſt: was die Evangeliſten vor dieſem Antriebe nicht wußten, das wußten ſie auch unter und nach dieſem Antriebe nicht. Erfuhren ſie alſo durch den Antrieb des Heiligen Geiſtes nichts *mehr*, ſo erfuhren ſie auch nichts *beſſer*. Denn man kann nichts *beſſer* erfahren, ohne etwas *mehr* zu erfahren; indem alle unſere falſchen Urteile nur daher entſtehen, weil wir Erkenntnisgründe nicht genug haben und aus Abgang der wahren uns mit angenommenen behelfen.

Mitwirkung des Heiligen Geiſtes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigſten und unerheblichſten Mißbegriffe erkannte, nur über deſſen Schrift beſonders wachte, der dieſe wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geſchehnen Dingen in keine notwendige Verbindung mit ſeinen Lehrſätzen gebracht hatte. Der geſunde Verſtand, der ſich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald ſo viel haben, daß er ſich lieber mit gar nichts begnügen will. In dieſem Verſtande kann man ſagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat als der ſogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf *damalige* Über-

[1] 2. Buch Moſe, Kap. 7—12.

zeugung von der Auferſtehung Chriſti gegründet, welche Überzeugung ſich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, dieſe Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geſchichtſchreiber von den Ausſagen dieſer Augenzeugen, in welchen Geſchichtſchreibern ſich nur das allgemeine Reſultat von den Ausſagen dieſer Augenzeugen unverfälſcht erhalten konnte: und gleichwohl ſoll unſere itzige Überzeugung von der Auferſtehung Chriſti nicht gegründet genug ſein, wenn ſie ſich bloß auf jenes Reſultat der Ausſagen gründet und ſich nicht zugleich auf die völlige Übereinſtimmung der Geſchichtſchreiber von dieſen Ausſagen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, ſchön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in dieſem Punkte beſſer daran ſind als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas erſetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor ſich, auf den ſie, in Überzeugung ſeiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieſes große Gebäude ſelbſt aufgeführt vor uns. — Welcher Tor wühlet neugierig in dem Grunde ſeines Hauſes, bloß um ſich von der Güte des Grundes ſeines Hauſes zu überzeugen? — Setzen mußte ſich das Haus freilich erſt an dieſem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut iſt, weiß ich nunmehr, da das Haus ſo lange Zeit ſteht, überzeugender, als es die wiſſen konnten, die ihn legen ſahen.

Ein Gleichnis, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Geſetzt, der Tempel der Diana zu Epheſus ſtünde noch in ſeiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände ſich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; ſogar der Name des weiſen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer ſo ſonderbaren Grundfeſte den Rat gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morſchen, zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe ſogar, daß Theodorus wohl ſo uneben nicht geurteilet haben möchte, daß Kohlen, wenn ſie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der

Feuchtigkeit widerſtehen müßten[1]. Sollte ich wohl, bei aller dieſer wahrſcheinlichen Vermutung a priori, an der ganzen hiſtoriſchen Ausſage deswegen zweifeln, weil die verſchiednen Urheber derſelben über die Kohlen ſelbſt etwa nicht einig wären? Weil Plinius[2] etwa ſagte, es wären ölbäumene Kohlen geweſen, Pauſanias aber von ellernen[3] und Vitruvius[4] von eichenen Kohlen ſpräche? O der Toren, die dieſen Widerſpruch, ſo Widerſpruch als er iſt, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur ebenſowohl der Ölbaum als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erztoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen ſtreiten, als die großen Ebenmaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergib es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſein muß. Denn es trägt, und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Türe, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen: ſo iſt dieſer rechte Winkel freilich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine Betrachtungen weiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblaſen ruhete.

Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt *da*, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heidniſche und jüdiſche Religion geſieget hat: und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen ſein, als ſie ſiegte? Ich ſoll

[1] Theodoros von Samos, Architekt und Bildhauer, ſoll, wie Diogenes Laërtius erzählt, geraten haben, den ſumpfigen Grund des Artemistempels in Epheſus mit zerſtoßenen Kohlen zu bedecken. — [2] Plinius, „Naturalis historia“, Buch 36, Kap. 21. — [3] Aus Erlenholz. — [4] Vitruvius Pollio, ein römiſcher Architekt, der um Chriſti Geburt lebte, verfaßte das einzige erhaltene Werk des Altertums über die Baukunſt.

glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen getan, die wir itzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Überzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdaurende Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand: so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger taten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessieren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuten lassen, daß ein ebenso großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl sein! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermutung; noch weniger will ich durch dieses Vorurteil von dem Gerüste mich im geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch un-

gezweifelt bewieſen werden könne? Daß unter den tauſend und tauſend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben: daß unter dieſen tauſend und tauſend Dingen auch wohl ungeſchehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es ſoll nicht wahr ſein, daß unendliche[1] Fakta wahre, unſtreitige Fakta geweſen, für die uns dennoch die Geſchichte zu wenige, zu unwichtige Zeugniſſe hinterlaſſen, als daß wir ſie ohne Leichtſinn glauben könnten?

Das ſoll nicht wahr ſein? — Freilich, wenn es wahr iſt: wo bleiben alle hiſtoriſche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion? — Wo ſie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn ſie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauſes geſtellt würden, in welchem ſie noch vor funfzig Jahren ſtanden?

III.

Bei dieſer meiner Geſinnung von der hiſtoriſchen Wahrheit, die weder aus Skeptizismus entſtehet, noch auf Skeptizismus leitet, war es alſo gewiß keine ernſthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegenſätzen ſchrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferſtehungsgeſchichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich ſetzte freilich hinzu: „Er verſuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments.“ Aber in dieſem Tone ſchreckt man auch ab; und das wollte ich. Abſchrecken wollte ich. Denn ich ſagte weiter: „Nur beantworte er ſie alle, dieſe gerügten Widerſprüche. Bloß dieſem und jenem etwas Wahrſcheinliches entgegenſetzen und die übrigen mit triumphierender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas tun oder auf meine Abſchreckung irgend etwas unterlaſſen müſſe. Mein Gewiſſen gibt mir das Zeugnis, daß ich ſo eitel zu ſein nicht fähig bin. Alles, was ich mir in dieſem Punkte ſelbſt vorwerfen kann, iſt dieſes: daß es mich

[1] Unendlich viele.

aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung, etwas zu tun, gerade das nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung, etwas zu unterlassen, gerade das nämliche getan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar[1] Ja für Nein und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getrauet zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getrauet?

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht; und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachteilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mitteilet, auch in allem Betracht gut ist oder nicht; wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen; und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausfoderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein ebenso unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligmal

[1] Der Superintendent Reß in Wolfenbüttel.

ſchon gemacht und gerügt, aber auch bereits ebenſo oft abgewieſen und beantwortet worden; wenn es wahr iſt, daß er ſchnurſtracks widereinanderlaufende Behauptungen in der Auferſtehungsgeſchichte gefunden, bloß weil er ſie finden *wollen*, nicht weil er das Unglück gehabt, ſie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr iſt, daß man bloß ſeine Schmähſchrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen[1]; wenn alles das wahr iſt: — (der Spruch iſt gerecht! Ich ſpreche ihn über mich ſelbſt aus; breche über mich ſelbſt den Stab!) ſo bin ich, ich, ſein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein ebenſo ſtrafbar, ſondern noch weit ſtrafbarer als er ſelbſt.

Und das, das ſollte ich — (Mit dem *Sein* hat es keine Not. Daß ich das nicht *bin*, braucht nur *einer* zu wiſſen. Der weiß es.) — das ſollte ich ruhig auch nur *ſcheinen* wollen? Ich müßte nicht wiſſen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man ſcheinet, als was man iſt. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben; und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeſchrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu geſunder und kalter Überlegung kommen laſſen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wiſſen könnte und ſollte, worauf ſich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu beſinnen vermochte; nämlich, daß alles das nichts als abgedroſchenes und längſt den Flammen überantwortetes Stroh ſei: nun komme ich und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verſtand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen und Ärgernis zu geben. — Daß ich ſage: ich räumte nur ſeinen Vorderſatz ein und leugnete die Folgerung: das macht meine Sache nicht um ein Haar beſſer. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für ebenſo wichtig, den Vorderſatz zu leugnen als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja, ſie glauben die Folge-

[1] In der Replik von Reß hieß es S. 3: „Sie nähmen die Einwendungen Ihres Ungenannten in die eine und die Bibel in die andere Hand, läſen die zitierte Antwort darauf und trügen weiter vor, was Sie dagegen noch zu ſagen hätten.“

rung nur, weil und sofern das Gegenteil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es sich ebenso leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand praktizieret, die man sich am besten zu stechen getraut: muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleien[1] spielt und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaub' es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut acht gab, tut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht mutwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlich. Er gehe mit seinem Mute zu Rate; und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Überreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem meinigen gemacht habe; auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet und behaupte noch: sie nirgends so kräftig aufeinander gehäuft, nirgends so deutlich auseinandergesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das ebenso gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich ebensowenig gekannt hätte. Auch ebensowenig noch kenne. Denn daß seit heute und gestern wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubnis nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende,

[1] Heimlichen Hantierungen.

ob durch alle zehn Widerſprüche und ihre vermeinten Beantwortungen: das ſtehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerſpruche zeige, daß er weder durch die gegebene noch durch irgendeine andere in der Welt zu gebende Antwort ſich heben läßt: ſo habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, vertan[1]. Wo ein Widerſpruch iſt, können deren hundert ſein; genug, daß auch deren tauſend das nicht beweiſen, was mein Ungenannter daraus beweiſen will. — Alſo ohne weitres zur Sache! Was ich ſonſt noch zu ſagen hätte, wird ſich auch finden.

Erſter Widerſpruch.

„Lucas (XXIII, 56) läßt die frommen Weiber, welche den Leichnam Chriſti ſalben wollten, die Spezereien dazu am Freitage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbats oder erſten Oſtertages, einkaufen, und Marcus (XVI, 1) am Sonnabende des Abends, nach unſrer Art zu reden, als der Sabbat vorbei war."

Daß man in dieſen verſchiednen Behauptungen vorlängſt einen Widerſpruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängſt verſucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas oder den Lucas nach dem Marcus umzuſtimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umſtimmen wollen, ſagen, daß in den Worten „*διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα*" das *ἠγορασαν* auch wohl „jam empta habebant[2]" heißen könne, indem öftrer die unbeſtimmte Zeit anſtatt der längſt vergangenen gebraucht werde. Sie überſetzen alſo: „Als der Sabbat vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Spezereien gekauft"; und ich darf wohl ſagen, daß dieſes unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher geweſen.

Mein Ungenannter hatte alſo recht, ſich bloß an dieſe Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantiſch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das *ἠγορασαν*

[1] Vollſtändig das Notwendige getan. Vgl. S. 77 dieſes Bandes, Z. 34 f. —
[2] Vgl. S. 37 dieſes Bandes, Z. 8 ff.

in der längſtvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie ſoll ich dieſe zwei Ungenannte in der Folge am ſchicklichſten und kürzeſten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, ſo bleibe er mein Nachbar. Sollte er dieſe Benennung übelnehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann beſſer bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh' und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar alſo muß auch weder beim Glaſſius[1] noch beim Wolf[2], auf die wir von dem deutſchen Ausgeber des engliſchen Bibelwerks[3] verwieſen werden, ein Exempel fürs Gegenteil gefunden haben: ſonſt er wohl darauf beſtanden und nicht eine ſo gefährliche Volte geſchlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte iſt, ſo gibt es gar keine. Weil Marcus ſich nicht nach dem Lucas umſtimmen läßt, ſo will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umſtimmen. Da Marcus nicht gemeint haben *kann*, daß die frommen Weiber die Spezereien ſchon gekauft hatten, ehe der Sabbat vergangen war, ſo ſoll nun Lucas gemeint haben, daß ſie ſie nicht eher gekauft, als bis der Sabbat vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß, wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es notwendig links aufgehen müſſe: „Ei freilich! das iſt ja auch ganz leicht zu erweiſen. Denn einmal ſagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Spezereien den Freitag Abend gekauft worden; ſondern er ſagt nur, daß ſie von den Weibern gekauft worden, nachdem ſie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, *ὑποστρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα* nicht wohl anders verſtanden werden, als daß ſie die Spezereien *unmittelbar* nach ihrer Zurückkunft bereitet;

[1] Salomo Glaſſius (1593—1656), „Philologia sacra" (1623—36). — [2] Johann Chriſtoph Wolf (1683—1739), Verfaſſer grundlegender Erläuterungsſchriften zur Bibel, ſo namentlich der „Anecdota graeca" (Hamburg 1722—24) und der „Curae philologicae et criticae" (Hamburg 1725). — [3] „Die heilige Schrift ... nebſt einer vollſtändigen Erklärung ...", aus dem Engliſchen überſetzt von J. D. Heyde (Leipzig 1749—70, 10 Bde.), eine Hauptquelle der Aufklärungsphiloſophie.

doch da folgt bald darauf ein *μεν*, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es „nachdem inzwischen" bedeute (denn *μεν* bloß durch „zwar" gegeben, will nicht langen) und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Spezereien Freitag abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel, *„ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην"*, übersetzt: „zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Spezereien und Salben, nachdem sie inzwischen" (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem participio und verbo; denn das bedeutet das *μεν* hier sichtbar) „den Sabbat nach dem Gesetze geruhet hatten".

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres teuern, von keinem einzigen Übersetzer noch bemerkten *μεν* umgetan; haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo *μεν* möglicherweise, obschon mit ebensowenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen; das muß ich hoffen: denn Sie sind ein ehrlicher Mann; Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten; sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraussehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene *μεν* gekettet genug? Welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es gibt keine Hysteraprotera[1] mehr, wenn dieses *μεν* erwiesen wird.

[1] Hysteron proteron, chronologischer Fehler.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweiſe — Denn wiſſen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünſtig zurückbehalten, wiſſen Sie, was man alsdenn ſagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leſer zum beſten gehabt; daß Sie lieber den Originaltext des Neuen Teſtaments für eine wächſerne Naſe erklären, als einen Widerſpruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit iſt. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir ſagen laſſen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber ſind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer ſind? — Wie man doch gewiſſe Dinge ſo leicht annehmen kann! — Erſt nun fange ich an, gerade das Gegenteil anzunehmen. Denn nur ſo ſind Sie entſchuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entſchuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieſer gutmeinende Laie gibt. Auch werden die Theologen gewiß gegen dieſe Blöße proteſtieren. Wie können ſie auch anders? Das Feuer iſt ja noch nicht ſo nahe, daß man ſchon zum Fenſter herabſpringen muß. Ich ſelbſt, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir ſo viel daran gelegen wäre, dieſen erſten Widerſpruch zu heben.

Und welche? Ohne erſt lange nachzuſuchen, ob ſchon vor mir jemand auf ebenden Einfall gekommen, will ich ihn herſetzen. Iſt er zu brauchen: deſto beſſer! Ich behaupte nur in thesi[1], daß es in den Erzählungen der Evangeliſten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeſchadet, Widerſprüche geben könne; aber in hypothesi[2], ob dieſes und jenes wirklich ein Widerſpruch ſei, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erſt genauer zu unterſuchen. Dergleichen einzelne Unterſuchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei ſagen kann, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeinet: warum ſoll ich ihm die Freude nicht machen? Auch iſt es aufrichtiger, für ſeinen Gegner mit zu ſehen.

---

[1] Als Hauptſatz. — [2] In bezug auf den Unterſatz.

So denn alſo! — Wie, wenn man den Evangeliſten allen beiden recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern auf der grammatiſchen Folter das nämliche ſagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeinet hat, die frommen Weiber zu zwei verſchiedenen Malen Spezereien kaufen läßt; den Freitag nur ſo viel, als ſie in der Geſchwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber ſchwerlich wohl in Jeruſalem. Sondern dadurch: daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerkſam mache und es in ſeiner weitern Bedeutung hier gelten laſſe. Wenn denn einmal die Weiber, als ſie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit ſollen gehabt haben, die Spezereien zu kaufen, mit barer klingender Münze zu bezahlen: ſagt denn das auch Lucas von ihnen? Er ſagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρωματα; und nicht ἠγορασαν. Aber, wird man ſagen, wie kann man Spezereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat und doch kaufen muß? Das iſt es eben: ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, „der gleich bei der Hand iſt, der gleich zur Hand ſchafft"; ſondern auch nur προθυμος, „der gleich willig und entſchloſſen iſt, etwas zur Hand zu ſchaffen". Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht bloß praeparabant *manibus*, „ſie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit", ſondern auch praeparabant *animo*, curabant ut praeparata haberent, „ſie taten ſich um, ſie ſorgten, daß ſie ſie in Bereitſchaft haben möchten". Sie gingen nicht in die Gewölber der Spezereihändler, die freilich wohl ſchon geſchloſſen waren, und kauften, ſondern ſie nahmen ſich nur vor, zu kaufen, erkundigten ſich nur, wo ſie am beſten zu kaufen wären; denn ſie waren fremd. Und das durften ſie tun, wenn auch der Sabbat ſchon längſt angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot, am Sabbat zu ruhen, im geringſten nicht unterſagt; ſowie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbat verboten, ſo würde der Sabbat wohl blutſelten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und verſteigern ſie nicht ſelbſt am

Sabbat, nicht ſelbſt in der Synagoge, nicht ſelbſt die Ehre, die Geſetzrolle an irgendeinem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorleſers tragen zu dürfen? Genug, wenn ſie das Geld dafür nicht am Sabbat erlegen! — Kurz, man überſetze ἡτοιμασαν ἀρωματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus[1]: und was iſt denn noch zu erinnern? Daß auch ἑτοιμαζειν im Neuen Teſtament an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius[2] bereits die Exempel geſammelt; nur ſehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam[3] einzuſchränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerſpruch.

„Johannes, bei welchem Joſeph von Arimathia und Nicodemus den Leichnam Chriſti in allen Stücken nach der Weiſe der Juden beſtatten, Johannes ſagt nicht, daß die Weiber ihn ſalben wollen. Aber Marcus und Lucas, welche nur melden, daß Joſeph von Arimathia den Leichnam bloß in feine Leinewand gewickelt, alſo nicht geſalbet habe: Marcus und Lucas ſagen, daß die Weiber, die dieſe tumultuariſche unvollſtändige Beſtattung des Joſeph von Arimathia mit angeſehen hatten, nach Verlauf des Sabbats den Leichnam Chriſti auch ſalben wollen. Beim Johannes tun Joſeph und Nicodemus alles: und die Weiber tun nichts, und wollen nichts tun. Beim Marcus und Lucas tut Joſeph von Arimathia nicht alles: und die Weiber wollen nur ſpät hernach tun, was Joſeph zu tun vergaß oder nicht Zeit hatte. So einig alſo Johannes mit ſich ſelbſt iſt; ſo einig Marcus und Lucas mit ſich ſelbſt ſind: ſo ſehr widerſpricht Marcus und Lucas dem Johannes, und Johannes dem Marcus und Lucas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigſtens iſt mir es noch klar, nachdem ich alles ſorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt und faſt ein wenig zu grämlich

[1] „Sie beſtimmten Kräuter, ſie ſorgten für Kräuter." — [2] Vgl. S. 37 dieſes Bandes, Anm. 2. — [3] „Die göttliche Beſtimmung."

vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch geradezu einen erträumten Widerspruch und sagt: „Eine Sache tun wollen, die ein andrer schon getan hat, die sich aber auch zweimal tun läßt, das streitet offenbar nicht miteinander." Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nicodemus gewesen: ist denn die etwas, was sich zweimal tun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal tun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamierung der Weiber auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamierung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung und nicht völlige: das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei einem Evangelisten alles beides stünde; wenn ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nicodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen; und man wollte alsdenn diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen: so käme Ihre Antwort noch ein wenig zupasse. Denn alsdenn wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweiten Male unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht; da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem Heiligen Geiste eingegeben ist: so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben akkuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen; daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines vor Fäulnis und

Verweſung, welches die Männer beſorgen müſſen, und eines vor Wohlgeruch, womit ſich die Weiber abgaben. Alles das iſt bloß gefabelt, lieber Nachbar; und ohne allen Grund in der Geſchichte gefabelt. Beſonders Ihr Einfall von dem doppelten Balſamierungsgeſchäfte, der dem Herrn A.[1] ſo ſehr gefällt, hätte doch wohl erſt müſſen anderweits aus der Geſchichte erwieſen werden; damit er nicht einzig und allein aus ebendem Umſtande abgeſondert ſcheine, zu deſſen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundloſigkeit dieſes Einfalls vom doppelten Salbungsgeſchäfte iſt noch bei weitem nicht ſeine ſchlimmſte Seite. Wenn wir ihn gelten laſſen, lieber Nachbar, ſehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen ſtraft? Johannes ſagt, daß Joſeph und Nicodemus den Leichnam Chriſti ſo begraben, ganz ſo, „wie die Juden zu begraben pflegen“[2]. Und Sie ſagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht ſo, nicht ganz ſo; denn ſie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulnis vollzogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übriggelaſſen worden, deren Naſe ſo ekel iſt.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widerſprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangeliſten ſtehen, nicht anders vereinigen kann als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangeliſt eine Silbe ſagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangeliſten von dem armſeligen, elenden Widerſpruche eines andern Evangeliſten (armſelig und elend wegen der Unbeträchtlichkeit des Umſtandes) auf keine andre Weiſe retten kann, als daß ſie dieſen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerſpruch.

„Matthäus ſagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena und der andern Maria geſchehen ſei, was die übrigen

[1] Die Gegenſchrift von Reß hat die Form einer Unterredung; die beiden Sprecher ſind mit A und B bezeichnet. — [2] Ev. Johannis, Kap. 19, V. 40.

Evangeliſten ſie bei Annäherung des Grabes bereits geſchehen finden laſſen."

Mein Ungenannter gründet ſich auf das „*ἰδου ἐγενετο*[1]" beim Matthäus; und es könnte wohl ſein, daß es Matthäus ſo verſtanden habe. Doch Sie haben recht, lieber Nachbar; *ἰδου* iſt öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leſer und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Perſonen geſchehen ſei. *Ἐγενετο* mag auch immerhin heißen: „es war geſchehen". — Aber warum ließen Sie es nun bei dieſer Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß ſchlagen, ſondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann ſein, der Abend und Morgen nicht unterſcheiden wolle?

Die Strafe dieſer Unbarmherzigkeit iſt Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben ſich dadurch in eine weitere Auflöſung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen ſo klar und richtig ſcheinen, daß die Verwirrung derſelben Vorſatz werden muß. — Vorſatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finſternis nicht unterſcheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde als dieſen, wenn ich ihn objektive als möglich denken könnte. Daß er ſubjektive möglich iſt, höre ich leider. Aber Sie müſſen ganz etwas anders dabei denken als ich, oder Sie könnten die ſchmähſüchtige Grauſamkeit nicht haben, ihn ſo wiederholt zu machen.

Nun laſſen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die ſo klar und richtig ſein ſollen. — Mir graulet, eine Menge unnötiger Worte machen zu müſſen. Aber vielleicht, daß mir andere, wohl noch unnötigere Worte, deren ich mich in meinem Leben ſchuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erſter Satz alſo: „den Sonnabend ſpät abends gingen die beiden Marien nach Chriſti Grabe, bloß zuzuſehen, ob es noch ungeſtört ſei, kamen aber allem Anſehen nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es ſchon zu ſpät war. Matth. XXVIII."

[1] „Siehe, es geſchah." Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 2.

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt* ausdrücklich: „Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis[1].“ — Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden sein, die Licht und Finsternis nicht unterscheiden *wollen*. Freilich, nicht unterscheiden *können*, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urteil abzulocken. Sie sollen recht haben.

Es folgt Ihr *zweiter* Satz, mit welchem ich den *dritten* sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh gingen sie in Gesellschaft verschiedner anderer Weiber *wieder* dahin, in der Absicht, seinen Leib zu salben. Marc. XVI, 2; Luc. XXIV, 1. Auf diesem Wege wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg und es folglich geöffnet war. Marc. XVI, 3, 4; Luk. XXIV, 2.“

Die Weiber gingen *wieder* dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem „wieder“? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sei. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein andrer vorhergegangen sei. Woher wissen Sie denn also das „wieder“? — Was wissen zwar? — Die Bedürfnis Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings.

Kömmt Ihr *vierter* Satz: „Maria Magdalena, die unruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie vorausging, am ersten

* ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

[1] „Daß es sich aber beim Matthäus an dieser Stelle um irgendeinen abendlichen Gang handle, auf dem nichts Erwähnenswertes vorgefallen sei, der morgendliche, auf den sich alles Folgende bezieht, aber mit Stillschweigen übergangen werde, hat keine Wahrscheinlichkeit.“

und kehrte ſogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche ſie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Chriſti weggenommen ſei. Joh. XX, 1, 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht ſchon genug Torheit und Böſes auf ihrer Rechnung? Muß ſie auch noch ſo eine Närrin werden; der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil ſie von weiten den Stein vom Grabe abgewälzt ſahe, bloß daher ſchließen, daß der Leichnam Chriſti nicht mehr darin befindlich ſei? Vergaß ſie denn in dem Augenblicke, in welcher Abſicht ſie ſelbſt herkam? Sie wollte mit ihren Geſpielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja ſchon darum beſorgt geweſen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte ſie den Leichnam Chriſti nicht verſchleppen; ſie wollte ihn nur ſalben. Und ihr fiel nicht erſt ein, daß ihr andere in ebendieſer Abſicht wohl ſchon könnten zuvorgekommen ſein? Sie ſahe nicht erſt hin, ob es nicht ſo wäre? Sie ſchließt nur — wenn das anders ſchließen heißen kann: der Stein iſt weg; alſo iſt auch der Leichnam weg? So ſchließt ſie, und läuft und läuft; ſonſt möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbeſonnene Närrin ſie iſt. — O gewiß, wenn dieſe Maria Magdalena hier ſo ſchließen, ſo handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — ſo war ſie Magdalene, die Sünderin; das iſt, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann ſo leichtſinnig ſchließen. Nur durch ſolche leichtſinnige Schlüſſe werden Mädchen zu Huren. — Auch war ſie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Chriſtus ſieben Teufel austrieb[1]. Ein achter Teufel, bei dem ſich die übrigen länger zu wohnen ſchämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbeſonnenheit. Ohne den dümmſten von allen Teufeln konnte ſie nicht ſo ſchließen. — Und doch läßt man ſie ſo ſchließen; der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf dieſe Weiſe dem Petrus und Johannes brachte, die erſte Verkündigung der Auferſtehung Chriſti ſein

[1] Ev. Marci, Kap. 16, V. 9.

ſollen: ſo iſt dieſe erſte Verkündigung eine große Armſeligkeit geweſen!

Man ſage nicht, daß man ſich nicht darum zu bekümmern oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbeſonnen Maria Magdalena hier erſcheine; genug, daß ſie Johannes nicht anders ſchildere. Und was ſagt Johannes? — „Da ſie ſieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft ſie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jeſus lieb hatte.“[1] — Sie läuft und ſieht wirklich nicht erſt in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen ſollen? Er ließ es nicht aus, weil es ſich von ſelbſt verſteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geſchehen war? — Nun, ſo iſt Maria Magdalena nicht nur eine unbeſonnene Närrin, ſondern noch dazu eine unverſchämte Lügnerin. Denn ſie ſpricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben.“[2] Wie konnte ſie das ſagen, wenn ſie nicht einmal zugeſehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt ſie nicht mit dieſen nämlichen Worten, daß ſie wirklich zugeſehen habe? — Nur darum, weil ſie es hier ſelbſt ſagt, hielt Johannes für überflüſſig, es die Zeile vorher von ihr zu ſagen. — Oder iſt das kein Lügner, der ſeine Vermutungen für Facta ausgibt?

Doch ich will auf dieſer Verleumdung der armen Maria Magdalena — es iſt eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter beſtehen. Es ſoll auch *damit* ſein, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will ſeine Sätze hier gar nicht widerlegen; ich will ſie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu ſehen, wie dieſer dabei wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leſer, dieſe vier Sätze wohl ein und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus[3]: „Am Abend aber des Sabbats, welcher anbricht am Morgen des erſten Feiertages der Sabbaten, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen. Und ſiehe, es geſchah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel

[1] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 1f. — [2] Ev. Johannis, Kap. 20, V. 1f. — [3] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 1—5.

herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Türe und ſetzte ſich darauf, und ſeine Geſtalt war wie der Blitz und ſein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erſchraken für Furcht und wurden, als wären ſie tot. Aber der Engel antwortete und ſprach: ‚Furchtet euch nicht!‘“

Und ſo weiter! Es iſt genug, mein Leſer. Aber wiſſen muß ich, ob du es auch recht begriffen haſt, wieviel du in dieſen wenigen Worten des Matthäus geleſen. — Und ſieh, da fällt denn folgendes Geſpräch unter uns vor:

Ich. Wieviel alſo, freundlicher Leſer, haſt du itzt bei dem Matthäus geleſen?

Du. Wieviel? hm!

Ich. Ha! ich errate dich. Es iſt wahr; ich muß nicht fragen, wieviel. Sondern: wievielerlei?

Du. Das ſollt’ ich meinen!

Ich. Alſo wievielerlei?

Du. Wie willſt du, daß ich dir antworte? Nach dem geſunden Menſchenverſtande? Oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei ſein wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem geſunden Menſchenverſtande habe ich nur einerlei geleſen; indem alles ja vollkommen ſo fortlief, als ob es nur ein Anfang, nur ein Fortgang und nur ein Ende einer und ebenderſelben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgeleſen.

Ich. So laß den geſunden Menſchenverſtand ein wenig ſchlafen; und antworte mir auf die andere Weiſe. Wievielerlei, nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erſt: einen vorgehabten und angefangnen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erſcheinung, erſchienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum ſagſt du: „einen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was“?

Du. Weil ihm das Ende fehlt und dein Nachbar ſelbſt nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „ſie kamen, das Grab zu beſehen“. „Sie kamen“ über-

ſetzt dein Nachbar durch „ſie gingen“. „Sie gingen alſo“, ſagt er: „aber das Tor war entweder ſchon zu, oder ſie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn ſie vor dem Torſchluſſe wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, ſie machten, was man nennt einen „Fleiſchergang“[1]. Und dieſen Fleiſchergang hielt dennoch der Heilige Geiſt für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu laſſen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jeſu.

Ich. Recht hübſch für eine Predigt! — Aber warum ſagteſt du: „eine Erſcheinung, erſchienen, ich weiß nicht wem“?

Du. Weil ſie den Weibern nicht geſchehen ſein ſoll und die Hüter, welche darüber erſchraken und vor Furcht wurden, als wären ſie tot, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich, warum ſagteſt du: „ein Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie“?

Du. Weil ſich dieſer Morgenbeſuch mitten im Geſpräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und ſprach.“ So ſind ſie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört ſie, weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das „antwortete“ des Engels nicht vorausſetzt, daß ſie ihn vorher gefragt, ſo müſſen ſie doch ſchon wenigſtens dageweſen ſein und irgendeine Miene der Beſtürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft erteilte. Sie waren alſo da; und weil ſie von geſtern abend nicht mehr da waren, ſo waren ſie da, einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spotteſt du ſeiner?

Du. Warum ſollte ich nicht? — O, daß ich nur recht könnte! Denn ſpottet auch er nicht eines ehrlichen Geſchichtſchreibers, der gerade deswegen ſo albern und dumm erzählen ſoll, weswegen er ein Muſter aller Erzähler ſein müßte und ſein könnte; deswegen, weil ihm der Heilige Geiſt die Feder geführt?

Ich. Ja, ſieh nur, lieber Leſer: der Heilige Geiſt ſah nicht ſowohl auf das, was er jeden Evangeliſten insbeſondere ſchreiben ließ, als auf das, was man über ſiebzehnhundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zuſammenſetzen würde.

[1] Adelung: „Im gemeinen Leben ein vergeblicher Gang, dergleichen die Fleiſcher, wenn ſie Vieh zu kaufen ſuchen, mehrmals zu tun genötigt ſind.“

Du. Und das iſt es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei ſagt hier noch viel zu wenig. Er läſtert; dein Nachbar läſtert; und die einzige Entſchuldigung, die ich ihm leihen kann, iſt die: er weiß nicht, was er ſagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leſer, lieber Leſer! Alſo willſt auch du nicht begreifen, „daß man kurz ſein müſſe, wenn man verſchiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will*?"

Du. Freilich nicht; denn wie ſoll ich Unſinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, iſt das: daß man kurz iſt (nicht kurz ſein müſſe), wenn man verſchiedne Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verſchiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müſſe, wenn man kurz ſein will.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht ſo genau. Sein Herr A. verſtand ihn doch. Und du verſtehſt ihn ja auch. Aber du willſt ihn nicht verſtehen; du willſt nicht. Du willſt nicht wiſſen, „daß jedem Geſchichtſchreiber freiſteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er ſämtlich zu erzählen nicht nötig hält, diejenigen auszuheben, welche er ſeiner beſondern Abſicht am gemäßeſten findet**."

Du. Das will ich nicht begreifen? O, das begreif' ich ſehr wohl und ſehr gern.

Ich. Du willſt nicht begreifen, „daß der Leſer nicht berechtiget iſt, zu ſchließen: was ein Geſchichtſchreiber, der die Kürze liebt und, wie man aus andern ſieht, manches ausläßt, hintereinander erzählt, das iſt unmittelbar aufeinander gefolgt**."

Du. Das will ich nicht wiſſen? O, das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wiſſen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das „Will nicht" auch von dir vertragen? Verſchone mich damit! Verſchone dich ſelbſt damit, günſtiger Leſer, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieſes „Will nicht", worüber nur Gott richten

* S. Fünfte Unterredung, S. 130. — ** Ebend. S. 132.

muß, weil nur Gott darüber richten kann, iſt ſo ungünſtig, ſo garſtig, ſo giftig! Laß es dem Nachbar, der es ſich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es täte, er würde es ſelbſt nicht brauchen. — Alſo, was wollteſt du ſagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da ſchwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders iſt, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäßigſten wählen und die andern übergehen, und ganz ein anders, aus zwei verſchiednen Begebenheiten nur eine machen. Jenes darf der Geſchichtſchreiber; jenes muß er oft. Aber dieſes darf er ſchlechterdings nie. Und dieſes, nicht jenes; dieſes, was ſchlechterdings kein Geſchichtſchreiber tun darf, er ſei von dem Heiligen Geiſte inſpiriert oder nicht; dieſes, was er ſchlechterdings nicht tun darf, wenn er nicht ein elender, unzuverläſſiger Geſchichtſchreiber in beiden Fällen ſein und bleiben will: dieſes fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Laſt.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich ſtellſt! — Oder heißt das nicht, aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt und den Schwanz wegläßt und von dieſer den Kopf wegläßt und den Schwanz nimmt und Kopf von jener und Schwanz von dieſer unmittelbar aneinander hängt, ohne im geringſten, auch nicht durch eine einzige Partikel, anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieſer fehlen?

Ich. Das täte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieſer nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens wert war? —

Du. Nun ja doch; ſo konnte er ſie weglaſſen! Aber er wußte doch, daß er ſie weglaſſe? in ſeiner Seele mußte doch eine Idee davon ſein, daß jener Kopf nicht zu dieſem Schwanze und dieſer Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubſt, der Heilige Geiſt hätte es ſich für unanſtändig oder für zu ſchwer gehalten, dieſe Idee von Zuſammendrängung und Verſtümmelung zweier Begebenheiten

in eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgendeine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der Heilige Geiſt dem Matthäus die Feder ungeführt gelaſſen: ich bin gewiß, Matthäus ſelbſt, Matthäus allein würde ſchon, auch ebenſo kurz, in ſeinen Worten zu unterſcheiden gewußt haben, was ſo unterſchieden in ſeinem Kopfe war. — Alſo, ſage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts ſagen. Du biſt zu bitter, ungeduldiger Leſer. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieſes — wenn es ihm ſchon ein wenig zu beißend ſollte geſagt ſein — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit ſalzen ſoll? — ruhig und ſorgfältig zu überlegen und mir bei Gelegenheit wiſſen zu laſſen, ob er noch ſeine Sätze für ſo klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorſatz ſein könne. Vornehmlich beſchwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht beſſer iſt, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des Neuen Teſtaments gedacht iſt, lieber von gar keiner Harmonie in ſolchen Dingen wiſſen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangeliſten ſo ſchändlich in den Kot getreten wird.

Vierter Widerſpruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferſtehung Chriſti in und um dem Grabe erſchienen, iſt der Widerſpruch der Evangeliſten allgemein. Sie ſind weder in Anſehung der Anzahl derſelben noch in Anſehung des Standorts derſelben noch in Anſehung der Reden derſelben miteinander zu vereinigen."

Dieſen Widerſpruch, ſo vielfach er auch ſein mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar preisgeben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte; als ob er ihn ohne die grauſamſte Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung ſchuldig iſt, gegen den er ſoviel Ehrerbietung zu haben vorgibt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (XVI, 5): „*και εἰσελθουσαι εἰς το μνημειον, εἰδον*

νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις[1]“ nicht notwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehn innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erſchienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr ſo verſtehen müſſe, „die Weiber wären des Engels erſt nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beim Herausſehen oder beim Herausgehen aus demſelben, vor dem Grabe anſichtig geworden“: entſteht ſodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand ſitzen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Iſt denn ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Blitz iſt, ein Ding, das man ſo leicht überſieht?

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hereingingen: daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hereingingen: „Kommt her und ſehet die Stätte!“ Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern *vor* dem Grabe. Nur was darauf folgt, ſpricht er mit ihnen *innerhalb* dem Grabe. — Es iſt ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreiſtigkeit dieſe Erzählung des Matthäus zur Beſtätigung deſſen angeführt wird, was man mit ſolcher Gewaltſamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen*! —

Bei dem Lucas nun gar ſollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe geſeſſen haben und von den Weibern nicht eher ſein geſehen worden, als bis ſie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erſt ſichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten? alle dieſe Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangeliſten deren höchſtens nur zwei er-

* Fünfte Unterredung, S. 133.

[1] „Und ſie gingen hinein in das Grab und ſahen einen Jüngling zur rechten Hand ſitzen.“

wähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe ſitzt, immer ſein mitgezählt werden kann?

O Armſeligkeit aller Armſeligkeit! — für den mit Engeln ſo zu knickern, dem ſie legionenweiſe zu Dienſte ſtunden[1]!

Ja, wir knickern nur ſo damit, höre ich meinen Nachbar ſagen, um die Evangeliſten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangeliſten, Nachbar! ſondern eure engbrüſtige, lahme, ſchielende, therſitiſche Harmonie der Evangeliſten. Therſitiſch: denn ſie iſt ebenſo ungeſtalten als ſchmähſüchtig gegen jeden Evangeliſten insbeſondere. Die, die, weil ſie ſo ganz euer Werk iſt, ſoll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangeliſten nicht anſtändiger, wenn ich ſagte: Kalte Widerſpruchklauber! ſeht ihr denn nicht, daß die Evangeliſten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unſichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behauſung des abmarſchierten Generals zurückgelaſſen werden, bis ſein ganzes Gepäcke abgeführet worden), da waren deren Millionen. Es erſchien nicht immer der eine und ebenderſelbe, nicht immer die nämlichen zwei. Bald erſchien der, bald jener; bald an dieſer Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Geſellſchaft; bald ſagten ſie das, bald jenes. —

Auf ſo eine abwechſelnde, unſtete, weder an ein gewiſſes Moment der Zeit noch an einen gewiſſen Punkt des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle, zwei oder mehrern verſchiednen Perſonen verſchiedentlich vorkommende Erſcheinung ſcheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem einen herabfahrenden Engel braucht: „ἦν δε ἡ ἰδεα αὐτου ὡς ἀστραπη“; „die Idee, das Bild desſelben war wie Blitz.“[2] Denn ἰδεα iſt hier wohl noch etwas anders als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Überſetzung der Siebziger[3] geſehen würde, ſo wäre ja wohl

[1] Ev. Matthäi, Kap. 26, V. 53 ſagt Chriſtus: „Oder meineſt du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuſchickte mehr denn zwölf Legionen Engel?“ — [2] Ev. Matthäi, Kap. 28, V. 3. — [3] Die ſogen. „Septuaginta“, griechiſche Überſetzung des Alten Teſtaments aus vorchriſtlicher Zeit mit Zuſätzen zu den Büchern Daniel und Eſther.

auch das in dieſer Stelle befindliche *προσωπον*[1] gebraucht worden. *Ἰδεα* heißt auch ſonſt nirgends das bloße Angeſicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas ſichtbares Zuſammengeſetztes macht. Alſo: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz; und wer auf dieſe Wirkung jemals achtgegeben hat, wird wiſſen, daß in dem erſchütternden[2] Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein ſtarrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verurſachen pflegt, welches in den folgenden Worten, „*και το ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡσει χιων*“, „und ſeine Hülle weiß wie der Schnee“, ſehr maleriſch ausgedrückt wird.

Und das, das iſt die Antwort. — Man nenne ſie immerhin mehr poetiſch als wahr. — In ſolchen Fällen iſt mir das Würdigſte das Wahrſte. — Das iſt die Antwort, um derentwillen mir dieſer ganze vierte Widerſpruch ſo kümmerlich, ſo klein, ſo ganz in dem ängſtlichen Geiſte der Harmonie, die er beſtreiten ſoll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umſehen mag

Fünfter Widerſpruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen Jüngern die wirklich geſchehene Auferſtehung Chriſti, die ſie von den Engeln vernommen: bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein daß ſie das Grab geöffnet gefunden und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden.“

Dieſen Widerſpruch hat man vorlängſt damit zu heben geſucht, daß man angenommen, Maria Magdalena ſei zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erſte, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenket), und Petrus ſei, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber ſagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweiſen ſtehe, indem der Hingang, von welchem

[1] Antlitz. — [2] Erbebenden.

Lucas (XXIV, 12) rede, ganz ungezweifelt ebenderselbe sei, dessen Johannes (XX, 2) gedenke; welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zutage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt anfangs*, daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrtum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern gewesen, welche die erste Erscheinung der Engel hatten". — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrtum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrtümern um sich zu werfen? Wenigstens, dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrtum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedne Begebenheiten in eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt und eine Kalumnie[1] leichter gemacht als widerrufen ist — auch beiseite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei dem Hingange; aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft. (XXIV, 10.) Oder ist das bei dem Lucas, eben angezognen Orts, nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt: „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jacobi und andre mit ihnen, die solches den Aposteln sagten"?

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle** über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen; ich habe es zehnmal gelesen;

* Fünfte Unterredung, S. 136. — ** Dritte Unterredung, S. 90.

[1] Verleumdung.

ich habe es mit aller Aufmerkſamkeit geleſen, deren ich fähig bin: aber Gott iſt mein Zeuge, ich verſtehe ihn nicht. Das iſt das gelindeſte, was ich hier ſagen kann; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten laſſen, ſeine Worte getreulich abzuſchreiben. Vielleicht, daß ſie mir in dem Abſchreiben deutlicher werden. Ich habe mir ſchon öftrer etwas in das Gedächtnis und in den Verſtand geſchrieben. Gelingt mir das auch itzt und ich bekenne es nicht, ſo möge dieſes Hülfsmittel nie bei mir wieder anſchlagen!

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreife, iſt dieſes: „daß, wie es mit dem Marcus ſein ſoll, ſo ſei es auch mit dem Lucas.“* — Und wie iſt es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverſtand an. An Worten zwar, ſich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, ſelbſt vor Menge der Worte, den Sinn nicht ſehen kann. „Unter den Weibern“, ſagt er, „die zum Grabe Jeſu, ihn zu ſalben, gingen, nennt Marcus V. 1 die Maria Magdalena zuerſt, ohne Zweifel, weil ſie die Sache am meiſten betrieben.“ — Kann wohl ſein. Wer wird wider dieſe gründliche Vermutung etwas haben, der ſchon weiß, wie gern die Marien den Herrn ſalbten! — „Darauf erzählt er V. 5—8 die Erſcheinung des Engels, mit Vorbeilaſſung des Umſtandes, den wir aus dem Johannes wiſſen, daß ſich nämlich Magdalena von den übrigen entfernt und die erſte Erſcheinung nicht mit gehabt habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus dieſen Umſtand weggelaſſen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun V. 9, 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erſcheinung den Jüngern treulich berichtet ſei —“ — Was? wie? in dieſen angezognen Verſikeln ſoll die Erſcheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet ſein? und getreulich berichtet ſein? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor ſich? In dieſen Verſikeln wird ja eine ganz andre Erſcheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria

* Dritte Unterredung, S. 92.

Magdalena ganz allein den Jüngern berichtet. Und es iſt ſo wenig wahr, daß unter der Erzählung dieſer Erſcheinung, welches eine Erſcheinung Chriſti in eigner Perſon war, jene erſte Erſcheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erſcheinung von Engeln iſt, mit begriffen geweſen, daß ſie ſchlechterdings nicht mit darunter begriffen geweſen ſein k a n n; indem Marcus in dem vorhergehenden achten Verſikel ausdrücklich ſagt, daß die Weiber von ihrer Erſcheinung der Engel „keinem Menſchen ein Wort" geſagt; „*οὐδενι οὐδεν εἰπον*". Aber hören wir den Nachbar nur erſt ganz aus. „Wenn Marcus nun V. 9, 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erſcheinung den Jüngern treulich berichtet ſei, ſo nennt er unter den Erzählern die allein, welche er V. 1 zuerſt nannte, und erwartet billig von ſeinen Leſern, daß ſie ſie ſich wieder in der ſchon berührten Geſellſchaft denken ſollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leſer ſo billig iſt, als ihn nicht Marcus, ſondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria iſt nun wieder in der Geſellſchaft der übrigen Weiber: dieſe übrigen Weiber ſagen ja „keinem Menſchen ein Wort", *οὐδενι οὐδεν*, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erſcheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann ſie den Jüngern etwas „treulich" berichten, wovon ſie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das *οὐδενι οὐδεν*, „keinem Menſchen ein Wort", hier nicht ſo genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen geſagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moraliſch unmöglich ſei, daß Weiberchen von einer Erſcheinung *οὐδενι οὐδεν*, keinem Menſchen ein Wort ſollten geſagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die ſie als ein zweites Selbſt betrachten, dem ſie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meinen Sie ſo? Nachbar, Nachbar, Sie ſind ein loſer Schalk! Wenn das im Grunde auch ſo wäre, ſo muß man es aus Höflichkeit gegen das Geſchlecht doch nicht ſagen; am wenigſten muß man es in einer evangeliſchen Harmonie ſagen. Freilich wird durch einen ſolchen erzſatiriſchen Zug, durch eine ſolche ſpaßhafte Wendung auch eine evangeliſche Harmonie luſtiger zu leſen:

aber doch auch nichts weiter als luſtiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! iſt es möglich, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu ſein glaubt, ſo umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu ſein, wie er denn ſichtbar der allerkürzeſte iſt, und daher den mehr erwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulaſſen, ſo konnte er nicht anders ſprechen als: Jeſus erſchien ihr in Geſellſchaft der übrigen, ohne welche er ſie nicht aufführt, zuerſt.“ — Höre ich einen Menſchen im Schlafe ſprechen, oder was höre ich? Weil Marcus „ſichtbar“ der kürzeſte iſt — denn er hat ſichtbar die wenigſten Kapitel —, ſo darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geſchehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und laſſen Sie uns unſre fünf Sinne nur ein wenig zuſammennehmen! Ich ſchüttle Sie und frage: Wußte Marcus den Umſtand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wiſſen; oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerſt. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegenteil; glaubte er, daß Maria Magdalena ſich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, ſo konnte er ungefähr ſo ſchreiben, als Sie ihn ſchreiben laſſen. Ich ſage, *ungefähr ſo*: nicht *ganz ſo*. Denn er konnte nur ſagen, daß Magdalena *mit unter den erſten* geweſen, denen Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung erſchienen: nicht aber, daß Maria Magdalena *ſchlechtweg die erſte* geweſen, die Chriſtus dieſes Vorzugs gewürdiget. (Daß er ſie ſchlechtweg, vorzugsweiſe, ſie allein, die erſte nennet: das muß alſo in einer ganz andern Rückſicht geſchehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber ſtreiten wir denn ſodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts ſtreiten! — Worüber ſtreiten wir dann? Wenn Marcus einen Umſtand der Auferſtehungsgeſchichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er dieſem ſeinen Nichtwiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte: war es denn möglich, daß er nicht in Widerſpruch mit dem fiel, der den nämlichen Umſtand wußte und

dieſem ſeinen Wiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte oder nicht wußte; und was der eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geſchehen an. Sie geben die Quelle aller Widerſprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß ſie nicht fließen ſoll. Sie halten wie ein ſpielendes Kind den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück: als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten; als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpreſſen und das Kindchen noch obendrein beſpritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichnis ſo munter gemacht? — Da es alſo nur lächerlich ſein würde, wenn Sie, unter der Vorausſetzung, daß die Evangeliſten nicht alle die nämliche vollſtändige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferſtehung Chriſti vorgefallen; unter dem Eingeſtändnis, daß der Heilige Geiſt einen jeden nach dem Maße ſeiner eingezognen Kundſchaft, auf beſtes Wiſſen und Gewiſſen, ſchreiben laſſen — Da es, ſag' ich, nur lächerlich ſein würde, wenn Sie unter dieſer Vorausſetzung, unter dieſem Einverſtändnis ſich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher- und notwendigerweiſe unter den Evangeliſten eintretende Widerſprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum ſo zornig? Mit ſtummen Grimme weiſen Sie auf Ihre eigne Worte: „hat Marcus für gut gefunden, den mehrerwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulaſſen"; und weiſen nochmals auf das, „hat er gut gefunden". Ich verſtehe! Sie wollen ſagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den erſten Fall meines überflüſſigen Dilemma[1] hier anzunehmen. Marcus müſſe ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbeizulaſſen. Warum ich mich alſo bei etwas ſo lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erſt das annehmen wollen, was noch das leidlichſte wäre; was mir Ihre Behauptung etwas weniger abſcheulich machte. Ich wollte nicht ſo zufahren und es Ihnen gleich auf den Kopf zuſagen, daß Sie denn alſo dem Marcus nichts geringers als eine vorſätzliche Lüge

[1] Ein zwiefacher falſcher Schluß, der aus einer falſchen Vorausſetzung gezogen wird.

ſchuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einſchlafen! — Wenn Marcus nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umſtand wußte, daß ſich Maria Magdalena von ihren Geſpielinnen abgeſondert und wieder nach der Stadt gelaufen, ſobald ſie das Grab eröffnet geſehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erſcheinung alſo gar nicht zugegen geweſen, die indes ihren Geſpielinnen geſchah; wenn er dieſe Erſcheinung die erſte Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus nennet: wie kann er denn geſagt und geſchrieben haben, daß Maria Magdalena dieſe erſte Erſcheinung in derjenigen Erſcheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß ſie gar nicht zugegen geweſen war? Wie kann er denn das geſagt und geſchrieben haben, ohne vorſätzlich eine Unwahrheit ſagen und ſchreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorſätzlich lügen, vorſätzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wiſſen, daß es nicht Wahrheit iſt? Wird eine vorſätzliche Lüge denn darum weniger vorſätzliche Lüge, weil ich ſie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor geſagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird ſie eben dadurch noch um ſoviel vorſätzlicher? Wer hieß dich denn von vorneherein die Sache ſo mangelhaft einleiten, die Umſtände ſo verſtümmeln, daß du notwendig eine Lüge ſagen mußt, wenn man deine Verſtümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken ſoll? — O Zeter! der Mann iſt ſchon wieder eingeſchlafen. Nun, ſo ſchlaf' denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein ſo alberner Kalumniant eines Evangeliſten geweſen zu ſein! — Und doch müſſen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töſerei[1] ſeiner Schlafſucht alles ſchrieb und drucken ließ. „Marcus", träumet er weiter, „meint alſo offenbar mit dieſen Worten die erſte Erſcheinung, welche den Weibern ſämtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erſte, ob ſie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, ſondern nachher eine allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jeſus aber, da er auferſtanden war, früh am erſten Tage der Sabbater, erſchien

[1] Von „böſen" (vgl. mhd. tûzen): ſchläfrige Betäubung.

er am erſten der Maria Magdalena, von welcher er ſieben Teufel ausgetrieben hatte"; mit dieſen Worten ſoll Marcus „offenbar" nicht die Erſcheinung meinen, deren Johannes (XX, 14) gedenkt, ſondern die Erſcheinung, von der Matthäus und Lucas ſagen, von der Marcus ſelbſt kurz vorher geſagt, daß ſie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem dieſe ſchöne offenbare Fratze zuerſt offenbar geworden! Mit den Harmonieen des Clericus[1] und Lamy[2], welche beide in dem nämlichen Jahre 1699 herauskamen, ſchließt ſich meine Beleſenheit in dieſer Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringſte Spur davon. Verzeihet mir alſo, ihr neuern Harmoniſten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein ſo ſeltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miſte gewachſen iſt. Ich wüßte nicht, wo er ſonſt hätte wachſen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmoniſchen Geiſtes, Miſte hättet, die ebenſo treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle dieſe Höhnerei prallt auf mich ſelbſt zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn ſonſt eine andre Erſcheinung die erſte nennen können, wenn ihm nicht die, welche den ſämtlichen Weibern geſchahe, die erſte ſein ſolle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O, ſo hat er nie das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange geleſen: und er iſt ein Laie, er iſt ein Laie; und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zuſammenhange leſen, aus welchen ſie einen Verſikel erklären wollen: es iſt nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden[3], aber ebenſo „irrherzig" als „treuherzig" iſt, zu beſorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es ſchlechterdings nicht, als das

[1] Jean Leclerc (Johannes Clericus; 1657—1736), „Harmonia Evangelica, cui subjecta est historia Christi ex quatuor Evangeliis concinnata" (Amſterdam 1699). — [2] Bernard Lamy (1640—1715); ſeine „Harmonia, sive Concordia quatuor Evangelistarum" erſchien nicht 1699, wie Leſſing ſchreibt, ſondern zehn Jahre früher; im Jahre 1699 veröffentlichte Lamy den „Commentarius in Harmoniam evangelicam". — [3] Die Lutherſtelle iſt nicht nachweisbar.

Kapitel des Marcus im Zuſammenhange zu leſen, um den garſtigen Bilz auf des Nachbars Miſte zu zertreten, an dem ſich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht ſogleich in die Augen, und wem iſt es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in ſeinem 16. Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferſtehung Chriſti erzählet; eine minder authentiſche und eine ganz authentiſche? Die minder authentiſche iſt die Kundmachung derſelben durch Engel und geht bis auf den neunten Verſikel. Die ganz authentiſche fängt mit dem neunten Verſikel an und beſteht in den perſönlichen Erſcheinungen Chriſti, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihresgleichen Marcus ſo ausdrücklich ſagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geſchehene die allererſte geweſen. — Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich ſcheinen muß, eine ſolche Katechismusmilch meinem Leſer noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch erſticken wollen und pfündige Kieſelſteine ohne Würgen herabſchlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idioſynkraſie mit allem, was lauter iſt und Nahrung gewähret!

„Ja!“ wird mein Nachbar antworten, „wer die bibliſchen Schriftſteller nur ſo leſen dürfte, daß er bloß acht hätte, was jeder ſelbſt ſagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, ſo kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber wir, wir Theologen — —“ (wenn er anders dieſe fallende Larve wieder unter den Hut zu ſtecken wagt) „wir Theologen dürfen den Marcus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, daß wir den Marcus ſo verſtünden, wie ihn jedes Kind verſtehen kann: wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo ſie nichts als die Botſchaft der Engel vernommen, unterweges nach der Stadt zu auch Chriſtus in eigner Perſon erſchienen ſei? Dieſe Erſcheinung muß ja doch wohl früher geweſen ſein als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis XX, 14) geſchah, da ſie den Herrn für den Gärtner anſah. Wenn nun Marcus

in ſeinem neunten Verſikel eben dieſe Erſcheinung meinet, ſo war ſie ja nicht die erſte, und er konnte nur inſofern ſagen, daß Maria Magdalena die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt, als er zu verſtehen gab (aber ſelbſt nicht glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den geſamten Weibern geblieben und mit dieſen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt den auferſtandenen Chriſtus zuerſt ganz allein geſehen hätte?“ —

Dies iſt doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er ſchläft: aber antwortet ihr, die ihr ſeine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erſt noch einen Augenblick auf ſeine Seite treten und anmerken, daß demohngeachtet noch Rat für ſeine liebe Harmonie geweſen wäre, ohne den Marcus ſo häßlich zu zerplacken[1]. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erſcheinung Chriſti beim Johannes (XX, 14) noch immer (nach Marcus XVI, 9) die erſte bleibt, ohngeachtet Chriſtus auch den ſämtlichen Weibern auf dem Rückwege erſchienen, ſo lerne er es von dem Dichter*. — Aber freilich; was iſt von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit ſeiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieſer ungenutzte Vorteil iſt es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Laſt zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen — wenn er wache wieder iſt, verſteht ſich —, die nicht bloß den gegenwärtigen einzeln Fall, ſondern das ganze Harmonienweſen betrifft.

Nämlich — denn darin ſind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geſchichtſchreiber vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, ſo daß das, was er ſelbſt ſagt, zuſammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widerſprüche, in die er durch die natürlichſte Erklärung ſeiner Nachrichten mit andern Geſchichtſchreibern gerät, lieber auf

* „Meſſias“, vierzehnter Geſang[2].

[1] Zerpflücken. — [2] Die betreffenden Verſe 35—39 aus dem angeführten Geſang von Klopſtocks „Meſſias“ ſtehen S. 152 dieſes Bandes, Z. 19 ff.

seiner Rechnung stehen lassen als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede sein könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig sein wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist: sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber sein sollen und sind, widerfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des Heiligen Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedne Art bedienen konnte?

Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend sein läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus'[1] Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische[2], oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch) — kurz eine Harmonie, wie sie nur in dem Luthertume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Luthertume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Silbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammenzusetzen, das kein einziger Evangelist für das Seine erkennen würde;

[1] Der Syrier Tatianus verfaßte im 2. Jahrhundert die erste Evangelienharmonie, das verlorene „Diatessaron"; eine Nachahmung desselben ist der weit jüngere sogenannte lateinische Tatian, der von dem Alexandriner Ammonius im 3. Jahrhundert verfaßt und von dem Bischof Viktor von Kapua zwischen 541 und 547 in den Kodex der Vulgata aufgenommen, im 9. Jahrhundert in Fulda ins Althochdeutsche übersetzt wurde. — [2] Andreas Osiander (1498—1552) erzwang in seinen „Harmoniae evangeliorum libri IV" (Basel 1537) unter einer extremen Vorstellung von der Inspiration die Beseitigung aller Widersprüche. Seine Evangelienharmonie, die erste lutherische, war deshalb Lessing besonders zuwider.

dieſe Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet ſind, die allein dieſe Einwürfe *hervorgebracht* hat: wo bleibt ſie? wer braucht ſie? wer mag ſie? wenn wir die Evangeliſten vor allererſt als geſunde natürliche Menſchen ſchreiben laſſen.

Ja, denkt der Orthodoxiſt, die Evangeliſten ſind aber auch nicht geſunde natürliche Menſchen; ſie ſind weit *mehr*. Nun dann; ſo ſcheue ich mich nicht zu ſagen, daß ihnen dieſes *Mehr* ſehr teuer zu ſtehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendeſten Geſchichtſchmierer herabgewürdiget, um ſie zuſammen in corpore über alle menſchliche Geſchichtſchreiber zu erheben. —

Aber dieſes Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beſchäftigen ſoll. Zurück zu ihm. Was ich Überflüſſiges geſagt, habe ich auf Veranlaſſung der ohne allem gleichen ſeienden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus geſagt, deren ſich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Übertreibung ſchuld geben könnte, daß der vorſichtige Nachbar ſeine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwiſchenrede, deren ſich ſein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar ſagen könne, „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erſcheinung allein gehabt“: auf dieſe Zwiſchenrede antwortet er ſehr bedächtig, wie folget: „Das wollte ich wohl nicht gern ſagen“ — — daß nämlich Marcus nichts von der beſondern Erſcheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigſtens ein ganzer Verſikel desſelben (XVI, 9) für untergeſchoben und eingeflickt hätte erkläret werden müſſen! — „Sondern“, fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich geſagt, wiederholen.“ — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz ſicher zu gehen. Denn das Herz ſchlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnſtreitig die beſte Abſicht gehabt, ſo etwas Wüſtes und Wildes ſagen zu laſſen. Er wiederholt alſo: „Da Marcus nicht erwähnet, daß Magdalena von den übrigen gelaufen“ — (ob er es ſchon wußte) — „ſondern ſie in deren Geſellſchaft

nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er ſchlechterdings nicht hätte tun müſſen, da er jenes wußte) — „die Erſcheinung des Engels und ſeinen Auftrag an ſie meldet und der Ausrichtung desſelben erwähnet": — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn ſie war nicht dabei geweſen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber ſagt Marcus nicht ein Wort. Er ſagt vielmehr ausdrücklich, daß ſie dieſen Auftrag nicht ausgerichtet, „*οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον*"; denn *οὐδενὶ* durch nemini *obvio*[1] zu überſetzen und ſo das allgemeine „Niemand" auf die erſten, die beſten, die ihnen begegnet, einzuſchränken, denen ſie ihre gehabte Erſcheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, iſt in der Tat lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den geſamten Jüngern (V. 10, 11) melden läßt, iſt augenſcheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr beſonders geſchehenen Erſcheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, „*καὶ ἐθεάθη ὑπ' αὐτῆς*[2]", nicht *ὑπ' αὐτων*[3]. Und da dieſes alles ſo iſt: (— man höre doch; denn ſo was Treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „ſo meint Marcus die Erſcheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz recht die erſte". — (Aber wenn dieſe Erſcheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus alſo auch keine Rückſicht nehmen wollen noch nehmen können, ſo „ganz recht" die erſte war: wie kann denn Marcus ſagen, daß ſie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein, geſchehen? Er wußte ja, daß ſie ihr nicht einmal mit geſchehen war. Und wäre ſie ihr auch mit geſchehen geweſen, hätte er aus dieſem Grunde nicht ebenſowohl ſagen können, daß der Herr der Maria Jacobi oder der Johanna oder der Salome zuerſt erſchienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr ſagt, der Auferſtandene ſei ihr zuerſt erſchienen? - -) „Jeder Leſer", wiederholt ſich mein Nachbar weiter, als ob er ſich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich

[1] „Keinem Begegnenden." — [2] Ev. Marci, Kap. 16, V. 11: „Und wäre von ihr geſehen worden." — [3] Von ihnen.

Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen" — (Widerlegt; oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Marcus Magdalenens Erscheinung die erste heißt; weil er nämlich die damit meint, welche den Weibern, unter denen er sie zuerst namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen: so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen sein! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm; bei den Worten des Nachbars: „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas" — Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiednes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der neunte Versikel, „*Ἀναστας πρωτον ἐφανη Μαρια τη Μαγδαλην*η[1]", an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt*, „diversa atque contraria Evangelistis caeteris narrare videatur[3]": — und was taten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren als der Nachbar; weil sie soviel Exegetik und Griechisch nicht verstanden als der Nachbar: — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar — (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel, mit allem, was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären und den Marcus in ihren Exemplaren mit „*ἐφοβουντο γαρ*[4]" zu

* Man sehe die Anmerkung des Millius[2].

[1] „Da er auferstanden war, erschien er am ersten der Maria Magdalena." — [2] John Mill (Millius; 1645—1707), berühmt durch seine große griechische Ausgabe des Neuen Testaments (Oxford 1707), die auch alle Übersetzungen und Anführungen bei den Kirchenvätern enthielt. — [3] „Von den anderen Evangelisten Abweichendes und ihnen sogar Widersprechendes zu berichten scheint." — [4] Mit den Worten „denn sie fürchteten sich" (Kap. 16, V. 8) schließt das Marcusevangelium in den ältesten Handschriften. Dahinter steht dort τελος (Ende).

beſchließen. — War das nicht erſchrecklich? War das nicht eine ſo läſterliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein dieſen einen Verſikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangeliſten, ſondern geradezu das ganze Neue Teſtament mitſamt der Offenbarung unter das alte Eiſen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin ſo mitzuſpielen, als Sie dem Verſikel des Marcus mitzuſpielen ſich erdreiſtet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitſpielen wollen, „mit dem es ebenſo ſein ſoll wie mit dem Marcus". „Denn auch er", ſagen Sie, „übergeht" — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umſtand, den wir aus dem Johannes wiſſen, und nennet unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe die Maria Magdalena zuerſt, ob ſie gleich bei der erſten Erſcheinung nicht gegenwärtig und auch die erſte Erzählerin wohl nicht geweſen war." (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider ſein beſſeres Wiſſen nur ſo verwirrt ſchreibt, weil ihm der Heilige Geiſt die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paſſ' auf, gähnender Leſer, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein", fährt der Nachbar fort, „ganz allein hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung gehabt" — (Nachbar, beſinnen Sie ſich! Nachbar, woher wiſſen Sie denn das? —) „vorzüglich voll ſchien ſie davon zu ſein, mehr als den andern war ihr den Jüngern zu ſagen aufgegeben, und daher wird ihr Bericht, als verſchieden von dem, den die Geſellſchaft gebracht, beſonders genannt und dieſem nicht unbillig vorgeſetzt, ob er gleichwohl eine Stunde ſpäter eingelaufen ſein mochte." — Fern ſei es von mir, daß ich hier das ſeltſame Antiklimax[1] rügen ſollte, dem zu gefallen der Evangeliſt wiſſentlich und vorſätzlich ein Hyſteronproteron[2] begangen hätte. Freilich, ein menſchlicher Geſchichtſchreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu ſagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht ſpäter beigebracht; weil man natürlicherweiſe das Wenigere voran-

[1] Anordnung der Begriffe in abſteigender Folge von dem Umfaſſenderen zu dem Eingeſchränkteren. — [2] Chronologiſcher Fehler.

gehen läßt. Aber ein übermenſchlicher, ein inſpirierter Schriftſteller; ja der! — und ſo muß ich hiervon ſchweigen. Nur meine ſchon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht ſtellen, wenn mein Leſer lachen ſoll — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein", ſagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Um's Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugnis, daß Maria ganz allein zuerſt den Auferſtandenen perſönlich geſehen habe, iſt ja der nämliche Verſikel beim Marcus (XVI, 9), den Sie von dieſer Erſcheinung nicht wollen gelten laſſen; von dem Sie erwieſen zu haben glauben, daß darin diejenige Erſcheinung die erſte genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erſcheinung (XX, 16) erzählt, von welcher *ich* ſage, nicht Sie, daß der von Ihnen ſo gemißhandelte Verſikel des Marcus rede, ſagt ja mit keiner Silbe, daß ſie die *erſte* geweſen. Denn ob er ſchon keine andre vorher erzählt, ſo folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wiſſen Sie es denn alſo, daß Magdalena ganz allein die *erſte* perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweiſe ſowohl für die gewöhnliche als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe ſuchen, von welchem Sie wiſſen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgeſtohlen[1]? — Und doch iſt es ſo. Wahrlich, ſolange es Ausleger auf der Welt gibt, glaube ich nicht, daß einem ſein untreues Gedächtnis einen ſo lächerlichen Poſſen geſpielt habe. Merken Sie ſich doch, wenigſtens aufs künftige, lieber Nachbar, daß nach dem Lügner kein Menſch unter der Sonne ein gutes Gedächtnis nötiger hat als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier voller Verdruß und Ekel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an

[1] Ungenaue Anſpielung auf Molières „Geizigen", 3. Akt, 5. Szene: „Noch ein anderer ſpricht, man hätte Sie des Nachts einmal ertappet, da Sie Ihren eigenen Pferden den Hafer aus der Krippe geſtohlen."

die Hälfte der Widersprüche und habe unter allen fünfen *nicht einen widerlegt* gefunden: da es schon für mich genug wäre, wenn *nur einer unwiderlegt* geblieben wäre. — Demohngeachtet, mutig an die andre Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach dem Johannes vor der Tür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor: und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das *nicht* sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er tut, wenn Matthäus, *natürlich* verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das tut Marcus ausdrücklich; eben das tut Lucas ausdrücklich: und keiner von allen dreien läßt es mit einer Silbe vermuten, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar. „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet sei, zurücklief, erzählt Johannes *so deutlich*, daß es wirklich *unbescheiden* ist, ihn mit dem Matthäus in Widerspruch zu setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben. Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem „so deutlich" stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In *seinem* soll „deutlich" stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb"; und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern

Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen und weiß von keinen Begleiterinnen, die ſie ſo übereilt, auf den erſten Anblick des eröffneten Grabes, verlaſſen hätte. Stünde nun in ſeinem Johannes nichts anders, nichts mehr: würde der Nachbar ſich wohl ſo entſcheidend ausdrücken und ſeinem Gegner eine Unbeſcheidenheit vorwerfen, der nur er ſchuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er ſcheint gerade der Mann zu ſein, der ſich am mauſigſten macht, wenn er am wenigſten recht hat. Mein Johannes und ſein Johannes ſind die nämlichen; und der ganze Unterſchied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuſchten Augen, er hingegen durch die Brille ſeiner Harmonie lieſet. In ſeiner Harmonie ſteht es, nicht im Johannes, daß Maria, ſobald ſie von fern das Grab eröffnet ſiehet, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlaſſen habe und nach der Stadt geeilet ſei. Bei dem Johannes iſt ſie weder ſo unhöflich noch ſo unbeſonnen. Oder will man ſie, mit dem Dichter[1], lieber furchtſam als unbeſonnen machen?

„Und die Bewohnerin Magdalas kam, ſah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jeruſalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht ſchrecken und gingen heran. —"

Gleichviel! Ihr Betragen iſt immer gleich unbegreiflich; indem ſchwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo ſie ſieht, daß mehrere ihres Geſchlechts ſtehen bleiben, oder auch mehr Weiber ſchwerlich ſtehen bleiben, wo ſie ſehen, daß eine aus Furcht davonläuft. Aber es iſt ja ſo ſichtbar, warum Maria Magdalena eine ſo lächerlich furchtſame oder eine ſo lächerlich unbeſonnene Rolle ſpielen muß. Ließe man ſie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, ſo ſähe ſie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß ſie noch nichts als das leere Grab geſehen haben, als ſie den zwei Apoſteln die erſte Nachricht bringt. — Arme Magdalene! Wären die Evangeliſten nichts als menſchliche Geſchichtſchreiber, ſo bliebſt du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menſchlichen Geſchichtſchreiber

[1] Klopſtock, „Meſſias", 14. Geſang, V. 35—39.

lieber etwas nicht recht wiſſen, als eine Perſon, die er einführt, unnatürlich abgeſchmackt handeln laſſen. Aber ſo ſind die Evangeliſten göttlich; d. i. — eine ſchöne Göttlichkeit! — nicht ſowohl das, was jeder von ihnen ſagt, iſt göttlich, ſondern das, das iſt göttlich, was wir ſie alle einſtimmig aus unſerm hermeneutiſchen Sprachrohre können ſprechen laſſen; und du wirſt darüber — arme Magdalene! — — die Harlekinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverſchämtheit kann ich hier kaum zurückhalten", ſagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leſer glaubten, ich ſelbſt wäre imſtande, ſo etwas von meinem Nachbar zu ſagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben ſollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Räſonnement für ſo bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes ſagt klar, Jeſus ſei der Magdalena am Grabe erſchienen, und Matthäus, er ſei den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftigerweiſe nicht erſt bewieſen werden, daß Magdalena unter dieſen Weibern geweſen?" — (Mußte? was braucht das erſt erwieſen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müſſen Sie nicht vielmehr beweiſen, daß es Matthäus nicht ſagt?) — „Dieſes geſchieht aber nicht, weil es nach Johann. XX, 1—18 nicht geſchehen kann." — (Freilich geſchieht es nicht; denn es war geſchehen, ſobald Matthäus ſchrieb. Sobald Matthäus geſchrieben hatte, und ehe Johannes ſchrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht geweſen, unter welchen ſie Matthäus zuerſt nennet? und Marcus nennet; und Lucas nennet? In dieſem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litte[1] keinen Widerſpruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern geweſen, denen Chriſtus auf dem Wege nach der Stadt erſchienen war? Warum muß es denn, nur ſeitdem Johannes geſchrieben, nicht mehr wahr ſein? — Weil es dem, was Johannes ſchreibt, wider-

[1] Statt „litt", von Luther her gebräuchliche falſche Flexion.

ſprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangeliſten ſich widerſprechen darf? Und wir ſie in allen Worten müſſen vergleichen können? — Wer ſagt das? Sie vergleichen, wo ſie ſich vergleichen laſſen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geſchieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber ſie auf Koſten eines oder mehrerer Evangeliſten vergleichen, welche darüber zu nachläſſigen, elenden Geſchichtſchreibern werden, welche darüber in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen, welche darüber wiſſentlich und vorſätzlich (wie ich erwieſen habe) Lügen niedergeſchrieben haben müſſen: welchem geſunden Magen iſt eine ſolche Vergleichung nicht unverdaulicher als alle die Widerſprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben verſichert?

„Dennoch", fährt der Nachbar fort, „ſetzt der Ungenannte beide Evangeliſten in Widerſpruch, wie die beiden Älteſten in Iſrael, die fälſchlich wider die Suſanna zeugten[1]." — Dieſe Erläuterung aus der Geſchichte der Suſanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem ſehr falſchen Schritte verleitet hätte, wenn ſie die Älteſten auf den bloßen Widerſpruch, in den ſie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntnis muß dazu gekommen ſein. Der bloße Widerſpruch konnte gegen ſie nichts beweiſen; ſondern er war nur die Gelegenheit einer Überraſchung, in der ſie ihre Verleumdung geſtanden. Und ſo, ſage ich, bleibt es zwar allerdings ein ebenſo großer Widerſpruch, wenn die nämliche Erſcheinung an zwei verſchiednen Orten ſoll geſchehen ſein, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde ſoll vorgegangen ſein; aber derjenige, der des erſtern Widerſpruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangeliſten bleiben müßte, ſchließen wollte, „alſo ſind die Evangeliſten Lügner, alſo muß man den Evangeliſten gar nichts glauben", der ſchließt wirklich ebenſo übereilt, als die Richter geſchloſſen haben würden, wenn ſie bloß darauf die Älteſten hätten ſteinigen laſſen, weil der eine eine Eiche für eine Linde

[1] Vgl. S. 45 dieſes Bandes, Z. 15 ff.

oder der andre eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüstern Augen nach ganz etwas anderm sahen als nach den Bäumen der wollüstigen Szene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf, „der unverschämte Mann!“[1] auch kaum aufmutzen. Er sahe damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer; und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief, „der unverschämte Mann!“ und nicht gar ein „Gott schelte[2] dich, Satan!“ ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Christ hätte vor ihm den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? Es müssen sehr stolze Leute sein die so die Religion bestreiten und sich für Generalpächter des Menschenverstandes halten.“ — Vors erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerüget worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis itzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden: und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Not nur ein wenig teuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserm Ungenannten schon gesehen habe? So antworte ich Ihnen nur: daß Augustinus sogar schon

[1] So nennt Reß S. 139 den Verfasser der Fragmente, nachdem er das Gegenbeispiel von den widersprechenden Zeugnissen der Ankläger der Susanna beigebracht hat. — [2] Schelten, in der Bibel häufig im Sinne von „verfluchen“.

darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat als Sie. Auguſtinus nämlich ſagt — leſen Sie es bei ihm ſelbſt nach*. Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die älteſten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir ſo wenig zu kennen ſcheinen.

Siebenter Widerſpruch.

„Bei dem Matthäus umfaſſen die Weiber des Auferſtandenen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferſtandene ſelbſt die verſammelten Eilfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betaſten; nur von der Maria Magdalena, ſagt Johannes, habe er ſich durchaus nicht wollen berühren laſſen."

Wenn ſich zwei oder mehrere Evangeliſten widerſprechen, ſo bin ich, falls ihre Vergleichung nicht notwendig iſt, falls ſie nicht höchſt natürlich ſich ergibt, ſehr geneigt, alles ſo ſtehn zu laſſen, wie es ſteht, und den Widerſpruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verſchliſſenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abſtechenden Lappen zu flicken. Bei weiten aber bin ich ſo nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß ein Evangeliſt ſich ſelbſt widerſpreche. Denn wie mehrere nicht eins ſind, ſo iſt auch eins nicht mehrere. Wenn der unterrichteteſte, redlichſte Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widerſprechen ſoll, ſo muß er dieſen andern oder dieſe andre müſſen ihm ſchreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evangeliſten kommen laſſen. Hingegen wenn ein Geſchichtſchreiber ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll, ſo braucht er nur immer derſelbe zu ſein, der er war.

Folglich, da in dieſem Widerſpruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes ſtreiten, ſondern Johannes auch mit ſich ſelbſt uneinig iſt, ſo habe ich ihn von jeher unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen ſei. Da nämlich Johannes ſagt, daß der Auferſtandene ſich den Betaſtungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, ſondern ſie vielmehr aufgefodert, und ebendieſer Johannes erzählt, daß

* De consensu Evangel. L. III. c. 24.

der Auferſtandene von der Maria Magdalena nicht berührt ſein wollen, ſo kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widerſprechende Dinge damit zu verſtehen geben wollen; einmal, daß Chriſtus durch ſeine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Chriſtus durch ſeine Nichtfühlbarkeit die ſchon überzeugte Magdalena, wenn ſie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn ſchlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können: entweder daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung einen fühlbaren körperlichen Körper oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und ſo würde ich ganz gern dem Nachbar zugeſtehen, daß er auf dieſen Widerſpruch geantwortet habe, wenn er weniger ſchnippiſch und verächtlich geantwortet hätte. Aber dieſen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfſinn, nicht mehr Gelehrſamkeit zeigt als er, ſo wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Poſten zu verteidigen, den man gutwillig verlaſſen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieſer Abſicht nur zu Gemüte führen, daß ſeine Erklärung der Worte des Johannes (XX, 17), worauf ſich ſeine ganze Antwort gründet, noch lange ſo ausgemacht nicht ſei, als er glaubt. Sie iſt zwar freilich die ſeit 150 Jahren faſt allgemein angenommene, aber ſie macht doch auch die ganze Stelle ſo kahl, ſo leer, ſo froſtig, ſo komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das *geſamte Altertum* weit etwas anderes und mehrers darin geſucht hat. Selbſt Grotius hängt noch an der alten myſtiſchen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, ſind eben nicht gleich „kranke Köpfe", die dieſe und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus beſcheidet Chriſtus unmittelbar nach ſeiner Auferſtehung ſowohl durch die Engel im Grabe als ſelbſt mündlich durch die rückkehrenden Weiber ſeine Jünger nach Galiläa; bei dem Lucas aber befiehlt er ebendenſelben, an ebendem Tage der Auferſtehung, daß ſie ſämtlich in

Jeruſalem bleiben ſollten, bis daß der Heilige Geiſt über ſie ausgegoſſen würde, welches am Pfingſtfeſte geſchah."

Auch bei dieſem Widerſpruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebſten möchte beantworten können, iſt merkwürdig, daß ſich jeder Evangeliſt einzeln ſorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jeſus beides von ſeinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verſchiednen Zeiten befohlen hätte, ſo würde derjenige Evangeliſt, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, ſo einſchärft (Matthäus), nicht von allen Erſcheinungen zu Jeruſalem ſchweigen und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangeliſt, welcher den Auferſtandenen ſeinen Jüngern befehlen läßt, die erſten funfzig Tage nicht aus Jeruſalem zu weichen (Lucas), würde nicht bloß lauter Erſcheinungen in Jeruſalem erzählen und ſelbſt diejenige in Jeruſalem bei verſchloſſenen Türen vorgehen laſſen (XXIV, 41), deren eine ſehr gleichförmige Johannes (XXI, 1—13) am Galiläiſchen Meere erfolgen läßt.

Und dieſes alles hat der Ungenannte ſo handgreiflich auseinandergeſetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leiſten, was noch kein Ausleger geleiſtet hat, ſondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſinnreichen Gedanken gegeben; und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Verteidigung ſagen zu müſſen, ſehr witzig[1]. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav ſcharren; und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier iſt das Steinchen, das die blinde Henne aufgeſcharret hat. Benennen mag es ein andrer: ich halte es für ein Krötenſteinchen[2]. Es kann aber auch ein Luchsſteinchen ſein: denn hohl iſt es.

[1] Scharfſinnig. — [2] Krötenſteinchen, ſogenannter Donnerkeil, auch Luchsſteine genannt, Belemniten, die feſten Teile ausgeſtorbener Tintenſchnecken mit hohlem Innenraum.

Pfiffig indes, werden manche ſagen, ſei mein Nachbar doch für zehn andre. Denn er begnügt ſich, dieſen achten Widerſpruch in eigner Perſon nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet ſich ſein beſcheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn ſchon wieder unterrichtende A. mit einem „Was ſagen Sie dazu?“ Und nun ſagt A., wie folget: „Ich ſage, was ich öftrer geſagt, unſer Autor muß alles durcheinanderwerfen, wenn er Widerſprüche zur Welt bringen will. Es iſt wahr, daß die Engel und Jeſus ſelbſt am Tage ſeiner Auferſtehung den Weibern befahlen, ſeinen Jüngern zu ſagen, daß ſie nach Galiläa gehen und ihn da ſehen ſollten; aber es *iſt nicht wahr*, daß er an ebendieſem Tage ihnen gebot, zu Jeruſalem zu bleiben; denn das befahl er ihnen am Tage ſeiner Himmelfahrt, wie *jeder ſieht*, der Apoſtelgeſch. I, 3. 4. leſen kann.“

So? das iſt nicht wahr? wie jeder ſehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieſes A. ſagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler iſt. Und ein hämiſcher, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie ſich ins Geſpräch! Merken Sie denn nicht, daß dieſes tückiſche A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da ſagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Silbe beſtrafen.

Oder ernſthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine ſolche Antwort nicht ſelbſt geben, ſondern nur geben laſſen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie ſeine Perſonen kann ſprechen laſſen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derſelben nicht ſtreitet; daß man ſie fluchen und lügen und läſtern kann laſſen, ſo arg man will; und daß kein Menſch den Komödienſchreiber dafür muß anſehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Unterſuchung der Wahrheit geſchrieben werden, ſind keine Komödien; und der Verfaſſer ſolcher Unterredungen muß für alles ſtehen, was er nicht darin gelegentlich ſelbſt verwirft oder wenigſtens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Alſo, lieber Nachbar, was ſagen Sie? Den Befehl, vors

erſte in Jeruſalem zu bleiben, habe Chriſtus ſeinen Jüngern am Tage ſeiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder ſehen müſſe, der Apoſtelgeſch. I, 3. 4. leſen könne? — Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie ſo etwas ſo dreiſt in die Welt ſchreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch ſo rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verſchreiben müßte: ſo wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leſer nur die Hand ausſtrecken darf[1], um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel iſt wahr, daß der Anfang der Apoſtelgeſchichte bis auf den neunten Verſikel drei verſchiedne Abſätze hat, die wohl ein Mann durcheinandermengen könnte, der im Schlafe zu leſen gewohnt iſt. Die zwei erſten Verſikel enthalten einen bloßen Übergang von dem erſten auf das zweite Buch des Lucas mit genauer Bemerkung, bis wieweit das erſte Buch, ſein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3, 4, 5, was Chriſtus in den 40 Tagen nach ſeiner Auferſtehung getan und geſagt: und kömmt ſodann im ſechſten Verſikel auf die ganz letzte Begebenheit ſeines erſten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Dieſe letzte Begebenheit iſt die Himmelfahrt Chriſti, von welcher wir hier, V. 6, 7, 8, noch einen Umſtand erfahren, den Lucas, weil er ſich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten als zu Ende des erſten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors erſte nicht von Jeruſalem weichen ſollen, in dem mittelſten Abſatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwiderſprechlich iſt, daß *συνελθοντες*[2], Vers 6, ſich auf *συναλιζομενος*[3], Vers 4, beziehet und Lucas vielmehr im ſechſten Verſikel von einer ganz andern Verſammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Verſikel gedenkt, wo nur von einer Verſammlung der Eilfe die Rede war, anſtatt daß im ſechſten Verſikel eine weit größere Verſammlung von Jüngern zu verſtehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig ſein ſollten; wenn es noch im geringſten nicht erwieſen iſt, daß das *συναλιζομενος*, Vers 4, nichts als ein bloßes „Zu-

[1] Braucht. — [2] „So zuſammen gekommen waren." — [3] „Als er ſie verſammelt hatte."

ſammenbringen" bedeute und folglich die beiden älteſten Überſetzer, der lateiniſche und ſyriſche[1], die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn ſogar es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß Lucas mit dieſem Worte eben nicht wie Xenophon ſich ausdrücken, ſondern vielmehr auf eine andere Stelle bei ſich ſelbſt verweiſen wollen*: wie können Sie denn ſagen, daß jeder, der Apoſtelgeſchichte I, 3, 4, leſen könne, ſehen werde, Chriſtus habe nicht am Tage ſeiner Auferſtehung, ſondern am Tage ſeiner Himmelfahrt den Jüngern befohlen, in Jeruſalem vors erſte zu bleiben? Ich kann doch auch leſen, und ſehe das nicht. Aber freilich, ich *will* nicht ſehen: und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht ſehen, ſondern mit meinen. — Wenn Sie ſich noch begnügt hätten, zu ſagen, daß jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht eben am Tage der Auferſtehung gegeben zu ſein *ſcheine*, ſo möchte es noch hingehen, falls er an dieſer Stelle allein ſtünde. —

Denn kurz: wozu alles dieſes Spiegelgefechte? — Ihre Verſündigung iſt hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer ſtreitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht wert. Dabei kann man noch immer ein ſehr ehrlicher Mann ſein. Aber, Nachbar, auch dabei: wenn man nicht allein eine ſtreitige Stelle als nicht ſtreitig für ſich anführt, ſondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringſten ſtreitige Stelle, die ausdrücklich wider uns iſt, *wiſſentlich* verſchweigt? Auch dabei? — Ich laſſe es gelten, wenn man auf der Katheder disputiert, wo man ſich nur ſeinem Pro loco[4] würdig zeigen ſoll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiiſcher Unterſucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewiſſen muß ſagen können, „*οὐ ψευδω νικη-*

* V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347[2]. Conf. Stockius ad l. q.[3]

[1] Die ſogen. „Itala", die älteſte lateiniſche, und „Peſchito", die ſyriſche Überſetzung. — [2] John Boyſe, „Veteris interpretis cum Beza aliisque recentioribus collatio in quatuor Evangeliis et Actis Apostolorum" (London 1655). — [3] Chriſtian Stock (1672—1733), „Clavis linguae sanctae Novi Testamenti" (1725) und „Novum Testamentum graecum observationibus philologicis, criticis et exegeticis illustratum". — [4] „In Anbetracht des Ortes."

σαι κακως, ἀλλα ζητησαι ἀληθως[1]“: ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunktenstreiche[2] zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden kann, sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er notwendig erklärt werden muß, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt, drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Eilfe, in welcher der Auferstandene „ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß“[3]? Und wenn war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — Also: am Tage der Auferstehung?

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus nach dem Lucas seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben: oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher als das.

„Aber, mein Gott!“ muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lucas nichts einzuwenden ist: wie helfen sich denn gleichwohl die Harmonisten?“ Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heillöseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung tun. Er ist im

[1] „Ich strebe nicht danach, mit schlechten Mitteln zu siegen, sondern auf wahrhaftige Weise zu untersuchen.“ — [2] Adjunkt ist der junge, noch unerfahrene Lehrer oder Geistliche. — [3] Ev. Marci, Kap. 24, V. 42.

Grunde nichts ſchlimmer als ſie alle; und wenn, in Geſellſchaft unſinnig ſein, den Unſinn entſchuldiget, ſo iſt er hinlänglich entſchuldigt. Eben die Stelle, die er hier verſchweigt, hat ſie längſt zu einem Verfahren genötiget, bei welchem ich ebenſogern die mangelhaften Stücke eines zerriſſenen Briefes, mit welchem der Wind ſpielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur ſtillſchweigend billigen, zur Schande der Evangeliſten laut erklären heißt, daß in ihnen überall[1] nichts aus dem Zuſammenhange zu erklären ſei; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeſchaltete Reden Chriſti nichts als feuchter Sand ſind, der ſich nur ſo lange zuſammenballt, als man ihn nicht reibet.

Sie ſagen nämlich: Lucas brauche in ſeinem Evangelio eine Antizipation und laſſe Chriſtum daſelbſt etwas weit früher ſagen, als er es wirklich geſagt habe; welches er ſelbſt Apoſtelgeſchichte I, 3, 4 zu verſtehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im „Eingebildeten Kranken“[2]! Die Weiſe der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift ſo zu erklären, daß ſie helle, klare Sprüche nehmen und machen damit die dunkeln Wankelſprüche klar: dieſe Weiſe war ſo alt, ſo abgenutzt! Warum ſollen ſie das Herz nicht einmal verlegen? warum ſollen ſie, wenigſtens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren und die dunkeln Wankelſprüche nehmen, um damit in die allzu hellen, allzu klaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder ſie ſagen mit andern Worten: Lucas habe dort in ſeinem Evangelio zwei Reden Chriſti in eine geſchmolzen; zwi-

[1] Überhaupt. — [2] In Molières „Eingebildetem Kranken“, 3. Akt, 10. und 14. Szene, ſpielt die Zofe Toinette den Arzt; aber in dieſen Szenen findet ſich keine Stelle, auf die Leſſing hier anſpielen könnte. Dagegen mag er wohl die Situation in Molières „Arzt wider Willen“, 2. Akt, 6. Szene, im Sinne gehabt haben, wo der Holzhacker Sganarelle den Arzt ſpielt. Er redet den größten Unſinn und behauptet unter anderem, daß die Leber auf der linken, das Herz auf der rechten Seite liege. Geconte ſagt darauf: „Man kann in der Tat nicht vernünftiger davon urteilen. Ein einziger Umſtand hat mich ein wenig befremdet, ich meine die Lage der Leber und des Herzens. Mich deucht, Sie geben beiden eine andere Stelle, als ſie haben, und das Herz läge auf der linken Seite und die Leber auf der rechten Seite.“ Sganarelle erwidert: „Ja, ja! das war vor dieſem ſo; allein, wir haben das alles geändert, und wir kurieren heutigestages nach einer ganz neuen Methode.“ Den Beweis, daß dieſe Stelle gemeint iſt, gibt Z. 21.

ſchen dem dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten Verſikel[1], die Lucas freilich mit eiſern Klammern verbunden zu haben ſcheine, die er mit einem Zuge der Feder geſchrieben oder in einem Atem ſeinem Schreiber vorgeſagt, liege nicht weniger als eine Zeit von vierzig Tagen; von dem einem Verſikel auf den andern mache Chriſtus mit ſeinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jeruſalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tauſend Jahre ſind ja vor Gott wie ein Tag[2]; mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich ſind vierzig Tage vor ihm nur wenige Sekunden; folglich iſt ihm der Abſtand von Jeruſalem bis Bethania ein Punkt, der in den andern fällt; und aus Vernachläſſigung dieſer wenigen Sekunden, aus dieſer Verwechſelung der rechten Seite eines Sonnenſtäubchens mit deſſen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig, dieſe Herren, ihre harmoniſche[3] Mißhandlung ſo zu rechtfertigen. —

Wahr iſt es, daß ihnen ſchon Tatian gewiſſermaßen vorgegangen, als welcher den neunundvierzigſten Verſikel in dem letzten Kapitel des Lucas auf eine ebenſo gewaltſame Art trennet und zwiſchen das wiederholte Verſprechen Chriſti, ſeinen Jüngern die Verheißung ſeines Vaters zu ſenden und den unmittelbar darauffolgenden Befehl, in Jeruſalem zu bleiben, ich weiß nicht, wieviel Erſcheinungen noch einſchaltet, deren die andern Evangeliſten gedenken. Aber wie dieſes überhaupt für ſie nichts beweiſen, ſondern nur zeigen würde, wie früh es ſchon Leute gegeben habe, die ſich alles mit den Evangeliſten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zuſammenſetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: ſo antworte ich hierauf noch folgendes insbeſondere. Vors erſte iſt noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben[4]. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es ebenderſelbe, den uns Viktor Capuanus[4] aufbehalten, ſo iſt klar, daß ſein Werk nichts weniger als eine Harmonie in dem uns gebräuchlichen Verſtande dieſes Wortes iſt oder ſein ſoll; es iſt ein bloßer Faden, auf welchen er taliter

[1] Im 24. Kapitel des Ev. Lucä. — [2] 2. Epiſtel Petri, Kap. 3, V. 8. — [3] Gewaltſam die Harmonie der Evangelien herſtellende. — [4] Vgl. S. 145 dieſes Bandes, Anm. 1.

qualiter[1] die Erzählungen der Evangeliſten gereihet; es iſt ein bloßes *βιβλιον συντομον*[2], deſſen ſich die gemeinen Chriſten in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich, nicht zu vergeſſen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur ſchlecht zufrieden war; nicht allein wegen verſchiedner Auslaſſungen, die er zugunſten ſeiner enkratitiſchen Irrtümer[3] machte, ſondern auch wegen der Zuſammenſetzung des beibehaltenen und unverfälſchten Textes der Evangeliſten ſelbſt. Denn Theodoret[4] gibt ihm eine „*κακουργιαν της συνθηκης*[5]“ Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vorteilhaft geweſen, ſolcher gewaltſamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen ſich unterſtanden, als dieſe eine iſt, die in dem Werke etwa noch übriggeblieben, das gegenwärtig ſeinen Namen führt.

Wenigſtens iſt gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern weder die Trennung des neunundvierzigſten Verſikels noch die Trennung des dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten gebilliget und ſich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen geſucht, daß Chriſtus an dem nämlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben und nach Galiläa zu gehen befohlen.

Hieronymus[6] ſicherlich nicht, dem Hedibia[7] dieſen nämlichen achten Widerſpruch meines Ungenannten zur Auflöſung vorlegte. Denn Hieronymus ſagt bloß, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur „pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur[8]“. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre

---

[1] „So gut es geht.“ — [2] „Ein kleiner Auszug.“ — [3] Die enkratitiſchen Irrtümer des Tatian beſtanden in ſeiner ſtreng asketiſchen Verwerfung aller fleiſchlichen Genüſſe. Er galt mit Unrecht als Stifter der Sekte der Enkratiten. — [4] Theodoret (um 386—457), Verfaſſer einer Kirchengeſchichte. — [5] „Vergewaltigung des Neuer Teſtaments.“ — [6] Der heilige Hieronymus (um 340—420), der Verfaſſer der „Vulgata“, der für die römiſch-katholiſche Kirche allein als maßgebend geltenden lateiniſchen Überſetzung der Bibel. — [7] Hedibia iſt eine der vornehmen römiſchen Damen, denen der heilige Hieronymus als Seelſorger diente, indem er durch zahlreiche Briefe ihre Glaubenszweifel zu ſtillen ſuchte. — [8] „Zur Tröſtung der Furchtſamen nur kurze Zeit erſchien und dann wieder aus ihren Augen entrückt wurde.“

„tanta familiaritas et perseverantia[1]“ geweſen, „ut cum eis pariter vesceretur[2]“. Nun iſt zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, „Unde et Paulus apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt[3]“, und unmittelbar darauf hinzu ſetzen können: „In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur[4]“. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hedibia war, ſo etwas ſchreiben konnte? Hedibia mußte notwendig ſehr ſonderbare Begriffe entweder von der Übereinſtimmung der verſchiedenen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes oder von der Bekanntſchaft des Hieronymus mit demſelben bekommen. Der auferſtandene Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht denn nicht in ſeinem eignen Lucas[5]: „at illi“ (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) „obtulerunt ei partem piscis et favum mellis[6]?“ Folgt denn nicht auch in ſeinem Lucas: „et cum manducasset coram eis[7]“? Wie geſagt, dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich; ebenſo unbegreiflich, als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſoviel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich ohne weiteres Bedenken die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia nicht bloß unter die *ἀμφίβολως νοθα*[8], ſondern geradezu unter die *ψευδεπιγραφα* indocta[9] dieſes Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſein, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken, der dieſe

[1] „Eine ſolche Vertraulichkeit und Dauer.“ — [2] „Daß er mit ihnen gleicherweiſe aß.“ — [3] „Deshalb auch der Apoſtel Paulus berichtet, daß er 500 Jüngern zugleich erſchienen ſei. Und bei Johannes leſen wir, daß er, während die Apoſtel fiſchten, am Ufer ſtand und ein Stück von gebratenem Fiſch und Honigſeim aß [richtiger Ev. Lucä, Kap. 24, V. 42]: was die Zeugniſſe einer wirklichen Auferſtehung ſind.“ — [4] „Es wird aber nicht berichtet, daß er in Jeruſalem etwas davon getan habe.“ — [5] In der von Hieronymus verfaßten „Vulgata“. — [6] „Und ſie legten ihm vor ein Stück Fiſch und eine Honigwabe.“ — [7] „Und als er vor ihnen gegeſſen hatte.“ — [8] „Vielleicht unechten Stücke.“ — [9] „Fälſchlich ihm zugeſchriebenen, nicht von ihm ſtammenden Lehren.“

Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts Geſcheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kann, werden da ſchon andern Rat gefunden haben[1]!

Ebenſowenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es ſich Auguſtinus einfallen, jenes doppelten, einer den andern aufhebenden Befehls wegen eine und ebendieſelbe Rede beim Lucas halb in Jeruſalem und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher ebenſowohl als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen, ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht geſagt habe, „praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis[2]“, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freilich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel bloß ſagen laſſe: „*ibi eum videbitis*, non expressum est, quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset, an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent[3]“: ſo glaubt Auguſtinus, Chriſtus habe zwar freilich wohl den Jüngern verſprechen laſſen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erſcheinen, in der Tat aber liege doch in dem Befehle, daß ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Myſterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eies, eingeſchloſſen liege. „Galilaea namque“, ſagt er, „interpretatur vel transmigratio vel revelatio[4]“. Und nun nehme man das

[1] Die berühmte Ausgabe der Werke des Hieronymus, veranſtaltet durch die Benediktiner, erſchien in Paris zuerſt 1693—1706 in 5 Bänden. — [2] „Er wird vor euch hingehen nach Galiläa, da werdet ihr ihn zuerſt ſehen; oder: nur dort werdet ihr ihn ſehen; oder: ihr werdet nur ihn ſehen.“ — [3] „Ihr werdet ihn ſehen, ſo iſt nicht ausgedrückt, wann das geſchehen würde, ob ſofort, bevor er ihnen anderwärts erſchienen wäre, oder nachdem ſie ihn an anderer Stelle, auch außer in Galiläa, geſehen hätten.“ — [4] „Denn Galiläa bedeutet entweder Wanderung oder Enthüllung.“

eine oder das andere: die Sache iſt klar; und das „praecedit vos in Galilaeam“ wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferſtandene Chriſtus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors erſte, „secundum transmigrationis sententiam[1]“: transmigrierte nicht nunmehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Vors zweite, „secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio[2]“: wo ſonſt, als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in derjenigen Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten ſeit heute und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl ſein. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern Orte*, wo er ſich vermutlich beſann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer myſtiſchen Auslegung ſein Zuflucht nimmt: die myſtiſchen ſowie die allegoriſchen Auslegungen ſind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen — die nüchternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſungen unauflöslicher Knoten dünkt mich unendlich beſſer als Ihre Alexandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerte[3]. Denn jene ſind doch nur Spiele, leere Verſuche: und Ihre ſind Mißhandlungen, tätige Vergehungen, die Sie an einem bloß menſchlichen Schriftſteller auszuüben ſich ſelbſt ſchämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weitergehen.

Neunter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin Chriſtus ſeine Jünger beſchieden hatte; nach dem Johannes geſchieht ſie am Ufer des Galiläiſchen Sees bei Tiberias. Da und dort unter ganz verſchiednen Umſtänden.“

Das gibt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur iſt dem guten Mann ſehr traurig, daß ein Menſch, der doch Berg

* Comment. in Matthaeum.

[1] „Nach der Deutung als Wanderung.“ — [2] „Danach, daß Galiläa als Enthüllung gedeutet wird.“ — [3] Anſpielung auf den von Alexander dem Großen zerhauenen gordiſchen Knoten.

und See unterſcheiden könne, aus zwei ſo ſichtbar verſchiednen Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden als ſie unterſcheiden *wollen*.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen *wollen* am rechten Orte. Der Ungenannte *wollte* nicht: weil er glaubte, nicht zu *dürfen*[1]. Der Nachbar aber *will*: ohne ſich zu bekümmern, ob er *darf*.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgendeine Weiſe veranlaſſen können, beide Erſcheinungen für eine zu halten; daß es folglich kaum wert ſei, auf den ganzen Widerſpruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der Tat linksum, marſchieret ab und ſchießt Viktorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hauſe ſind: wollen Sie wohl folgendes in Betrachtung zu ziehen *geruhen*, um wenigſtens ex post[2] zu urteilen, ob Sie ſich den Sieg ſo leicht hätten machen ſollen?

Die Erſcheinung, die den Eilfen auf dem Berge geſchah, iſt die einzige, deren Matthäus gedenkt; deren Matthäus zufolge des Verſprechens, welches bei ihm der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern tun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch *nur* Matthäus, aus dem wir unſere Nachrichten von der Auferſtehung Chriſti ſchöpfen könnten und müßten: ſo würde man nicht unrecht annehmen, daß dieſe einzige erzählte Erſcheinung auch die einzige geſchehene geweſen. Ja, ich bin ganz ſicher, daß ſodann unſre Theologen ſchon längſt die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferſtandene Chriſtus nicht mehr als einmal hätte erſcheinen können und müſſen.

Nun aber, da wir mehrere Evangeliſten haben, die ebenſo glaubwürdig ſind als Matthäus; da jene andere Evangeliſten mehrere Erſcheinungen berichten: ſo iſt freilich aus dem Stillſchweigen des Matthäus nicht zu ſchließen, daß er damit, daß er nur einer Erſcheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erſcheinung gegeben. Sondern die Sache iſt

[1] Brauchen, nötig haben. — [2] Hinterdrein.

nunmehr nur die, daß wir die einzige Erſcheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erſcheinungen ſo einſchalten, daß weder jene anderweitige noch dieſe eingeſchaltete etwas dabei leiden.

Bloß nach den Worten zu urteilen, die Chriſtus bei der galiläiſchen Erſcheinung auf dem Berge zu ſeinen Jüngern redet, ſollte man meinen, daß dieſe Erſcheinung, wenn es nicht die erſte und letzte geweſen, doch wenigſtens die letzte gewiß geweſen ſein müſſe. Denn Chriſtus erteilet ihnen da ſeine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abſchied. Doch da wir aus dem Lucas wiſſen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jeruſalem und nicht in Galiläa geſchehen und die letzte Erſcheinung doch wohl die Erſcheinung bei der Himmelfahrt muß geweſen ſein: ſo fällt die galiläiſche Erſcheinung irgendwo *zwiſchen* die übrigen.

Und auch dieſes „irgendwo" läßt ſich näher beſtimmen: indem wir mehr als eine von den übrigen Erſcheinungen angeben können, welche notwendig vor ihr hergegangen ſein müſſen. Nämlich nicht allein alle die einzeln Erſcheinungen am Tage der Auferſtehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erſcheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müſſen vor ihr vorhergegangen ſein: ſondern ſogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher geweſen ſein. Dieſes erhellet aus Johannis XXI, 14 unwiderſprechlich, wo dieſer Evangeliſt letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die *dritte* an der Zahl nennet; welches, da es ihm ſelbſt widerſprechen würde, wenn man es von jeder einzeln Erſcheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perſonen geſchehen, war verſtehen wollte, notwendig nur von den ſolennern, unter einer beträchtlichen Anzahl geſchehenen Erſcheinungen zu verſtehen iſt; dergleichen die bei verſchloſſenen Türen und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, geweſen waren. Nach dieſen beiden, ſagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieſes „drittemal" beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Chriſtus erſchienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden

ihre Tage zu zählen pflegen[1], als wonach ſich nicht ſagen läßt, daß die Erſcheinung bei verſchloſſenen Türen mit den Erſcheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geſchehen wäre. Fallen dieſe und jene aber auf zwei verſchiedne Tage, ſo war die Erſcheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte geweſen ſein.

Mag man aber doch jenes „drittemal" beim Johannes verſtehn und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmoniſten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmütig die Erſcheinung am See Tiberias vor der Erſcheinung auf dem Berge vorhergehen laſſen. Nun ſind dieſer Berg und dieſer See beide in Galiläa; beide Erſcheinungen ſind alſo in Galiläa geſchehen, beide ſind zufolge der Verheißung Chriſti geſchehen, daß er ſeinen Jüngern daſelbſt ſichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, ſehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung nichts Geringers als ein formeller Widerſpruch erwächſt.

Denn laſſen Sie uns doch nur die Erſcheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangeliſt (Matthäus), bei dem der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, „wo ſie ihn ſehen" würden, iſt, wie geſagt, der einzige, der dieſer Erſcheinung auf dem Berge gedenkt; iſt der, der ſonſt durchaus keiner andern Erſcheinung gedenkt; iſt der, der dieſer Erſcheinung mit dem Zuſatze gedenkt, daß eben auf dieſen Berg ſie „Chriſtus beſchieden". Geſetzt nun aber auch, daß dieſer Zuſatz, „dahin ſie Chriſtus beſchieden hatte", ſich nicht auf den Berg, ſondern bloß auf Galiläa bezöge, ſo bleibt doch noch immer, auch ohne dieſen Zuſatz, die Erſcheinung auf dem Berge die anberaumte Erſcheinung; und muß folglich, wenn ich ſchon nicht ſage, die erſte von allen Erſcheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erſte von allen galiläiſchen Erſcheinungen geweſen ſein. Das iſt notwendig, das iſt unwiderſprech-

[1] Vom Sonnenuntergang zum Sonnenuntergang.

lich; oder Matthäus (man merke das wohl!), Matthäus, der zu allererſt ſchrieb, der nicht wiſſen konnte, was und wieviel der Heilige Geiſt nach ihm durch andere Evangeliſten würde ergänzen, würde berichtigen laſſen, Matthäus hat als einer geſchrieben, in dem nicht ein Funken Menſchenverſtandes glimmet. Denn ſo, wie kein vernünftiger Menſch mit ſeinen Freunden eine zweite, dritte Zuſammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wiſſen, wo und wenn die erſte geſchehen ſoll, ſo kann auch kein vernünftiger Geſchichtſchreiber von Anberaumung einer Zuſammenkunft ſprechen und in Erfolg dieſer Anberaumung, ich weiß nicht, welcher zweiten, dritten Zuſammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erſte und nächſte nach der Anberaumung geweſen, ein Wort zu erwähnen.

Iſt es aber notwendig, lieber Nachbar, daß die Erſcheinung auf dem Berge die erſte galiläiſche Erſcheinung muß geweſen ſein; iſt es zugleich ausgemacht, daß demungeachtet die Erſcheinung an dem See Tiberias, dem ſogenannten Galiläiſchen Meere, vor jener Erſcheinung vorhergegangen: nun, ſo haben wir ja zwei erſte galiläiſche Erſcheinungen. Zwei erſte! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was iſt denn das, *zwei erſte*? Iſt es ein Rätſel? oder iſt es ein Widerſpruch? Mir iſt es nun ein Rätſel. Dem Ungenannten war es ein Widerſpruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen iſt es weder das eine noch das andre. Ihnen ſind zwei erſte, zwei erſte! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei ſo verſchiedne Zwei lieber in Widerſpruch ſtellen als trennen will. Die Kleinigkeit, daß ſowohl das eine als das andre von dieſen Zwei, in einem und ebendemſelben Betracht, das Erſte ſein ſoll, iſt ja ſo eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht ſagen. Wer gewiſſe Dinge nicht ſogleich fühlt, dem ſind ſie auf keine Weiſe fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerſpruch

ohnedem iſt mit dem neunten ſo genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit ſeiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergeſſen hätte. Ja, er iſt, dieſer zehnte Widerſpruch, nichts als die fernere ſtückweiſe Ausein-

anderſetzung des neunten. Und dieſer Stücke macht der Ungenannte beſonders drei, in welchen allen ſeine erkannten Widerſprüche ſehr leicht zu rechtfertigen ſind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derſelben geſichert haben.

Nämlich; wenn der Ungenannte berechtiget geweſen iſt, die Erſcheinung auf dem Berge und die Erſcheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erſcheinung zu halten, die nur, durch die immer wachſenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den erſten dreißig bis vierzig Jahren zu ſolcher Verſchiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erſcheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erſcheinung, notwendig die erſte, wenigſtens die erſte in Galiläa ſein mußte, und gleichwohl die Erſcheinung am Galiläiſchen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt): ſo iſt er allerdings auch berechtiget geweſen, darin einen Widerſpruch zu finden, daß Matthäus die galiläiſche Erſcheinung zur erſten macht, Johannes aber vor ſelbiger zwei Erſcheinungen zu Jeruſalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich meinesteils hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erſcheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erſte und vornehmſte Erſcheinung in Galiläa nahmhaft mache; als welches nach ſeiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu faſſen; weil Matthäus, ſagt er, kein Protokoll abgeſchrieben habe, weil er nur der einen Erſcheinung erwähne, weil er (er, der erſte Evangeliſt!) nicht für nötig gehalten, ſeinen Leſern von mehrern etwas zu melden: ſo ſei aus ihm überhaupt nicht zu ſchließen, in welcher Ordnung die Erſcheinung auf dem Berge gefolgt ſei. Freilich, Ordnung iſt nur unter den Mehrern; aber Eines, was aus dieſen geordneten Mehrern herausgeriſſen wird, muß doch noch immer Merkmale ſeines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchſt unvorſichtige Art, dieſes Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus ſeiner einen Erſcheinung noch immer jene Merkmale gelaſſen, indem er ſagt, daß es die anberaumte geweſen. Nur die Harmoniſten halten für gut, auf dieſe ſeine Anberaumung gar nicht zu achten und ihn die erſte, die beſte Erſcheinung aus dem Glücks-

hafen greifen zu laſſen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichnis aus der neueſten Geſchichte geben und ſagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg, ich erwähne beſonders der Schlacht bei Roßbach; erkläre ich ſie dadurch für die erſte oder letzte?“ Ei, nicht doch! Sie könnten ſo einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein andrer den ganzen letzten preußiſchen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: „Der König, nachdem er faſt aus allen ſeinen Staaten vertrieben war, hatte ſich die vornehmſten Feinde, die Franzoſen und Reichstruppen, nach Sachſen wie beſtellt. Sie kamen voll Übermuts und Spottes, als hätten ſie den Sieg ſchon in Händen. Aber wie ein Donnerſtrahl aus hellem Himmel überfiel er ſie bei Torgau. Da erkannten ſie wieder, mit wem ſie zu tun hatten, und machten Friede; etliche aber blieben noch ſeine Feinde“ — was würden Sie von einem ſolchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen ſuchen? Denn gerade ein ſolcher Erzähler wäre nach Ihrer Auslegung Matthäus. Er ließe Chriſtum ſeine Jünger nach Galiläa beſtellen, wo ſie ihn ſehen würden: und hierauf verſchwiege er nicht allein, daß, ungeachtet dieſer Beſtellung, er ihnen erſt an andern Orten mehrmalen erſchienen ſei, ſondern gedächte auch nicht einmal ſeiner erſten Erſcheinung dort in Galiläa; gedächte anſtatt der erſten, wenigſtens anſtatt der frühern, welches die am Ufer der See geweſen, einer ſpätern, und wer weiß wieviel ſpätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein ſo abgeſchmackter Erzähler iſt! Nur nach der Auslegung der abgeſchmackten Harmoniſten ein ſo abgeſchmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit dieſen vom Leibe: und er erzählt als ein planer geſunder Mann, deſſen Erzählung wohl unrichtig ſein kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht iſt.

Ebenſo iſt es mit den übrigen Umſtänden beſchaffen. Matthäus und Johannes widerſprechen ſich offenbar in jedem derſelben, ſobald man annehmen muß, daß die Erſcheinungen am See Tiberias und auf dem Berge urſprünglich nur eine Erſcheinung geweſen.

Umſonſt ſchreien Sie, lieber Nachbar, ſo laut und ſo oft: „Aber wer heißt Euch das annehmen? Aber könnt Ihr denn nicht zwei zählen? Wer hier nicht zwei zählen kann, muß nicht wollen!“ — Gott erbarm's! wir wollten gern: aber wie können wir? Wie können wir zwei zählen, da wir nicht wiſſen, wo wir anfangen ſollen? nicht wiſſen, welches wir Eins nennen ſollen? Will ich die Erſcheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, ſo ruft die Erſcheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödſinnig.“ Will ich nun dieſe Eins nennen, ſo ruft mir Johannes entgegen: „Darfſt du mich Lügen ſtrafen? Glaubſt du, daß ich nicht drei zählen kann?“ — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins: und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwei zählen: und was das Sonderbarſte iſt, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes zwei zählen! — Iſt das Kind artig, ſo lächelt es und ſchweigt. —

Und ſchweigt. — O, daß ich nicht auch ſo artig geweſen bin wie dieſes Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geſchwiegen habe!

Doch dieſe Reue kömmt zu ſpät: auch iſt das Übel, unter deſſen Gefühl ſie mich am meiſten nagen könnte, überſtanden; ich bin fertig. Ich bin fertig: fertig mit Verteidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Verteidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen: aber doch fertig mit Verteidigung deſſen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen mir einfallen laſſen.

Gott verhüte, daß ich mich mit dieſem auf ein mehrers einlaſſen ſollte, was mir etwa, ſelbſt bei der flüchtigen und nur

mich betreffende Dinge ſuchenden Durchleſung, als kontraband[1] aufgeſtoßen wäre. Er behalte, z. E. was er von der gänzlichen Unwiſſenheit eines geiſtlichen Meſſias ſagt, in welcher die Apoſtel bei Lebzeiten Chriſti ſchlechterdings geſtanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem ſpöttiſchen Unglauben der verſammelten Jünger ſagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele ſich an ſo ſkandalöſen Albernheiten immerhin und freue ſich, mit dem mutwillig ausgebrochenen und zerſchlagnen Schlußſteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig ſein, und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch ſo ſchon nicht zum beſten angewandt: was tut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas andern nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Überzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie *ſo* gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meinung wirken ſoll und kann. — Vielleicht *ſoll* ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken *könnte*. Vielleicht ſoll nach Geſetzen einer höhern Haushaltung das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beißen, ehe wir ſeines Lichts und ſeiner Wärme zugleich genießen können. — Iſt das: ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo ſie ſich ergießen ſoll, einem unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen: ſo ſind deine Goldkörner unverloren!

* * *

Nach dieſem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigſten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurückſehen, den ich hier zu Hauſe geführt habe.

Auf dieſen Schlamm, auf dieſen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, verſetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude ſeines Glaubens!

[1] Eingeſchmuggelt, der Wahrheit widerſprechend.

Denn hier muß ich meinen Leſer an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges „auch darum"; an mein beſcheidenes „obſchon"; an meines Nachbars dreiſtes „denn".

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Chriſt! Die Widerſprüche, aus welchen mein Ungenannter zuviel ſchloß; die Widerſprüche, die ich der Wahrheit unbeſchadet zugebe; dieſe Widerſprüche — Nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die ſein Scharfſinn ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand — dieſe ſeine — wie man will — kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten — was ſpott' ich? — Dieſe ekeln Mißgeburten ſeines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten imſtande iſt: ſind das, was ſeine Überzeugung an der Gewißheit der Auferſtehung Chriſti „vollendet" hat*. Zwar zweifelte er nie an dieſem großen Vorfalle; aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieſer Gelegenheit gegeben, ſchärfer zuzuſehen und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anſcheinenden Kleinigkeiten die Evangeliſten ſo genau ſind: wie weit ſtärker und feſter iſt ſein Glaube geworden**! Und nun ſage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes ſtiften!

Gott! Gott! worauf können Menſchen einen Glauben gründen, durch den ſie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir ſelbſt, und ich ſchließe. — Ich fühle es ſehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich dieſe „Duplik" *** ende, als da ich ſie anfing. Ich fing ſo ruhig

* Unterredung, S. 1. — ** S. 76. — *** „Duplik", nicht „Replik"[1]. Denn die Evangeliſten und mich halte ich für den angeklagten Teil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Äußerung, daß wegen einiger Widerſprüche in Kleinigkeiten den Evangeliſten aller Glaube abzuſprechen ſei. Hierauf ließ ich mich in meinen „Gegenſätzen" ein und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, der ſie vermutlich mehr für eine verdeckte

[1] Vgl. S. 99 dieſes Bandes, Anm. 1.

an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgültig zu ſagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſein, daß ich vieles ſo warm, ſo teilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines einzigen Halſes zu ſprechen. Beſonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moraliſche oder Unmoraliſche gewiſſer Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urteilen: und habe es doch getan. Ich wollte bloß die Gründe dieſes Urteils meinen Leſer beiläufig abnehmen laſſen: und habe ihm das Urteil ſelbſt oft wörtlich vorgeſprochen. Was ſoll ich tun? Mich entſchuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Verſprechen, daß ich ein andermal beſſer auf meiner Hut ſein wolle?

Kann ich das? Ich verſprechen? — Ja, ja; ich verſpreche: — mir es nie wieder auch nur *vorzunehmen*, bei gewiſſen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Menſch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und teilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?

---

hämiſche Beſtätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchrieene Ware das neunhundertneunundneunzigſte Mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine friſche holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch ſeine Antwort *laut* für eben das, wofür er meine *ſtillſchweigend* erklärt hat: für Anklage der Evangeliſten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das iſt ſie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangeliſten, ſondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigner Schöpfung zu tun iſt, die, wenn ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenannte zu machen weder *Fug* noch *Willen* gehabt hat. Alſo *Duplik!*

Eine Parabel.

— quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus[1].

Nebſt einer kleinen Bitte und einem eventualen Abſagungsſchreiben an

den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg.

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde „Ehrwürdiger Freund!" ſagen, wenn ich der Menſch wäre, der durch öffentliche Berufung auf ſeine Freundſchaften ein günſtiges Vorurteil für ſich zu erſchleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen ſeiner Nächſten dadurch ein nachteiliges Licht möchte fallen laſſen, daß er der Welt erzählet, er ſtehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen geſtanden, welche die Welt Freundſchaft zu nennen gewohnt iſt. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann „Freund" zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvorgekommen iſt; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß ſeine Wächterſtimme noch meines Namens ſchonen wollen.

Doch wie geſagt, ich ſuche bloß durch meine Freunde ebenſowenig zu gewinnen, als ich möchte, daß ſie durch mich verlieren ſollten.

Alſo nur: Ehrwürdiger Mann! Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, nachſtehende Kleinigkeit in einige Über-

[1] „Die dem Munde eine leichte Speiſe bieten ſoll. — Ein alter Etymologienforſcher" (nämlich als Erklärung des Wortes „Parabel").

legung zu ziehen. Beſonders aber dringe ich darauf, ſich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, ſondern als rechtſchaffner Mann und Chriſt auf das baldigſte zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiſer, tätiger König eines großen, großen Reiches hatte in ſeiner Hauptſtadt einen Palaſt von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz beſonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in ſelbem alle um ſich verſammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge ſeiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn ſie ſtritt ſo ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber ſie gefiel doch und entſprach doch[1].

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn ſie Reichtum und Schmuck mehr zu verachten als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palaſt ſtand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverſtändlich; von innen überall Licht und Zuſammenhang.

Was Kenner von Architektur ſein wollte, ward beſonders durch die Außenſeiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerſtreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenſtern unterbrochen waren, dafür aber deſto mehr Türen und Tore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch ſo wenige Fenſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigſten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu ſo viele und vielerlei Eingänge nötig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl ſchicklicher wäre und eben die Dienſte tun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den

[1] Zu ergänzen: dem Bedürfnis.

Palaſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und unfehlbarſten Wege gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den wenigſten zu Sinne.

Und ſo entſtand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigſten führten, die von dem Innern des Palaſtes viel zu ſehen die wenigſte Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem erſten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit notwendig ſehr leicht und kurz machen müſſe, was ihn aber gerade am meiſten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigſten Fortſetzung die reichſte Nahrung verſchaffte. Man glaubte nämlich verſchiedne alte Grundriſſe zu haben, die ſich von den erſten Baumeiſtern des Palaſtes herſchreiben ſollten: und dieſe Grundriſſe fanden ſich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteriſtik[1] ſo gut als verloren war.

Ein jeder erklärte ſich daher dieſe Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder ſetzte ſich daher aus dieſen alten Grundriſſen einen beliebigen neuen zuſammen; für welchen neuen nicht ſelten dieſer und jener ſich ſo hinreißen ließ, daß er nicht allein ſelbſt darauf ſchwor, ſondern auch andere darauf zu ſchwören bald beredte, bald zwang.

Nur wenige ſagten: „Was gehen uns eure Grundriſſe an? Dieſer oder ein andrer, ſie ſind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigſte Weisheit den ganzen Palaſt erfüllet, und daß ſich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlſtand auf das ganze Land verbreitet.“

Sie kamen oft ſchlecht an, dieſe Wenigen! Denn wenn ſie lachenden Muts manchmal einen von den beſondern Grundriſſen ein wenig näher beleuchteten, ſo wurden ſie von denen, welche auf dieſen Grundriß geſchworen hatten, für Mordbrenner des Palaſtes ſelbſt ausgeſchrien.

Aber ſie kehrten ſich daran nicht und wurden gerade dadurch am geſchickteſten, denjenigen zugeſellet zu werden, die innerhalb des Palaſtes arbeiteten und weder Zeit noch

[1] Bedeutung.

Luſt hatten, ſich in Streitigkeiten zu mengen, die für ſie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundriſſe nicht ſowohl beigelegt als eingeſchlummert war, — einsmals um Mitternacht erſcholl plötzlich die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer in dem Palaſte!"

Und was geſchah? Da fuhr jeder von ſeinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaſte, ſondern in ſeinem eignen Hauſe, lief nach dem Koſtbarſten, was er zu haben glaubte, — nach ſeinem Grundriſſe. „Laßt uns den nur retten!" dachte jeder. „Der Palaſt kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier ſtehet!"

Und ſo lief ein jeder mit ſeinem Grundriſſe auf die Straße, wo, anſtatt dem Palaſte zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in ſeinem Grundriſſe zeigen wollte, wo der Palaſt vermutlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier iſt dem Feuer am beſten beizukommen." — „Oder hier vielmehr, Nachbar, hier!" — „Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier!" — „Was hätt' es für Not, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier!" — „Löſch' ihn hier, wer da will. Ich löſch' ihn hier nicht." — „Und ich hier nicht!" — „Und ich hier nicht!" —

Über dieſe geſchäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palaſt, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erſchrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten.

Die Bitte.

Ein andres iſt ein Paſtor, ein andres ein Bibliothekar. So verſchieden klingen ihre Benennungen nicht, als verſchieden ihre Pflichten und Obliegenheiten ſind.

Überhaupt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten ſich gegeneinander wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Tal, durchſpähet Wald und Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus[1]

[1] Karl von Linné (1707—78), der berühmte ſchwediſche Botaniker, der die Nomenklatur aller Pflanzen durchführte.

noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er ſich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue Kräutchen giftig iſt oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich ſind — (und wer ſagt es denn, daß ſie nicht nützlich wären?) —, ſo iſt es doch nützlich, daß die Gifte bekannt ſind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter ſeiner Flur; und ſchätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die angenehmſten und zuträglichſten ſind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufſeher von Bücherſchätzen und möchte nicht gern der Hund ſein, der das Heu bewacht[1], ob ich ſchon freilich auch nicht der Stallknecht ſein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt iſt, ſo zeige ich es an. Vors erſte in unſern Katalogen; und dann nach und nach, ſo wie ich lerne, daß es dieſe oder jene Lücke füllen, dieſes oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieſer für wichtig oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet oder dem andern ſchadet. Nützlich und verderblich ſind ebenſo relative Begriffe als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literariſche Schätze nur nach dem Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu beſorglich als zu fahrläſſig ſein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt oder nicht bekannt iſt, wenn es nur einen auch von den Kleinſten ärgern könnte[2], die Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertrauet ſind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht tun, ſo ſchelten Sie mich nicht, daß ich die meinige tue — oder, welches einerlei iſt, zu tun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesſtunde zittern, wenn Sie an

---

[1] Lucian führt in der Schrift „Adversus indoctum", Kap. 30, eine äſopiſche Fabel an, die mit den Worten beginnt: „Ein Hund, der in einer Krippe lag, aß weder ſelbſt von dem Heu, noch ließ er das Pferd, das davon freſſen konnte, heran." — [2] Ev. Matthäi, Kap. 18, V. 6: „Wer aber ärgert dieſer Geringſten einen"; Ev. Marci, Kap. 9, V. 42: „Und wer der Kleinen einen ärgert, die an mich glauben."

der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Anteil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern; aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich getan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Konstantinopel, mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius[1], wenn sie es hätten tun können, möchten getan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „Jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten?"

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christentum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt ebenso wichtig sein werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christentum geht seinen ewigen allmählichen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christentums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, ebensowohl sehr

[1] Die Schriften der Philosophen Celsus („Das wahre Wort" um 178), Marcus Cornelius Fronto (erst 1815 zum Teil von Angelo Mai aufgefunden und weit unbedeutender, als man noch zu Lessings Zeit vermutete) und Porphyrius (15 Bücher gegen die Christen vom Ende des 3. Jahrhunderts) sind hier als Beispiele verlorener wertvoller Denkmäler der frühesten Bekämpfung des Christentums angeführt.

unchriſtliche Fragmente als eine ſehr chriſtliche Schrift des Berengarius[1] von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu tun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir unrecht getan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht tun wollen und doch getan, wieder gutzumachen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu kommentieren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherlei vergeblichen Verſuchen, ſich loszuarbeiten, endlich ſagt: „Wenn alle Stränge reißen, ſo muß ich abladen“: wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die ſchwächſten, mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern, von außen unmerklichen Schadens, an welchem ebenſowohl der Einpacker ſchuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieſer Fuhrmann bin ich, dieſer Befrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe geſagt: wenn man auch nicht imſtande ſein ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen ſo geſchäftig iſt, ſo bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt

[1] Vgl. „Leſſings Leben und Werke“, Bd. I dieſer Ausgabe, S. 43*—44*.

haben. Dieſes zu unterſtützen, ſchrieb ich die Stelle nieder, die eine ſo unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müſſen. Ich ſoll und muß geſagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel ſich ſchlechterdings nichts antworten laſſe; daß es nur umſonſt ſei, darauf antworten zu wollen. Ich ſoll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Chriſten dem Theologen je eher, je lieber zu nehmen angeraten haben; damit ein ſchwacher, aber großſprecheriſcher Feind deſto eher das Feld behaupten könne.

Das iſt nicht die wahre Vorſtellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorſatz geweſen ſein, eine ſo falſche Vorſtellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuverſicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu ſein vermeinten, zu haſtig: Sie übereilten ſich.

Ehrwürdiger Mann, die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Denn ſie ſind größtenteils ebenſo fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingeſtandene Übereilung iſt oft lehrreicher als kalte, überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie in einem der nächſten Stücke Ihrer „Freiwilligen Beiträge“[1] eine ſo gut als freiwillige Erklärung zu tun nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewiſſer Geſichtspunkt übrig ſei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle ſehr unſchuldig erſcheine; daß Sie dieſen Geſichtspunkt überſehen; daß Sie weiter keine Urſache haben, dieſen überſehenen Geſichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine ſolche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt tun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Abſichten verbreiten zu wollen ſcheinen. Nur nach einer ſolchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig ſein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine ſolche Erklärung

[1] Die von Ziegra herausgegebene, von Goeze inſpirierte Hamburger Zeitſchrift „Freiwillige Beiträge zu den Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit“, wo die beiden erſten Angriffe Goezes auf Leſſing erſchienen.

aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie ſchreiben laſſen — ſo wie ich Sie predigen laſſe.

Das Abſagungsſchreiben.

Mein Herr Paſtor!

Mit vorſtehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und ſchon freute ich mich in Gedanken auf den „Freiwilligen Beitrag", in welchem Ihre heilige Fauſt das chriſtliche Banier[1] wieder über mich ſchwenken würde.

Indes aber entweder mich die Preſſe oder ich die Preſſe nicht genugſam fördern konnte, erhalte ich das 61.—63. Stück beſagter „Beiträge" — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geſchrieben? Wie ſoll die Nachwelt, auf welche die „Freiwilligen Beiträge" doch ganz gewiß kommen werden, einen ſo plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz ſich erklären? — „Goeze", wird die Nachwelt ſagen, „Goeze wäre der Mann geweſen, der in einem Atem gegen einen und ebendenſelben Schriftſteller ſauerſüße Komplimente zwiſchen den Zähnen murmeln und aus vollem Halſe laute Verleumdungen ausſtoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber geſpielt? Die Katze, die um den heißen Brei gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das iſt unglaublich! In dem 55. Stücke iſt ſein Eifer noch ſo gemäßiget, noch ſo ganz anonymiſch; er nennet weder Sack noch Eſel, auf die ſein Stecken zuſchlägt: und auf einmal im 61. Stücke iſt Leſſing namentlich hinten und vorne; muß Leſſing namentlich geknippen werden, ſo oft er den Krampf in ſeine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Waſſer kaum regen: und hier, plumps! Das iſt unbegreiflich! Notwendig müſſen alſo zwiſchen dem 55. und 61. Stücke dieſer koſtbaren Blätter, wie wir ſie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen ſein, die uns dieſes ‚Plumps' erklären würden."

So wird die Nachwelt ſagen, Herr Paſtor. Doch was kümmert uns die Nachwelt, Herr Paſtor, die vielleicht auch ſo nicht ſagen wird? Genug, Sie wiſſen ſelbſt am beſten, wie

[1] Banier, nach franz. bannière: vgl. mhd. baniere, banier und „Banner".

ſehr ſich die Nachwelt irren würde; und ich berühre dieſe Saite bloß, um es bei der itztlebenden Welt — verſteht ſich, der Welt, die wir beide füllen — zu entſchuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Paſtor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen ſcheinen ſollte, den ich noch bisher anzugeben für ſchicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Paſtor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich ſetzen, werden allmählich zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich ſie Ihnen alle vorrechne; es würde Sie kitzeln[1], wenn Sie ſähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur ſagen, was daraus kommen wird.

Ich will ſchlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verſchrieen werden, der es mit der Lutheriſchen Kirche weniger gut meinet als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit beſſer mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für ſein einträgliches Paſtorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwatzen möchte.

Sie, Herr Paſtor, Sie hätten den allergeringſten Funken Lutheriſchen Geiſtes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen imſtande ſind? — Sie? der Sie mit ſtillſchweigendem Beifall von ungewaſchenen, auch wohl treuloſen Händen die Seite des Lutherſchen Gebäudes, die ein wenig geſunken war, weit über den Waſſerpaß[2] hinaus ſchrauben laſſen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: „Schraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude nicht hier ſtürze!“ — der Sie dieſen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieſer ehrliche Mann zugleich den ſchriftlich gegebenen Rat eines ungenannten Baumeiſters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterſtützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterſchlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas[3]! — Aber noch bin ich nicht da, Herr

[1] Schmeicheln. — [2] Die Waſſerwage, die den ſenkrechten Stand anzeigt. — [3] „O fromme Einfalt!“ Der angebliche Ausruf des Johann Hus auf dem Scheiterhaufen.

Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will!

O, daß er es könnte, er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand[1], der von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset; wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich, und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Äußerung Ihnen vertraulich zuspräche: „Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsersgleichen schwiegen? unsersgleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von uns zurückhalten will, möchte der andere übereilen: so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe."

Denn nein; das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen; ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Verteidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben[2] sein.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu läcken[3], und die

[1] Vielleicht eine Anspielung auf das von Zincgref angeführte Sprichwort „Doctor Luthers Schuhe sind nicht jedem Dorfpfarrer recht", über das in Leipzig 1725 eine besondere Dissertation von Georg Heinrich Goetze erschienen war. — [2] Durch Todesfall vererbt, früher häufig. — [3] Apostelgeschichte, Kap. 9, V. 5. Das Bild ist von den Zugtieren hergenommen, die gegen den Treiber, der sie stachelt, mit den Füßen ausschlagen (ursprünglich „lecken", dann „läcken" oder „löcken").

Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen laſſen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids, jeden knirſchenden Seufzer, der es beſeufzet, nur ein Seufzer zu ſein, jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre „Freiwilligen Beiträge" ſpicken und würzen werden, aufmutzen oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerlei Pharmaka[1] ihren Kredit längſt verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem jeden Vernunft und Gelehrſamkeit abſpricht, welcher Vernunft und Gelehrſamkeit anders braucht als Sie. Beſonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch[2] aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken kennen, ſo ſchülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen: ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit ſieben Goeze nicht ein Siebenteil von ihm aufzuwägen vermögend ſind. Das glauben Sie mir indes, Herr Paſtor, auf mein Wort.

Und ſonach meine ritterliche Abſage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Paſtor, und laſſen Sie ſchreiben, ſoviel das Zeug halten will; ich ſchreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringſten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, recht laſſe, wo Sie nicht recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.

[1] Schädliche Zaubermittel. — [2] Erſt.

Axiomata[1],

wenn es deren in dergleichen Dingen gibt.

. . . acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.
Wolfii Ph. r.[2]

Wider den

Herrn Paſtor Goeze in Hamburg.

1778.

Der Bogen, oder wieviel es geben wird, den ich zu ſchreiben mich niederſetze, dürfte mir deswegen ſehr ſauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn ſchreibe. Ich weiß nur, wider wen, und habe ſo wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet iſt, daß ich dieſe Hoffnung kaum in einen Wunſch zu verwandeln wage.

Über eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich ſie mit Überlegung und in guter Meinung geſchrieben habe, hat der Herr Paſtor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken laſſen, die mich lieber als Gegner der chriſtlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, ſo wie ich ſie geſchrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um ſo viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derſelben, die ich wie „lauter Axiome dahin gepflanzt haben ſoll", eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein mein Gegner mich beſſer verſtehen lernt; beſonders wenn er findet, daß ſeine eignen

---

[1] Unbeſtreitbare Sätze, die keines Beweiſes bedürfen. — [2] „Für diejenigen, deren Scharfſinn ausreicht, den Begriff des Prädikats als einen durch untrennbare Verknüpfung mit dem Begriff des Subjekts zuſammenhängenden zu erkennen." Chriſtian Wolff (1679—1754), „Philosophia rationalis" (1728).

Einwendungen mir behülflich geweſen, mich beſſer zu erklären. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was ſie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze ſind, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs ſtutzt der Herr Paſtor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Beſtreitungen noch die bisherigen Verteidigungen der chriſtlichen Religion ſo ganz gefallen. Er ſtutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn ſo ſcheu macht, erſt recht anzuſehen: ſo ſoll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbeigehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur ſo erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Beſtreitungen der Religion fiele. Daß dieſe, ohne Ausnahme, ganz ſchief und verfehlt ſind, wird mir der Herr Paſtor gern zugeben. Wenn ich nun ſagte: „wie der Angriff, ſo die Verteidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man ſeine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen beſſern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Feſtungen von oben herab belagern wird, ſo wird man auch darauf denken, ſie von oben herein zu beſchirmen"?

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich ſieht. Ich habe es geſagt und ſage es nochmals: auch an und für ſich ſelbſt ſind die bisherigen Verteidigungen der chriſtlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntniſſen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernſte geſchrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfodern!

Und allerdings iſt dieſe meine allgemeine Äußerung aus Induktion entſtanden; und zwar aus einer ſo vollſtändigen, ſo genau erwogenen Induktion, als ich in meiner Verfaſſung zu machen nur imſtande geweſen.

„Nun, ſo führe man dieſe Induktion erſt vor unſern Augen!" ruft mein Gegner in einem ſchon triumphierenden Tone mir zu.

Lieber Herr Paſtor, ich wünſchte ſehr, dieſe Zumutung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es iſt eine wahre Kanzel-

zumutung; und Sie wiſſen wohl, wie man einer dergleichen Zumutung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumutung.

Wenn ich ſage, alles Queckſilber verraucht über dem Feuer: muß ich, demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht anſteht, alles Queckſilber aus der ganzen Natur zuſammenbringen und es vor ſeinen Augen verrauchen laſſen? Ich dächte, bis ich das imſtande bin, ſpräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, alles Queckſilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennſt du welches, das nicht verraucht, ſo bring es, damit ich es auch kennen lerne; und du ſollſt Dank haben.“

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Kapelle zu bringen[1]: welch ein Zumuten! War es dem Herrn Paſtor doch Ernſt damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß ſich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, ſo beweiſe er es durch eine Kleinigkeit. Sie ſoll ihm nur ein Wort koſten, dieſe Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Verſuch des Verrauchens[2] zuerſt machen ſoll. Er nenne mir ſie nur, und ich bin bereit. Iſt es eine, die ich ſchon kenne: ſo darf mir nicht bange ſein. Iſt es eine, die ich nicht kenne, und mein Verſuch ſchlägt fehl: deſto beſſer. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beſchämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht tun, als ob der, welcher *gewiſſe* Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem

[1] Im Schmelztiegel prüfen. — [2] *Verrauchen* bedeutet dasſelbe wie vorher „auf die Kapelle bringen“: verdampfen laſſen.

Herrn Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekannt, daß er von dieſen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und er insbeſondere, dazu, ſich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedruckt habe, die ihm geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſſen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache als die meinige zu reden. Ich betaure[1] alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem ſie an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Betauren auf: und ich kann nichts, als ſie verachten.

Soviel von dem Grauſale[2], der dem Herrn Paſtor gleich am Eingange des Weges aufſtieß. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Herrn Paſtors zu retten mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſrer Gedanken iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mitteilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſein ſoll. Und ſo hätte der Herr Paſtor mit dem dritten meiner Sätze anfangen müſſen, wie folget.

I (3).

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieſes geſchrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Herr Paſtor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In dieſem Satze", antwortet er, „liegen zwei Sätze.

[1] Leſſing ſchrieb ſtets „betauern", weil er das Wort fälſchlich von „trauern" ableitete. — [2] Grauenhafte Erſcheinung; vgl. Scheuſal.

Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der Herr Herausgeber das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört, so enthält sie die Religion objektive[1] selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn „sein" und „enthalten" einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion, und: die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waren ihre bestimmte Tara[2] haben, wollte man mir auf die Heilige Schrift, auf eine so kostbare Ware, nicht auch eine kleine Tara guttun[3]? — Nun, nun; der Herr Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret."

Gut! also handeln wir doch schon um das „Brutto". Und wie? wenn auch ganz unnötige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung auch des allergeringsten Satzes der Religion diene? Was andere, auch gute lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim

[1] Dem Wesen nach. — [2] Tara ist die Differenz zwischen dem eigentlichen Gewicht einer Ware (Netto) und dem Gewicht mit der Verpackung (Brutto). — [3] Gutschreiben, anrechnen.

des Ana[1], die Krethi und Plethi des David[2], der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß[3], und hundert andere ſolche Dinge in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Alſo der Satz, „die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret", iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kann er durch ſeinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vorteilhafter als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine paſſendere Art geſchehen müſſen, als es in folgendem Zuſatze des Herrn Paſtors geſchehen iſt:

„Soll aber dieſer Satz der Bibel zum Nachteil gereichen, ſo iſt er völlig unkräftig, ebenſo unkräftig, als wenn ich ſagen wollte: Wolffs Syſtem der Mathematik[4] enthält Scholia[5], und dieſe verringern den Wert desſelben."

Wie geſagt, bei mir ſoll dieſer Satz der Bibel zu keinem Nachteile gereichen. Er ſoll ſie vielmehr mit eins[6] unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wiedereinſetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung ſchuldig iſt.

Mit Ihrem Exempel hiernächſt, Herr Paſtor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolffs „Elementen der Mathematik" nicht den Wert derſelben. Aber ſie machen doch, daß nun nicht alles darin demonſtriert iſt. Oder glauben Sie, daß die Scholia ebenſo gewiß ſein müſſen als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonſtriert werden *könnten*: ſondern ſie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonſtration verſchwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit verſehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verſchwendung der Inſpiration iſt von ebenſowenig Nutzen, aber von unendlich mehr Ärgernis.

---

[1] 1. Buch Moſe, Kap. 36, V. 24: „Das iſt der Ana, der in der Wüſte Maulpferde erfand, da er ſeines Vaters Zibeons Eſel hütete." — [2] Die *Krethi und Plethi*, die Leibwache König Davids, 2. Buch Samuelis, Kap. 8, V. 18 u. ö. — [3] 2. Epiſtel Pauli an Timotheum, Kap. 4, V. 13. — [4] *Chriſtian Wolff* (1679 bis 1754), „Elementa matheseos universae" (Halle 1713—41, 5 Bde.). — [5] Erläuterungen. — [6] Auf einmal.

II (4).

Es iſt bloße Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſei.

Nicht? Sondern was denn? „Unwiderſprechliche Wahrheit". Unwiderſprechlich? dem ſo oft widerſprochen worden! dem noch itzt ſo viele widerſprechen! So viele, die auch Chriſten ſein wollen und Chriſten ſind. Freilich nicht wittenbergiſch-lutheriſche Chriſten, freilich nicht Chriſten von Calovs[1] Gnaden. Aber doch Chriſten, und ſelbſt lutheriſche Chriſten; von Gottes Gnaden.

Wenn indes Calov und Goeze doch recht hätten! Letzterer führt wenigſtens ein ſo treffliches Dilemma[2] an. „Entweder", ſagt er, „dieſes Mehrere iſt von Gott eingegeben, wenigſtens gebilliget, oder nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es ebenſo unfehlbar wie das Weſentliche. Nimmt man aber das letzte an, ſo verliert das erſte auch ſeine Zuverläſſigkeit."

Wenn dieſes Dilemma richtig iſt: ſo muß es auch gelten, wenn ich anſtatt des „Mehrern" irgendein ander Subjekt ſetze, von welchem das nämliche doppelte Prädikat zu gelten ſcheinet. Z. E. „Das moraliſch Böſe iſt entweder durch Gott geworden, wenigſtens von ihm gebilliget, oder nicht. Iſt das erſte: ſo iſt es ebenſo göttlich, und alſo ebenſo gut als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, ſo können wir auch nicht wiſſen, ob Gott das Gute erſchaffen und gebilliget habe. Denn Böſes iſt nie ohne Gutes und Gutes nie ohne Böſes."

Was denkt mein Leſer? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entſchloſſen. Denn wie, wenn ſich Gott bei ſeiner Inſpiration gegen die menſchlichen Zuſätze, die ſelbſt durch die Inſpiration möglich wurden, ebenſo verhalten hätte wie bei ſeiner Schöpfung gegen das moraliſche Böſe? Wie, wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geſchehen war, das, was dieſe Wunder hervorgebracht hatten, ſeinem natür-

[1] Abraham Calovius (Kalau; 1612—86), einer der ſtreitbarſten lutheriſchen Theologen, der gegen alle Andersgläubige als Götzendiener und Abtrünnige unermüdlich eiferte. — [2] Doppelter Beweis der Unmöglichkeit des Behaupteten.

lichen Laufe überlaſſen hätte? Was ſchadet es, daß in dieſem Falle die Grenzen zwiſchen menſchlichen Zuſätzen und geoffenbarten Wahrheiten ſo genau nicht mehr zu beſtimmen wären? Iſt doch die Grenzſcheidung zwiſchen dem moraliſch Böſen und dem moraliſch Guten ebenſo unbeſtimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Böſen? Würden ſich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menſchlichen Zuſätzen unterſcheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Urſprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelaſſen als die hiſtoriſche Wahrheit, die ſie mit ſo vielen Fratzen[1] gemein hat?

Alſo gegen den Schluß des Herrn Paſtors hätt' ich das und ſonſt noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht ſowohl durch Schlüſſe beweiſen als durch Gleichniſſe und Schriftſtellen.

Und dieſe letztern, die Schriftſtellen, werden doch wohl unwiderſprechlich ſein? Wenn ſie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel[2] vergeſſen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewieſen wird. Aber auch die ſind ſo wenig unwiderſprechlich, daß ich denken muß, der Herr Paſtor hat nur gerade die allerzweifelhafteſten für mich aufgeſucht, um die triftigern auf eine beſſere Gelegenheit zu verſparen.

Wenn Chriſtus von der Schrift ſagt, „ſie zeuge von ihm“[3]: hat er damit ſagen wollen, daß ſie nur von ihm zeuge? Wie liegt in dieſen Worten die Homogenität[4] aller bibliſchen Bücher, ſowohl in Anſehung ihres Inhalts als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht ebenſowohl von Chriſto zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was ſich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die „*πασα γραφη*“[5] des Paulus! — Ich brauche den Herrn Paſtor nicht zu erinnern, wem er erſt über die wahre Er-

---

[1] Wertloſe Dinge. — [2] Circulus vitiosus, falſcher Schluß, der die Folge des Beweiſes umkehrt. — [3] Ev. Johannis, Kap. 5, V. 39. — [4] Gleichartigkeit. — [5] 2. Epiſtel Pauli an Timotheus, Kap. 3, V. 16: „Denn alle Schrift von Gott eingegeben iſt nütze zu Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.“

klärung dieſer Stelle genugtun muß, ehe er fortfährt, ſich ihrer ſo geradehin zu bedienen. Eine andere Konſtruktion gibt den Worten des Paulus einen ſo andern Sinn; und dieſe Konſtruktion iſt ebenſo grammatiſch, mit dem Zuſammenhange ebenſo übereinſtimmend, hat ebenſoviele alte und neue Gottesgelehrten für ſich als die in den gemeinſten[1] lutheriſchen Dogmatiken gebilligte Konſtruktion: daß ich gar nicht einſehe, warum es ſchlechterdings bei dieſer bleiben ſoll[2]? Luther ſelbſt hat in ſeiner Überſetzung nicht ſowohl dieſe als jene befolgt. Er hat kein καὶ geleſen; und ſchlimm genug, wenn durch dieſe Variante, ſo wie man dieſes καὶ mitnimmt oder wegläßt, die Hauptſtelle von dem principio cognoscendi[3] der ganzen Theologie ſo äußerſt ſchwankend wird.

Endlich das „feſte prophetiſche Wort"[4]! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetiſchen Worte auch alle hiſtoriſchen Worte verſtanden werden? Woher? Die hiſtoriſchen Worte ſind das Vehiculum[5] des prophetiſchen Wortes. Ein Vehiculum aber ſoll und darf die Kraft und Natur der Arzenei nicht haben. Was hat der Herr Paſtor an dieſer Vorſtellung auszuſetzen? Daß es nicht ſeine, nicht ſeine wittenbergiſche Vorſtellung iſt: das weiß ich. Wenn aber nur das Deutſchland durch zwei Zeitungen erfahren ſollen: warum hat er ſich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bauſch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Kompendien der wittenbergiſchen Orthodoxie platterdings widerſpreche? „Zugegeben; und herzlich gern!" hätte ich ſodann ebenſo kurz antworten können.

III (1).

Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion.

Wenn es wahr iſt, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kann mir wehren, daß ich ſie, inſofern

[1] Verbreitetſten. — [2] Die beſten Handſchriften dieſer Stelle enthalten das καὶ („auch"), das die Bedeutung beträchtlich einſchränkt. — [3] Grundſatz der Erkenntnis. — [4] 2. Epiſtel Petri, Kap. 1, V. 19. — [5] Zuſatz zu den Arzneiſtoffen, um ſie genießbar zu machen.

sie beides enthält, insofern sie ein bloßes Buch ist, den „Buchstaben" nenne und dem bessern Teile derselben, der Religion ist oder sich auf Religion beziehet, den Namen des „Geistes" beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtiget, der das innere Zeugnis des Heiligen Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugnis sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des Heiligen Geistes sich ebensowohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses[1] als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen könne.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere, auch gute lutherische Theologen schon längst zwischen der Heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Herr Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

IV (2).

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist teils zugegeben, teils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst: so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion sein.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz[2] des Herrn

[1] 1. Buch Moses, Kap. 36. — [2] Instanz, in der Rhetorik ein gesetzter Fall.

Paſtors zu antworten[1]. Freilich, wenn eine „Landesverfaſſung“ gerade nicht weniger und nicht mehr enthält als die „Landesordnung“: ſo hat derjenige Untertan, der mutwillige Einwürfe gegen die Landesverfaſſung macht, auch die Landesordnung mutwillig angegriffen. Aber wozu wären denn ſodann ganz verſchiedne Benennungen? Warum hieße nicht das eine ſowohl als das andere „Landesordnung“ oder „Landesverfaſſung“? Daß das eine anders *heißt* als das andere, iſt ja ein offenbarer Beweis, daß das eine auch etwas anders iſt als das andere. Denn vollkommene Synonyma gibt es nicht. Iſt aber das eine etwas anders als das andere: ſo iſt es ja nicht wahr, daß das eine beſtreiten notwendig auch das andere beſtreiten heißen muß. Denn der Umſtand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, ſei noch ſo klein: ſo kann der Einwurf auch doch nur dieſen kleinen Umſtand betreffen; und das, was der Herr Paſtor ſo ſpöttiſch Antitheſe nennt, iſt völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe iſt. Die „Sammlung Hamburgiſcher Geſetze“ des Herrn Syndikus Klefeker[2] (wenn ſie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß) enthält doch wohl die vollſtändigſte und zuverläſſigſte Verfaſſung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch dieſen Titel führen? Wenn ſie ihn nun führte: könnte ich keinen Einwurf gegen dieſes Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgiſchen Geſetze ſelbſt entgegenzuſtellen? Könnte mein Einwurf nicht die hiſtoriſchen Einleitungen betreffen, die Herr Klefeker einer jeden Klaſſe von Geſetzen vorausgeſchickt hat? Oder haben dieſe hiſtoriſchen Einleitungen dadurch die Kraft der Geſetze erhalten, weil ſie mit den Geſetzen in *einem* Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Herr Paſtor, daß die hiſtori-

[1] Goeze ſagt: „Ich will die Sache in einer Inſtanz erläutern. Wir wollen den Willen eines Herrn, nach welchem ſich ſeine Untertanen verhalten ſollen, die Landesordnung nennen; das Buch aber, in welches er ſeine Vorſchriften verfaſſen laſſen, mag die Landesverfaſſung heißen. Wenn nun ein Untertan gegen die letzte Einwürfe machte, um ſolche ihres Anſehens zu berauben, und er wollte gegen ſeine Richter ſagen: Die Landesverfaſſung iſt nicht die Landesordnung, Einwürfe gegen die erſte ſind alſo keine Einwürfe gegen die letzte; würde eine ſolche Antitheſe eine Kraft haben, ihn zu rechtfertigen?“ — [2] *Johann Klefeker* (1698—1775), Syndikus der Stadt Hamburg, „Sammlung der Hamburgiſchen Geſetze“ (Hamburg 1765—73, 12 Bde.).

schen Bücher der Bibel nicht ohngefähr solche Einleitungen sein sollen? welche Bücher Gott ebensowenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rat nötig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein andrer besser; und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte verteilen wollen: an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V (5).

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Herr Pastor: „Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung war." — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher sein, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher sein, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von *der* Bibel gab, die itzt sie selbst sein soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irremachen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI (6).

Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustandekam.

„Alles dieses", sagt der Herr Pastor, „kann ich dem Herausgeber einräumen." — „Kann?" warum denn nur „kann?" — *Muß* mir der Herr Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christentum weit

früher gewesen als das aufgeschriebne; daß es sich erhalten und ausbreiten könne, ohne aufgeschrieben zu sein. Mehr will ich ja nicht; und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegensetzt: „War denn das Christentum schon, ehe Christus und die Apostel geprediget hatten?"

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen; welche Absicht der folgende Satz[1] enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei tun; bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Herrn Pastors zu fassen. — Wenn, „solange Christus und die Apostel predigten, solange die außerordentlichen Gaben des Heiligen Geistes in den Gemeinen[2] wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war als durch Schriften": fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten; oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unleugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand; und war dieses: sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl getreten als treten sollen[3]?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß, solange die Wundergaben, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe, statthatten, man aus dem geschriebenen Worte

---

[1] Vgl. S. 204 dieses Bandes, Z. 13—16. — [2] Gemeinden. — [3] Goeze sagt: „Nachher aber mußten, wenn das von Christo und den Aposteln gegründete Christentum nicht wieder zugrunde gehen und weiter ausgebreitet werden sollte, die Schriften solcher Zeugen Jesu, deren unmittelbare Erleuchtung durch den Heiligen Geist unleugbar war, in die Stelle des mündlichen Unterrichts treten."

weit weniger machte. Es war ein Verbrechen ſogar, dem Biſchofe nicht anders als auf das geſchriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die „ἔμφυτος δωρεα της διδαχης“[1], die in den Biſchöfen war, war ebendieſelbe, welche in den Apoſteln geweſen war; und wenn Biſchöfe das geſchriebene Wort anführten, ſo führten ſie es freilich zur Beſtätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieſes bringt mich nahe zu der Abſicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächſtvorgehenden vorausgeſchickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII (7).

Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſoviel abhangen: ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr iſt, daß die Religion des Alten und Neuen Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbaret war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit beſtand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir itzt zum Kanon des Alten und Neuen Teſtaments rechnen: ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht: ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes ſtatt jenem ſagen läßt, läßt mich Unſinn ſagen, um das große heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne dieſe Bücher. Auch hat, ſoviel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieſer Bücher zuerſt, durch eines dieſer Bücher urſprünglich, geoffenbaret worden und ſo, wie die übrigen dazugekommen, allmählich mit angewachſen ſei. Vielmehr geſtehen es gelehrte und denkende Theologen einmütig, daß in dieſen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr, bald weniger, davon aufbehalten worden. —

[1] „Die eingepflanzte Gabe der Lehre“

Dieſes Mehrere oder Wenigere wäre ſchon wahr geweſen, ehe es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten wurde: und ſollte itzt für uns nur wahr ſein, weil es ſchriftlich aufbehalten worden? —

Hier ſucht ſich zwar der Herr Paſtor mit einer Unterſcheidung zu helfen: ein andres, will er, ſei die Wahrheit der Religion und ein andres unſre Überzeugung von dieſer Wahrheit. „Die Wahrheit der chriſtlichen Religion", ſagt er, „beruhet allerdings auf ſich ſelbſt; ſie beſtehet auf ihrer Übereinſtimmung mit den Eigenſchaften und Willen Gottes und auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrſätze ſich zum Teil gründen. Allein unſere Überzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf dieſen Schriften." Aber wenn ich dieſe Worte recht verſtehe, ſo ſagt der Herr Paſtor entweder etwas ſehr Unphiloſophiſches, oder er ſchlägt ſich ſelbſt und iſt völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er ſich ſo unphiloſophiſch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu ſcheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der chriſtlichen Religion „teils" — (dieſes „teils" hat er freilich nicht buchſtäblich hingeſchrieben, aber ſein Sinn erfodert es doch notwendig —) wenn ſie, ſage ich, „teils" auf ſich ſelbſt, d. i. auf ihrer Übereinſtimmung mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes, „teils" auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die ſich einige ihrer Lehrſätze gründen: entſpringt nicht aus dieſem doppelten Grunde auch eine doppelte Überzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund ſeine Überzeugung für ſich? Was braucht einer von beiden die Überzeugung des andern zu entlehnen? Iſt es nicht fauler Leichtſinn, dem einen die Überzeugung des andern zugute kommen zu laſſen? Iſt es nicht leichtſinnige Faulheit, die Überzeugung des einen auf beide erſtrecken zu wollen? Warum ſoll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil ſie mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes übereinſtimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden geweſen, hiſtoriſch erwieſen ſind?

Es sei immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Fakta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Teil gründen; Fakta erweisen, das können Bücher; und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit: und wie kann die innere Wahrheit irgendeines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Herr Pastor mit einer Zuversicht tut, als ob nur *eine* Antwort darauf möglich wäre. „Würde", fragt er, „wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus getan und gelehret hat, in der Welt übriggeblieben sein?" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieses „Nein" spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte. Geschweige, da mir es nur ein lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch *nur* wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in tote Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Überlieferung nichts? Und wenn mündliche Überlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Äußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht ebensowohl die mündlichen Überlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes sein will und so keck vorgibt, daß du, deine Absicht zu

erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kundzumachen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wieviel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Überlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir schwerlich wohl die Schriften des Neuen Testaments vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe tun! Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das Apostolische Glaubensbekenntnis ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses: so würde es gewiß teils vollständiger, teils bestimmter sein. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Mutmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge sein sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des Neuen Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerate ich hin? — Wohin der Herr Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird als mir folgen. — Also zurück und weiter.

VIII (8).

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich

sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Teil die Worte des Herrn Pastors[1] gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Herrn Pastors um die theologische Literatur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie[2] oder für höchst hämische Verleumdung zu erklären." — Er wähle! Auch steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also: seine Erinnerungen von seiten der Verleumdung. — „Ein ‚handgreifliches' Sophisma!" ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist als der Kopf? „Denn", sagt er, „man setze nur für die Worte: ‚in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist', diese: ‚in welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr geprediget war, was bis auf uns gekommen ist': so wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten." — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm statt seiner Worte andere unterschieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Herr Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das ist,

[1] Goeze: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Herrn Herausgebers um die weltliche Gelehrsamkeit habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, diesen ganzen Schluß für ein handgreifliches Sophisma zu erklären." — [2] Abweichung von den kirchlich sanktionierten Lehren, Irrglaube.

ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben?

Der Herr Paſtor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit ſeine Zeitungsleſer glauben ſollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner ſehr anſtändig[1]!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Taten Chriſti und ſeiner Apoſtel wiſſen?“ und er ſich ſelbſt darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangeliſten und Apoſtel“, muß ich mich nochmals gegen dieſes „Allein“ verwahren. Mit dem Zuſatze: daß der größere Teil der Chriſten ihm dieſes „Allein“ ebenſowenig zugibt. Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? Wäre ich kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Chriſtentum gelten kann, worauf weder Katholik noch Proteſtant zu antworten weiß, ſo müſſe auch nur das zum Chriſtentum gehören, was dem Katholiken und Proteſtanten gemein iſt. Wenigſtens kleidet es einen Theologen, von welchem Teile er auch ſei, ſehr ſchlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Teil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da, wo dieſer Dritte weder Katholik noch Proteſtant ſein will, als einen ſolchen zu verdammen, der die ganze chriſtliche Religion ſchlechterdings aufhebe.

Und hier fängt ſich die Heterodoxie des Herrn Paſtors an. Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverläſſigen Lehrbegriff aus dieſen Schriften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? So wird niemand geſund, als wer die Arzenei mitſamt

[1] Würdig.

der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurücksehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Herrn Pastor ein solches Ärgernis ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Teil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre; weil er *fühle*, was andere sich zu *denken* begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter lutherscher Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Kolonieen des britischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudischen Insel; und von dem Schiffsvolke ersoff außer der Familie des Predigers fast alles. Der Prediger fand die Insel so angenehm, so gesund, so reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Gerätschaft für seine Kinder auch ein Katechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Katechismus, bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus;

und ſturben. Nur erſt vor zwei Jahren ward wieder einmal ein engliſches Schiff, auf welchem ein heſſiſcher Feldprediger war, an dieſe Inſel verſchlagen. Der Feldprediger — ich könnte es aus ſeinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matroſen, die friſches Waſſer einnehmen ſollten, ans Land und erſtaunte nicht wenig, ſich auf einmal in einem ruhigen, lachenden Tale unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutſch ſprach; und zwar ein Deutſch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und ſiehe! er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern ſprach, ſondern auch mit Luthern glaubte, und ſo orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalbhundert Jahren aufgebraucht, und ſie hatten nichts davon mehr übrig als die Bretterchen des Einbandes. „In dieſen Bretterchen", ſagten ſie, „ſteht das alles, was wir wiſſen." — „Hat es geſtanden, meine Lieben!" ſagte der Feldprediger. — „Steht noch, ſteht noch!" ſagten ſie. „Wir können zwar ſelbſt nicht leſen, wiſſen auch kaum, was Leſen iſt: aber unſere Väter haben es ihre Väter daraus herleſen hören. Und dieſe haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geſchnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Chriſto."

Ehe ich weitererzähle, Herr Paſtor: waren dieſe guten Leutchen wohl Chriſten, oder waren ſie keine? Sie glaubten ſehr lebhaft, daß es ein höchſtes Weſen gebe; daß ſie arme ſündige Geſchöpfe wären; daß dieſes höchſte Weſen demohngeachtet durch ein andres, ebenſo hohes Weſen ſie nach dieſem Leben ewig glücklich zu machen die Anſtalt getroffen. — Herr Paſtor, waren dieſe Leutchen Chriſten, oder waren ſie keine?

Sie müſſen notwendig ſagen: ſie waren keine. Denn ſie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Prieſter! — Nein, ich erzähle Ihnen von dieſem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber ſchwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher iſt, keine richtigen Begriffe zu

haben. Der Herr Paſtor will beweiſen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geſchichte offenbar widerſpreche“. Aber, was er desfalls anführet, iſt ſo kahl, ſo obenabgeſchöpft, daß er dergleichen Tiraden ſich höchſtens nur in ſeinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahrhunderte an“, ſagt er, „bis auf den Anfang des funfzehnten war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte, außer wenigen Gelehrten, die Bibel? Sie ſteckte in Handſchriften und Überſetzung bis auf die Erfindung der Druckerei in den Klöſtern.“ Warum ſollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abſchriften des Neuen Teſtaments wenigere geweſen ſein als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere als vom erſten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neuteſtamentlichen Schriften vermehrten ſich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im erſten und zweiten Jahrhunderte am ſeltenſten; und ſo ſelten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem beſaßen, den die Presbyteri[1] der Gemeinde unter ihrem Schloſſe hielten, und den auch ohne ihre beſondere Erlaubnis niemand leſen durfte. Getraut er ſich von dem Zeitraume, den er angibt, ebendas zu erweiſen? Ich glaube meines wenigen Teils, daß in dieſem Zeitraume mehr Abſchriften der Bibel in dem einzigen Deutſchland geweſen als in den zwei erſten Jahrhunderten in der ganzen Welt; den Grundtext des Alten Teſtaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verſtehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu ſpielen? Das muß er wohl; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derſelben nichts mehr, als was ihm die römiſche Kleriſei davon ſagte, und dieſe ſagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachteil ihres Intereſſe wiſſen konnte[2]. Wie war in dieſer Zeit die chriſtliche Religion, in Abſicht auf den großen Haufen, beſchaffen? War ſie mehr als ein verwandeltes Heidentum?“ — Die ſtrenge Wahrheit iſt, daß die Bibel auch

[1] Gemeindevorſteher. — [2] Durfte.

vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mitteilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. „Cui assentiunt", möchte ich aus dem Irenäus[1] hinzusetzen, „multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem[2]." Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Gibt es nicht Middletone[3], die sie noch itzt für nichts Bessers als für ein abgeändertes Heidentum halten? Ich bin gewiß, der Herr Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? diese haben wir doch wohl ganz dem ungehindertern häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zustande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehindertern häufigern Gebrauche der Bibel ebensowohl den Sozinianismus[4] zu danken als die Reformation.

So wenigstens denke ich; unbekümmert, wie sehr sich der Herr Pastor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange

---

[1] Irenäus, „Adversus haereses", Buch 3, Kap. 4. — [2] „Dem viele fremde Völker zustimmen, die an Christus glauben und ohne Papier und Tinte das Heil vom Heiligen Geist in ihr Herz geschrieben besitzen." — [3] Conyers Middleton (1683—1750) veröffentlichte nach seiner Rückkehr aus Rom 1724 einen aufsehenerregenden offenen Brief, in dem er zu zeigen suchte, daß die römisch-katholische Religion von den alten heidnischen Römern herstamme, und daß insbesondere ihre Gebräuche, Zeremonien und Trachten von dorther entlehnt seien. — [4] Die Lehren der Italiener Lälius und Faustus Sozzini (Socinus), Theologen des 16. Jahrhunderts, welche Prädestination, Erbsünde und heilige Dreifaltigkeit leugneten.

in dem nämlichen Verhältnisse: daß er sich wundert und ich mich nicht.

IX (9).

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes sein sollte, zumal bei den lieben Dichtern: so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren sehr gut zupasse, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben; besonders wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: „Antithese! Antithese!" Und damit haben sie alles widerlegt.

„Auch diese Antithese sagt nichts!" sagt der vielsagende Herr Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den Heiligen Geist[1]: so ist die christliche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich, weil Gott selbst sie gelehret hat. Der zweite Satz steht bloß müßig da."

Nun denn! so muß ich schon das Maß meiner Sünden häufen und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen. Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will: sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß nach ihrem Sinne Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle. Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott

[1] 2. Epistel Petri, Kap. 1, V. 21: „Denn es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist."

noch ſagen, ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſinn in Worte faſſen ſoll.

X (10).

Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Überlieferungen erkläret werden, und alle ſchriftliche Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Herr Paſtor hierauf erwidert, iſt: „Gut!“ Und ſo freuete ich mich ſchon. Doch er läßt auf dieſes Gut ein „Aber“ folgen, und das ſonderbarſte „Aber“ von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut: auch das nicht, was wir oben aus ſeinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er ſelbſt uns belehret, daß die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Übereinſtimmung mit den Eigenſchaften Gottes beruhe: und nun weiß er auf einmal von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr, ſondern ſetzt die hermeneutiſche[1] Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle oder erklärt doch wenigſtens die hermeneutiſche Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutiſchen ſein müßte!

Man höre nur. Ich will des Herrn Paſtors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich; ich unterbreche den Herrn Paſtor, aber der Herr Paſtor hält ſich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſere Worte zuſammen klappen oder nicht. Er iſt aufgezogen und muß ablaufen. Alſo: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die ſchriftlichen Überlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er ſelbſt von der innern Wahrheit derſelben eine richtige und gegründete Vorſtellung habe.“[2] —

Ich. „Vorher“? Warum vorher? Indem er das eine

[1] Durch Auslegung der Schrift ſich ergebende. — [2] Dieſer und die folgenden Sätze des „Er“ ſind der fortlaufende Text Goezes.

tut, tut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt (ich ſage erklärt, nicht bloß erklären will), beweiſet er ja wohl genugſam, daß er ſelbſt von dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe.

Er. „— und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild davon mache, das ſeinen Abſichten gemäß iſt.“

Ich. Wenn ſeine Abſichten keine innere Güte haben, ſo können die Religionsſätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wächſerne Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boſſieren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntnis der innern Wahrheit der chriſtlichen Religion nehmen“ —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr ſelbſt! Deswegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. „— als aus den ſchriftlichen Überlieferungen oder aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel“ —

Ich. Was müſſen wir aus dieſen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Kenntnis dieſer Wahrheit? Jenes wäre ebenſo ſeltſam, als wenn ich ein geometriſches Theorem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euklides ſteht. Daß es im Euklides ſteht, kann gegründetes Vorurteil für ſeine Wahrheit ſein, ſoviel man will. Aber ein anders iſt, die Wahrheit aus Vorurteil glauben, und ein anders, ſie um ihrer ſelbſt willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das nämliche hinausführen; aber iſt es darum das nämliche? — Alſo iſt es bloß die hiſtoriſche Kenntnis der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel ſollen ſchöpfen können? Aber der größere Teil der Chriſten verſichert, daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Kenntnis gebe; nämlich die mündliche Überlieferung der Kirche. Und allerdings iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Überlieferung einmal die einzige Quelle derſelben geweſen, und daß ſich ſchlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn ſie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, ſondern ganz

und gar Quelle zu ſein aufgehört habe. Doch dem ſei, wie ihm wolle. Ich will hier nur Proteſtant ſein; die neuteſtamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unſerer hiſtoriſchen Kenntnis der Religion immerhin ſein. Hat ſich die erſte einzige Quelle ſeit ſiebzehnhundert Jahren nie ergoſſen? Iſt ſie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer urſprünglichen Lauterkeit und Heilſamkeit in andere Schriften übergetreten? Müſſen ſchlechterdings alle Chriſten aus ihr ſelbſt ſchöpfen? Darf ſich ſchlechterdings kein Chriſt an den nähern, zugänglichern Tiefen begnügen, in welche ſie übergetreten iſt? Das, das iſt ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht ohne ſeinen Nachteil verloren ſein? verloren gehen? Warum dürfte er ſie nicht als verloren gegangen anſehen, ſo oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derſelben zuſetzt, die in dem Weſen ſeiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht: ſo darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf dieſen Tag noch kein vollſtändiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings notwendig, daß jeder mit ſeinen eignen Augen zuſähe, jeder ſein eigner Lehrer, jeder ſein eigner Gewiſſensrat aus der Bibel würde. Aber wie betauerte ich ſodann euch, arme, unſchuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des erſten Grades einer beſſern Erziehung ermangeln, noch überall nicht leſen lernen! Ihr glaubt Chriſten zu ſein, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja, daß leſen können ebenſo notwendig zur Seligkeit iſt als getauft ſein!

Er. „— in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des Alten Teſtaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich ſorge, ich ſorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch Hebräiſch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß ſein.

Er. „Ich werde ſeiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich allezeit vorausſetze, daß die Lehrſätze der Religion,

welche mir als die chriſtliche vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und unſtreitigen Grundſatze der Vernunft widerſprechen müſſen."

Ich. Herr Paſtor! Herr Paſtor! — Alſo beſteht die ganze Vernunftmäßigkeit der chriſtlichen Religion darin, daß ſie nicht unvernünftig iſt? — Und Sie ſchämen ſich nicht in Ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? — Schreiben Sie es, ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen alſo die Wahrheit der chriſtlichen Religion nur alsdenn, wenn unſere Begriffe von derſelben eben diejenigen ſind, welche die ſchriftlichen Überlieferungen, die in der Heiligen Schrift enthalten ſind, davon in unſern Seelen hervorbringen ſollen."

Ich. — „Sollen"! Aber welche ſollen ſie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Herr Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen Neuen Teſtaments bei allen Menſchen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weiten größere Teil bei dieſen dieſe, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden „ſollen"? Wer ſoll das entſcheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat ſeine eigene Hermeneutik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes Ding, dieſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern Wahrheit ſein! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die ſchriftlichen Überlieferungen der chriſtlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat."

Ich. Mich dünkt, Herr Paſtor, daß Sie oben ganz ſo freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrſatzes genug ſchien, daß er geſchrieben daſtehe. Sie ſind doch wohl nicht nur darum ſo freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen[1]? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der ſich nichts denken läßt, ebenſo lieb iſt als eine, bei der ſich etwas denken läßt?

[1] Machen, in dieſem Sinne jetzt gewöhnlich reflexiv gebraucht.

Er. „Das soll sie aber auch nicht."

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Überlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben soll: so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser: die innere Wahrheit derselben zu entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll „entdecken" soviel heißen als: zuerst bekannt machen: so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion *der Welt* nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu, daß sie itzt den einzeln Menschen dieses noch weniger tut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr. — Und „beweisen"! Soll „beweisen" hier nur soviel heißen als: einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Herr Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber „beweisen" hier heißen, was es eigentlich heißt: die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten dartun: so kann ja jedes andere Buch dieses ebensowohl als die Schrift; besonders nachdem es ihm die Schrift vorgetan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion *itzt* nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der christlichen Religion und die Überlieferungen, oder deutlicher, die Heilige Schrift, einander als zwei verschiedne Dinge *entgegensetzen* will."

Ich. „Entgegensetzen"? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegensetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie *itzt* voneinander ganz unabhängig sein *können*. Sind denn jede zwei verschiedne Dinge einander entgegengesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen: ich mache

durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wieviel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deswegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er *fühlt*, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Ebenso vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt; die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und beurteilet werden."

Ich. Der Herr Pastor sind doch in allen Ihren Instanzen[1] und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Kommando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorhersehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen er-

[1] Vgl. S. 200 dieses Bandes, Anm. 2.

kannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen sein, wenn man ihm nicht eine lautrere, vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe: was antwortete er? „Ὅτι οὐ τους καθαπαξ καλλιστους, ἀλλ' ὧν ἐδυναντο τους καλλιστους[1].“ „Die besten schlechterdings nun freilich nicht: aber doch die besten, deren sie fähig waren.“ Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Herrn Pastor höchst ärgerlich sein würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern lutherschen Pastoren bekommen, wenn sie itzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann und eine andere für den feinern, gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche: nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntnis von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung und eine Überzeugung von dieser Kenntnis, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit sein kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weismacht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten türmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwä-

[1] Der Ausspruch wird von Plutarch in seiner Biographie Solons berichtet.

chen auch wohl keine Schwächen sein könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? damit, daß ich geschrieben[1]: „Was gehen den Christen des Theologen Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig *fühlet*. Wenn der Paralyticus die wohltätigen Schläge des elektrischen Funken *erfährt*: was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden recht hat?"

Doch, daß ich *auch das* geschrieben habe, läßt der Herr Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen *solcher* Art die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Kommentar zu machen für gut befunden. Nur dieſes war die Absicht dieſer Stelle. Nur dem *fühlenden* Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen mutigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte, den Walplatz nicht so bald räumen, auch nicht so bald zu räumen brauchen, besonders wenn sie sich nur mit ihresgleichen herumschlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiſte seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Verſuch gemacht, ihm mit einigen dieſer Antworten vorzugreifen? Taugt dieſer mein Verſuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach' es beſſer, wer kann! Das wünſche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die „Fragmente" bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünſchte und hoffte: hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurückbehalten sollen? Warum das? Wollte ich denn

[1] S. 54 dieſes Bandes, Z. 18 ff.

durch dieſen Troſt im voraus alle Antworten für überflüſſig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Chriſten und nicht dem Theologen gegeben, dieſer Troſt: wenigſtens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über ſeine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Chriſt zu ſein.

Daß dieſen Troſt, den ich für das unerſteiglichſte Bollwerk des Chriſtentums halte, der Herr Paſtor einen ſtrohernen Schild nennt, tut mir ſeinetwegen ſehr leid. Er iſt, fürchte ich, in ſeinen theologiſchen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangeſteckt geblieben; mehr davon angeſteckt worden, als er ſich auf einer hamburgiſchen Kanzel wird wollen merken laſſen; mehr, als er ſich vielleicht noch ſelbſt abgemerkt hat. Denn auch er muß alſo alles innere Gefühl des Chriſtentums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl iſt ein ſtroherner Schild. Unſere Hermeneutik, unſere ſymboliſchen Bücher, das, das ſind das alles ſchirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!“ ſo kömmt es vermutlich nur daher, weil ſelbſt in den ſymboliſchen Büchern auf den ſtrohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer ſein: denn es gibt dort mehr ſtroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich ſo ſchmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, wenn er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Herr Paſtor auch ſonach allen ſeinen werten Herren Kollegen anrät, lieber offenbar feldflüchtig zu werden als ſich dieſes Schildes zu bedienen, iſt wohl noch wert, mit ſeinen eignen Worten gehört zu werden. „Ich würde“, ſagt er mit bebender Stimme, „den Chriſten, der zugleich Theolog iſt, ſehr betauern, wenn er ſich aus Mangel andrer Gründe in der traurigen Notwendigkeit ſehen ſollte, dieſen aus Stroh geflochtenen Schild den in den ‚Fragmenten‘ befindlichen feurigen Pfeilen[1] entgegenzuhalten.“ — Das würde

[1] Epiſtel Pauli an die Epheſer, Kap. 6, V. 16: „Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöſchen könnet alle feurigen Pfeile des Böſewichts.“

gewiſſermaßen auch ich tun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zucken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtünde. Aber wer ſprach denn von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten zugleich Theologen ſein? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein ſtroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, ſo hilft er doch gegen Hiebe. — Der entſchloſſene Herr Paſtor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Chriſten, der zugleich Theolog iſt) lieber raten, gar die Flucht zu nehmen.“ — Wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings den Theologen ſeiner Sekte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Chriſten ſind. — „Denn durch Anwendung dieſer von dem Herrn Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion?“ — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entſtand. Die nämliche, die man in ſpätern Zeiten, als ſie in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſollte verloren gegangen ſein, wieder aus der Bibel zog. Oder iſt noch keine zuverläſſig daraus gezogen worden? Iſt die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die chriſtliche? Das muß wohl; denn der Herr Paſtor ſagt ſo ganz entſcheidend: „Gewiß nicht die chriſtliche, als welche mit der Bibel ſteht und fällt.“ — Das tut mir leid! Und die Bibel ſteht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneuſtie[1]? Allerdings muß er ſagen: wenn ohne Bibel kein Chriſtentum iſt, ſo iſt ohne Theopneuſtie keine Bibel.

Und hier ſei mir erlaubt, mich auf die Stelle eines andern zurückzuziehen, an welche mich die nämlichen Worte „ſtehen und fallen“ erinnern. „Die Frage“, ſagt ein Mann*, der ſich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Paſtors eigner Art zu folgern, nicht mit der chriſtlichen

* Michaelis, in ſeiner „Einleitung in die Schriften des Neuen Teſtaments“ [2], S. 73 u. a.

[1] Vgl. S. 66 dieſes Bandes, Anm. 1. — [2] Göttingen 1750 u. ö.

Religion ein Ernſt ſein ſollte, „die Frage, ob die Bücher des Neuen Teſtaments von Gott eingegeben ſind, iſt der chriſtlichen Religion nicht völlig ſo wichtig als die vorige, ob ſie echt ſind. Sie ſteht und fällt nicht ſo ſchlechterdings mit ihr. Geſetzt, Gott hätte keines der Bücher des Neuen Teſtaments inſpiriert, ſondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum bloß ſich ſelbſt überlaſſen, zu ſchreiben, was ſie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt und glaubwürdig: ſo würde die chriſtliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die ſie beſtätiget iſt, würden ihre Wahrheit ebenſo gut beweiſen, wenn auch die Zeugen derſelben nicht inſpirierte, ſondern bloß menſchliche Zeugen wären, denn ohnehin ſetzen wir bei Unterſuchung der Wahrheit dieſer Wunder gar nicht das göttliche Anſehen der Schriftſteller zum voraus, ſondern betrachten ſie bloß als menſchliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangeliſt erzählte, ſo würden auch die Reden Chriſti, die dadurch beſtätiget ſind, ein untrügliches Gotteswort ſein, doch mit dieſer kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefaſſet und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte: und aus den Briefen der Apoſtel, geſetzt, ſie hätten in Nebenſachen gefehlt, würden wir doch die ſo oft wiederholten Hauptſachen der chriſtlichen Religion, die zu predigen Chriſtus ſie ausſandte, ſo gut lernen können, als etwa aus Bilfingern[1] Wolffens Lehrſätze der Philoſophie. Es wäre alſo ganz wohl möglich, daß jemand an der göttlichen Eingebung der ſämtlichen Schriften des Neuen Teſtaments einen Zweifel hätte oder ſie ſogar leugnete und doch die chriſtliche Religion von Herzen glaubte: ja, es gibt wirklich ſo Denkende, zum Teil in der Stille, zum Teil auch öffentlich, die man nicht ſogleich zu den Unchriſten rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, ſondern bloß als Faktum ſei es geſagt: manche alte Ketzer, die die Schriften des Neuen Teſtamentes für echt, aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi[2] gelten ließen, ſondern ſich zu Richtern

[1] Georg Bernhard Bilfinger (1693—1750), Schüler und Erklärer der Philoſophie Chriſtian Wolffs, auch um ſeine Heimat Württemberg als Staatsmann hochverdient. — [2] „Urgrund der Erkenntnis."

über die Apoſtel aufwarfen, könnten wohl ebenſo gedacht haben." —

Wie weit würde der Schutz dieſer Stelle über mich herausreichen, wenn ich unter dieſer Stelle Schutz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht: und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Herrn Paſtor Goeze kenne, ſo verſteht er ſeinen Vorteil zu wohl, daß er nicht lieber *mich* feſthalten als friſcherdings auf einen Michaelis losgehen ſollte.

Anti-Goeze.

D. i. Wohlgedrungener Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen[1] des Herrn Paſtor Goeze

ERSTER.

(Gott gebe, letzter!)

1778.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur[2].
Tertullianus.

(S. 71. Stück der „Freiwilligen Beiträge".)

Lieber Herr Paſtor!

Poltern Sie doch nicht ſo in den Tag hinein: ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner „Abſage"[3] ſchon ſo bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl ſonſt, es ſei mein Ernſt nicht. — Sehen Sie alſo, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch ſchließen Sie auf den Ton aus dem Lemma[4] des Tertullian und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Überſchreien können Sie mich alle acht Tage: Sie wiſſen, wo. Überſchreiben ſollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrektores in Niederſachſen[5] gegen meinen Ungenannten

[1] Vgl. S. 186 dieſes Bandes, Anm. 1. — [2] „Vieles iſt deshalb wert, widerlegt zu werden, damit es nicht um ſeines ſcheinbaren Gewichts willen anerkannt werde." — [3] Vgl. S. 187 dieſes Bandes. — [4] Entlehntes Motto. — [5] Auf den Direktor Schumann in Hannover, den emeritierten Rektor Maſcho in Hamburg und den Subrektor des Gymnaſiums in Lübeck, Behn, bezüglich, die alle gegen die „Fragmente" geſchrieben hatten.

zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu ſein ſcheinet: und ſodann glaube ich wirklich, der chriſtlichen Religion durch ſeine Bekanntmachung einen größern Dienſt erwieſen zu haben als Sie mit allen Ihren Poſtillen[1] und Zeitungen.

Wie? weil ich der chriſtlichen Religion mehr zutraue als Sie, ſoll ich ein Feind der chriſtlichen Religion ſein? Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleichet[2], dem Geſundheitsrate anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Paſtor — Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht hereingeholfen hätte. Vernehmen Sie, daß *das* Buch ganz exiſtieret, und bereits in mehrern Abſchriften exiſtieret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des *erſten Entwurfs* ſich in *die* Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutſche Bibeln von Wort zu Wort für Sie konferieret hätte[3].

Verſichern Sie indes nicht ſelbſt, daß dieſe „leidigen" Fragmente[4] ſchon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den beſorglichen Schaden derſelben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non[5] dieſer vortrefflichen Werke bin, ſollte desfalls ein Reichshofratskonklusum zu beſorgen haben[6]? Vielmehr verſpreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrate, ſobald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofrats ſein wird, Unrecht zu ſteuern und böſe Handlungen zu ahnden — ſobald aufgeklärtere, tugend-

[1] Predigtbücher zur häuslichen Erbauung, deren Goeze eine ſtattliche Anzahl herausgegeben hat. — [2] Pſalm 91, V. 6: „Vor der Peſtilenz, die im Finſtern ſchleichet, vor der Seuche, die im Mittag verderbet." — [3] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 14 dieſes Bandes, Z. 10 ff. — [4] Die Maſcho-Rezenſion im 71. Stück der „Freiwilligen Beiträge" beginnt mit den Worten: „Die leidigen Fragmente". — [5] Die bedingende Urſache. — [6] An verſchiedenen Stellen ſeiner früheren Artikel in den „Freiwilligen Beiträgen" und der Schrift „Etwas Vorläufiges" hatte Goeze den Reichshofrat, als oberſte Behörde in Religionsſachen, und die braunſchweigiſche Regierung zum Einſchreiten gegen Leſſing zu veranlaſſen geſucht.

haftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrate Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Taten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Not, daß nur einer in den ersten Gerichten des Reichs sein sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste ist es von diesem lutherschen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrat zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst getan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es itzt keinem Doktor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Übersetzung machen konnte. Das alles braucht ein itziger protestantischer Übersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er tut also etwas, was ihm niemand streitig macht, *daß* er es tun könne; anstatt daß Luther etwas tat, wobei es noch sehr streitig war, *ob* er es tun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Itztlebenden Übersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Übersetzung den Prozeß machen[1], wenn jene

[1] Karl Friedrich Bahrdt (1741—92) hatte unter dem Titel „Neueste Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen verdeutscht" (Riga 1773) jene nüchtern rationalistische Umschreibung des Neuen Testaments verfaßt, für die er von Goethe in dem „Prolog" verhöhnt wurde. Als Lessings Streit mit Goeze schon

auch noch ſo ſehr von dieſer abgehen. Luthers Überſetzung ging von den damals angenommenen Überſetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchützt ſein; und Luthers Geiſt erfodert ſchlechterdings, daß man *keinen* Menſchen in der Erkenntnis der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert *alle* daran, wenn man auch nur *einem* verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzuteilen. Denn ohne dieſe Mitteilung im Einzeln iſt kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Paſtor, wenn Sie es dahin bringen, daß unſere lutherſchen Paſtores unſere Päpſte werden; — daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen, in der Schrift zu forſchen; — daß dieſe unſerm Forſchen, der Mitteilung unſers Erforſchten, Schranken ſetzen dürfen: ſo bin ich der erſte, der die Päpſtchen wieder mit dem Papſte vertauſcht. — Hoffentlich werden mehrere ſo entſchloſſen denken, wenngleich nicht viele ſo entſchloſſen reden dürften. Und nun, Herr Paſtor, arbeiten Sie nur darauf los, ſo viele Proteſtanten als möglich wieder in den Schoß der katholiſchen Kirche zu ſcheuchen. So ein lutherſcher Eifrer iſt den Katholiken ſchon recht. Sie ſind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das *eine* der vortrefflichen Werke, die ohne mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, ſind die Unterredungen meines Nachbars[1], deſſen gutem Willen ich bereits in meiner „Duplik" alle mögliche Gerechtigkeit erwieſen habe. Sie wiſſen nun ohne Zweifel, Herr Paſtor, daß damals, als Sie mich auffoderten, auf dieſe „Unterredungen" zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe, zu reden, iſt nun an Ihnen; und es ſoll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen ver-

begonnen hatte, wurde dieſes nun fünf Jahre alte Machwerk durch ein Reichshofratskonklusum vom 26. Februar 1778 verboten und Bahrdt vorläufig alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherſchreiben, Lehren und Predigen gänzlich unterſagt. Die obige Stelle nennt Goeze eine Apologie für Bahrdt und für ſein Unternehmen, den offenbarſten und allerverwegenſten Widerſpruch gegen dieſes allerhöchſte kaiſerliche Reſkript. — [1] Vgl. S. 113 dieſes Bandes, Anm. 1.

nünftiger Menſchen lächerlich zu machen. Es ſoll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermutlichen Laien, wie mein Nachbar iſt, den weit beſſern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten ſchon vorhanden waren. —

Das zweite dieſer Werke iſt des Herrn Maſcho „Verteidigung der chriſtlichen Religion" oder, wie ich lieber ſagen möchte, die Verteidigung der chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho. Denn wahrlich, die Verteidigung iſt nicht ſo ſehr ſein eigen als die Religion, die er verteidiget. Und was? dieſe hätten Sie geleſen gehabt, Herr Paſtor, ganz geleſen gehabt, als Sie das einundſiebzigſte Mal dieſes Jahr in Ihr Horn ſtießen? — Ja?

So kann es denn das Publikum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maß und Gewichte Goeze und Kompagnie in Hamburg haben!

Es tut mir leid, daß ich dieſes ſonſt gute Haus ſo blamieren muß. Aber warum braucht es auch ſein richtiges volles Gewicht nicht wenigſtens gegen ſeine alten Freunde? Warum will es mit ſeinem richtigen vollen Gewichte ſich nur erſt Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Maſcho, laſſen Sie den neidiſchen Mann, der alle Handlungen einzig in ſeine Kanäle lenken will, nur erſt mit mir fertig ſein. Er wird Sie ſchon auch nach Hauſe leuchten. Itzt tut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusve fuat[1] — Seine Partie muß ſich wenigſtens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch iſt es nicht unſchicklich, in einem Briefe einen andern anzureden als den, an welchen der Brief geſtellet iſt? Ich wende mich alſo wieder zu Ihnen, Herr Paſtor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Maſcho „Verteidigung", welche Sie ſo rühmen, wirklich geleſen?

Wirklich? — Nun, ſo iſt es erwieſen, Herr Paſtor, was ich Ihnen ſchuld gebe. Sie haben mancherlei Maß und Gewicht,

---

[1] Virgil, „Äneis", Buch 10, V. 108: „Er mag Trojaner oder Rutuler ſein" (ich werde keinen Unterſchied machen).

welches dem Herrn ein Greuel iſt[1]. Mit einem andern bevorteilen Sie mich: mit einem andern bedienen Sie den Herrn Maſcho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preiſen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Spezies, die Sie nach meiner Verſchreibung als gefährlich und tödlich nicht adminiſtrieren[2] wollen, verkaufen Sie auf ſein Recipe, in der nämlichen Quantität oder in einer noch bedenklichern, als höchſt unſchuldig und heilſam.

Oder das Ding, Herr Paſtor, in Ihrer ſinnreichen Metapher des „ſtrohernen Schildes“[3] auszudrücken: Herr Maſcho ſtreitet ſchlechterdings unter dem nämlichen ſtrohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt ſo lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieſes ſtroherne Schild nur an meinem Arme ſchlimmer als keines iſt, an ſeinem aber für eine gar hübſche taugliche Waffe paſſieren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Maſcho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung *enthält*, aber keine *iſt*?

Unterſcheidet nicht auch Herr Maſcho (S. 249) den *Buchſtaben* von dem *Geiſte* der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Maſcho (S. 202), daß die *Religion* eher geweſen als die *Bibel*?

Und ſind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Paſtor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht ſagen, Herr Paſtor, daß Sie dieſe Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn ſie ſtehen nicht allein mit deutlichen Worten da; ſondern alles, alles, was Herr Maſcho ſagt, bezieht ſich, gründet ſich darauf.

Ja noch mehr: ebendieſe Sätze, die *ich* für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen ſich diejenigen beruhigen können, die ſich an dem Chriſtentume ohne Theologie begnügen wollen oder begnügen müſſen; ebendieſe Sätze macht Herr Maſcho zu Grundſätzen, nicht des Chriſtentums, ſondern der Theologie.

Denn das ganze Syſtem von Inſpiration, welches Sie annehmen, Herr Paſtor, in deſſen Geiſte Sie die uns gemein-

[1] Sprüche Salomonis, Kap. 20, V. 10: „Mancherlei Gewicht und Maß iſt beides Greuel dem Herrn.“ — [2] Darreichen (vom Apotheker). — [3] Vgl. S. 223 dieſes Bandes, Z. 15.

ſchaftlichen, aber nicht zu einerlei Anſicht gemeinſchaftlichen Sätze bei mir anfeindeten: was iſt es dem Herrn Maſcho? — Was es m i r bei weiten noch nicht iſt.

Es iſt ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus[1] geſtürzt hat. Es iſt ihm das, was jeden nicht beſſer organiſierten Kopf, als meinem Ungenannten zuteil geworden war, in den Naturalismus notwendig ſtürzen muß. Das iſt es ihm; das iſt es ihm auf allen Blättern*.

Und nun, Herr Paſtor, ſein Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Maſcho. Ehe Sie es ſich verſehen, liegen Sie, nach dem Herrn Maſcho, in ebendem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert: und dann iſt keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unſern Lehrbüchern Religion hieß**, und alle die ſchönen Siebenſachen dafür anzunehmen, die man ſeit dieſer Zeit in der Religion erfunden hat und noch täglich erfindet***.

Sogar werden Sie gezwungen ſein, ſolcher ſchönen Siebenſachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Maſcho ſelbſt unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in ſeinem Körbchen, die jedem guten Alltagschriſten völlig fremd und unerhört ſind. Über gewiſſe jüdiſche Ideen, die wir ſehr unrecht ganz vergeſſen haben†; über das große Pfingſtwunder††; über — was weiß ich!

Und oh, welch neues Unglück drohet dem Hamburgiſchen Katechismus wieder in Hamburg ſelbſt! Denn Herr Maſcho iſt mit nichts weniger zufrieden als mit unſern bisherigen Religionsunterrichten, deren notwendige Berichtigung und Verbeſſerung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erſt recht erkannt hat. Seine, ſeine Ideen müſſen vor allen Dingen in unſere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut†††!

---

* S. Vorrede, IV, VIII, X, XII, desgleichen in der Schrift ſelbſt, S. 258, 271, 306 und wo nicht? — ** Vorrede, XV. — *** S. 3, 4. — † S. 82. — †† S. 113. — ††† Vorrede, XIII, S. 26, 36, 71, 111 u. m.

---

[1] Die natürliche Religion, die Behauptung, daß Gott ſich den Menſchen nur durch die Natur, nicht durch unmittelbare Offenbarung verkünde.

Wie, Herr Paſtor? das wollten Sie geſtatten? Als unſerm guten Freunde Alberti[1] ehedem ſo etwas beifiel: wem hat es die hamburgiſche Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun ſollte Herr Maſcho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerkſamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet iſt?

Erkennen Sie doch die Diverſion[2], die man Ihnen zu machen ſucht, und laſſen mich in Ruhe. Es könnte ja gar ſein, daß ich und Maſcho uns verſtünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweimal ſagen, wenn unſre Liſt gelingen ſoll.

ZWEITER.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.[3]

Mein Herr Hauptpaſtor!

Ich erhielt Ihr „Etwas Vorläufiges"[4] gegen meine — wenn es nicht Ihre erſte Lüge iſt — „mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſre allerheiligſte Religion" ꝛc. am Abend des Oſterabends und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu koſten. Der ſoll mir auf das Feſt ſchmecken! dachte ich. Und er hat mir geſchmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu ſeiner Zeit auch ſo ſchmecken, auch ſo wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder iſt! Der Herr Hauptpaſtor verweiſen mir in Ihrem „Etwas Vorläufigen", welches ich der Geſchmeidigkeit wegen lieber das „Vorläufige Etwas" nennen will, mit ſo vielem Ernſt und Nachdruck meine „Aquivoken"*[5]

* Der Herr Hauptpaſtor ſchreiben „Equivocen"; und das mehr wie einmal (S. VII, IX, 55). Es kann alſo weder Schreib- noch Druckfehler ſein; ſondern dieſe ſpaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wort-

[1] Julius Guſtav Alberti (1723—72), Paſtor an der Katharinenkirche in Hamburg, hatte 1769 den in Hamburg an jedem Bußtag verleſenen Spruch, Pſalm 79, V. 6: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden" uſw., aus der Predigt zu beſeitigen verſucht. Goeze ſchrieb dagegen eine „Richtige Erklärung" dieſer Worte und erreichte ihre Beibehaltung. Dann verſuchte Alberti kurz vor ſeinem Tode den Lutherſchen Katechismus zu beſeitigen durch ſeine „Anleitung zum Geſpräch über die Religion in kurzen Sätzen, beſonders zur Unterweiſung der Jugend" (Hamburg 1772). — [2] Ablenkung. — [3] „Es mag uns gefallen, Kriege zu führen, bei denen keine Triumphe zu erringen ſind." Lucan, „Pharsalia". — [4] Vgl. das Fakſimile des Titels, S. 13 dieſes Bandes. — [5] Doppelſinnigkeiten.

und Wortſpiele, und dennoch mache ich ſchon wieder ein ſo häßlich Ding und äquivoziere und wortſpiele mit „vorläufig“ und „Vorlauf“, ohne auch nur im geringſten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blaſe verſtehe[4].

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Stil ſowie ſeine eigne Naſe; und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Kaskaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo mutwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten,

---

ſpielchen zu machen. *Aequivocum, quasi dicas, equi vocem*[1]. Denn freilich, was iſt äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus[2] zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht ſo gut verſtehen als Cardanus. — Oder ſollte der Herr Hauptpaſtor hier wohl noch ſpaßhafter ſein wollen und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in ſeinem „Hanswurſt von Wolfenbüttel“[3] braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch, dies Buch an dies Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich ſeinem Witze ſo auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

---

[1] „Aequivocum, ſoviel wie Stimme eines Pferdes.“ — [2] In ſeinen „Rettungen“ hatte Leſſing ſich auch des Hieronymus Cardanus (1501—73) angenommen. Aus deſſen Schrift „De rerum varietate“, Buch 7, Kap. 32, notierte er in ſeinen Kollektaneen: „Das Wiehern der Pferde bringt Cardanus auf fünferlei Arten, die alle ihre gewiſſe und beſtimmte Bedeutung haben.“ A. a. O. deutet Cardanus das verſchiedenartige Wiehern als Ausdruck verſchiedener Affekte der Pferde. — [3] Luther kämpfte in der Schrift „Wider Hans Worſt“ (Wittenberg 1541) gegen den Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Die Anſpielung Leſſings bezieht ſich auf eine ſehr derbe Stelle. Übrigens braucht Goeze durch ſeine Schreibung „equivocem“ keineswegs eine Bosheit beabſichtigt zu haben; er hat vermutlich nur nach franzöſiſchem Gebrauch lat. ae durch e erſetzt, wie das damals noch vielfach üblich war. — [4] Adelung: „Bei dem Deſtillieren des Branntweins (in der Blaſe) iſt der ſtärkſte Branntwein, welcher zuerſt übergeht, der Vorlauf; in dem Weinbaue iſt der Vorlauf derjenige Moſt, welcher aus der Kelter von den Trauben, ehe ſie noch getreten oder gekeltert werden, von ſelbſt abläuft.“

daß unter verblümten, bilderreichen Worten notwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und beſtimmt denken kann, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten[1], platteſten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgendeine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen[2] zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Poſſe wenigſtens als Folie[3] unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben[4]. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stilen auszeichnen[5] ſoll; und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte[6]. Denn er iſt nicht ſein Fehler: er iſt ſeine Erbſünde. Nämlich: er verweilt ſich bei ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt.

---

[1] Üblichſten. — [2] Über Worte als natürliche Zeichen vgl. „Laokoon" (Bd. 4 dieſer Ausgabe, S. 305 f.). — [3] Folie bedeutet urſprünglich die dünne Metallage, die das Spiegeln oder den farbigen Glanz des Glaſes bewirkt. — [4] Immer von neuem wendet ſich Goeze in ſeinen Streitſchriften gegen die „Theaterlogik" Leſſings. — [5] Unterſcheiden (Verdeutſchung von franz. distinguer). — [6] Seneca, „Controversiae", Buch 2, Kap. 10, erzählt: Die Freunde Ovids baten ihn, drei Verſe aus ſeinen Gedichten zu ſtreichen; er erklärte ſich dazu bereit, machte aber die Bedingung, ſeinerſeits drei Verſe bezeichnen zu dürfen, die auf alle Fälle ſtehen bleiben müßten. Man ſchrieb beiderſeits die gemeinten Verſe auf, und es ſtellte ſich heraus, daß es die gleichen waren. „Non ignorant vitia sua, sed amant", ſagt Seneca.

Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, gibt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am beſten weiterbringen kann! Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beßrer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen, in eins fortlaufenden[1] Schriften ſo wunderbar nicht ſein. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen geſetzten, immer gleichen Schritt; dieſer verlangt mitunter Sprünge, und ſelten iſt ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Stil, und mein Stil iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſein, was mein Stil iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen: die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen[2]; ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zuſtande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham[3] gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht; denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakeſpeare vortreffliche Predigten

[1] Nicht dialogiſchen. — [2] Mangeln. — [3] Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle; 1642—1709), der bekannte burleske Kapuzinerprediger in Wien.

gemacht und gehalten hätten, wenn ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komödien ſo erbaulich verfolgten[1], fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieſes Geſchwätz? Was gehen mich itzt die Armſeligkeiten des Stils und Theaters an; itzt, da ein ſo ſchreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da ſteht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich einfältiger Tropf ſtehe bei ihm und leſe ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen — oder meine Gelaſſenheit ſelbſt, meine Kälte ſelbſt machen mich des Vorwurfs wert.

Wie, Herr Hauptpaſtor? Sie haben die Unverſchämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion ſchuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu ſchreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterſtehe mich nicht, zu ſagen, was ich nicht erweiſen kann: und Sie — Sie tun alle ſieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche tun ſollten. Sie ſchwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviktion[2] mag die Kanzel ſorgen.

Und die einen ſo infamierenden Titel führet[3] — was enthält dieſe Goeziſche Scharteke? Nichts enthält ſie als elende Rezenſionen, die in den „Freiwilligen Beiträgen" ſchon ſtehen oder wert ſind, darin zu ſtehen. Doch ja; ſie enthält auch einen zum dritten Male aufgewärmten Brei[4], den ich

---

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 14 dieſes Bandes, Z. 6 ff. — [2] Gewährleiſtung. — [3] Vgl. S. 13 dieſes Bandes. — [4] Wahrſcheinlich iſt die Behauptung gemeint, daß Leſſing in allem die Anſichten des Ungenannten teile, oder ſein Vorgeben, den Wertheimer Schmidt für den Verfaſſer der „Fragmente" zu halten (vgl. S. 284 f. dieſes Bandes).

längſt der Katze vorgeſetzt habe. Und dennoch ſollen und müſſen ſich des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto dieſen beſchnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund ſchmieren laſſen.

Iſt es von einem rechtſchaffenen Gelehrten — ich will nicht ſagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er unter einem ſolchen Titel widerlegte Beſchuldigungen nochmals in die Welt ſchickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringſte Rückſicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieſer Widerlegung nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß ſehr wohl, daß ſie vorhanden iſt; er hat davon gehört; nur geleſen hat er ſie noch nicht, und nach dem Feſte wird es ſich zeigen, ob er es für nötig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwiſchen, Herr Hauptpaſtor, inzwiſchen haben Sie dennoch die Grauſamkeit, Ihre Beſchuldigungen zu wiederholen? in dieſem geſchärften Tone zu wiederholen? — Alſo ſind Sie allwiſſend? Alſo ſind Sie untrieglich? — Alſo kann ſchlechterdings in meiner Widerlegung nichts ſtehen, was mich in einem unſchuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Teil Ihrer Klage zurückzunehmen bewegen könnte? Alſo, wie Sie eine Sache einmal anſehen, ſo, vollkommen ſo, ſind Sie gewiß, daß Sie dieſelbe von nun an bis in Ewigkeit anſehen werden?

In dieſem einzigen Zuge, Herr Hauptpaſtor, ſtehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feſte nicht Zeit, die Verteidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage und ſchlagen ſeinen Namen getroſt an Galgen. Nach dem Feſte, nach dem Feſte werden Sie ſchon ſehen, ob auf ſeine Verteidigung der Name wieder abzunehmen iſt oder nicht[1]!

Gegen einen ſolchen Mann wäre es möglich, die geringſte Achtung beizubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach deſſen Kopfe dieſe Steine zielen. Gegen einen ſolchen Mann ſollte es nicht hinwiederum erlaubt ſein, ſich aller Arten

[1] Goeze ſagt: „Ob ich es nötig finden werde, auf die letzten, namentlich gegen mich gerichteten Schriften des Herrn L. zu antworten, oder ob ich ihm, wenn ich finde, daß es ohne Nachteil der Wahrheit geſchehen kann, die Ehre, das letzte Wort zu haben, laſſen kann, darüber werde ich mich, g. G., nach dem Feſte entſchließen.“

von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmördriſcher ſein, als ſein Verfahren iſt?

Gleichwohl, Herr Hauptpaſtor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überſchreiten werde. Ich werde dieſe Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch ſo höhnend, auch noch ſo verachtend, auch noch ſo wegwerfend ſchreibe. Sie können einen ungeſitteten Gegner vielleicht an mir finden, aber ſicherlich keinen unmoraliſchen.

Dieſer Unterſchied zwiſchen ungeſittet und unmoraliſch, der ſehr wichtig iſt, obgleich beide Wörter ihrer Abkunft nach vollkommen das nämliche bedeuten müßten, ſoll ewig unter uns bleiben[1]. Nur Ihre unmoraliſche Art zu disputieren will ich in ihr möglichſtes Licht zu ſetzen ſuchen, ſollte es auch nicht anders als auf die ungeſittetſte Weiſe geſchehen können.

Itzt iſt mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen ſollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es iſt erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Waſſers, in welchem Sie mich erſäufen wollen, tropfenweiſe auf den entblößten Scheitel fallen zu laſſen.

DRITTER.

Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur. *Tertullian*[2].

Alſo: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindſeligen Angriffe auf die chriſtliche Religion."

Nun dann! So hält Herr Goeze doch wenigſtens einen Spruch im Neuen Teſtamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich, ſondern für eine bloß menſchliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. „Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt!"[3]

---

[1] Beſtehen bleiben. — [2] „Mag doch auf jeden Windſtoß der Verſuchung von der Spreu des leichten Glaubens ſo viel verfliegen, als nur will: deſto reiner wird das übrige Getreide in die Scheuer des Herrn gebracht." Tertullianus, „De praescriptionibus", Kap. 3, von Leſſing überſetzt. — [3] Matthäi, Kap. 7, V. 1.

Zwar nein! Er *ſelbſt* verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der Heilige Geiſt ausgeſprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Baſedow, Teller, Semler, Bahrdt[1], den Verfaſſern der „Allgemeinen Bibliothek“[2] und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Denn da ſteht's! „Wer nicht gläubt, der wird verdammt!“[3] — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt — *wird verdammt*!

Warum ſollte er alſo nicht, *trotz* ſeines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unſchuldige *Echo* des Donners iſt, ſelig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er ſelbſt *durch* dieſes Verdammen ſelig zu werden hoffet. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen ſelig zu werden[4]? Die Worte, worauf ſie ſich gründete, ſtehn auch da.

Und wie ſäuberlich, wie ſanft, wie einſchmeichelnd er noch mitunter bei dieſem kitzlichen Geſchäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone und in der Manier eines gewiſſen Monſieur Loyal, in einer gewiſſen Komödie[5], die man vor gewiſſen Leuten nicht gern nennet. Er iſt für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieſer Seifenblaſe? — er iſt für meine Seligkeit ſo beſorgt! Er zittert ſo mitleidig vor meiner Todesſtunde! Er ſagt mir ſogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzuſehr ſchmerze, daß er mich „aus dem Hauſe meines Vaters[6] wirft“.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal[7]!

Doch was tut alles das zur Sache? Laßt uns die Beſchuldigungen ſelbſt vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet und ich alſo, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir *ſo* kömmt, die Larve vom Geſicht reißen *darf* — und reißen *will* — ſollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

---

[1] Alles Aufklärungsſchriftſteller, mit denen Goeze in heftiger Fehde lag. — [2] Gegen Nicolais „Allgemeine deutſche Bibliothek“ hatte Goeze unmittelbar zuvor (Hamburg 1778) geeifert. — [3] Ev. Marci, Kap. 16, V. 16. — [4] 1. Epiſtel Pauli an Timotheum, Kap. 2, V. 15. — [5] *Monſieur Loyal* iſt der fromme Gerichtsdiener in Molières „Tartuffe“, 5. Akt, 4. Szene, der mit ſcheinheiligen Worten Orgon aus ſeinem Hauſe entfernen will. — [6] Ev. Johannis, Kap. 14, V. 2. — [7] „Dieſer Herr Loyal benimmt ſich ſehr deloyal.“ Worte der Dorine in der genannten Szene.

Von meinen „mittelbaren“ Angriffen demnach zuerſt. — Unter dieſen verſteht der Herr Hauptpaſtor „den von mir veranſtalteten Druck der ‚Fragmente‘ und die von mir übernommene Advokatur des Verfaſſers derſelben“.

Jenes iſt notoriſch; ich kann es ſo wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieſes will ich durchaus von mir nicht geſagt — womöglich auch nicht gedacht wiſſen. Wenigſtens in dem Sinne nicht, welchen der Herr Hauptpaſtor damit verbindet.

Ich habe die ‚Fragmente‘ drucken laſſen; und ich würde ſie noch drucken laſſen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefſten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewiſſen tun zu können geglaubt, habe ich verſchiedentlich auch ſchon beigebracht. Aber Herr Goeze will mir nicht eher zugeſtehen, daß dieſe Gründe das geringſte verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtſame des hohen Hauſes, dem ich diene, die Ehre und Unſchuld der ehemaligen großen und unbeſcholtenen Miniſter desſelben und ſelbſt des regierenden Herrn ſo angegriffen würden, als dort, in jenen Fragmenten, die Wahrheit der chriſtlichen Religion, die Ehre und Unſchuld der heiligen Apoſtel und ſelbſt unſers ewigen Königs angegriffen wirklich werde.“

Wie kindiſch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn laſſen Sie uns doch, Herr Hauptpaſtor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Teilen erſt gleichmachen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Wagſchale zu legen vergeſſen: und Sie wiſſen wohl, im Gleichgewichte gibt jede Kleinigkeit den Ausſchlag. Alſo nur dieſes erſt berichtiget; und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugnis meiner Obern gütigſt erlaſſen.

Nämlich; nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen hiſtoriſche und politiſche Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beſchaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, ſondern ſie zugleich auch einen unverhofften

Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtſamen des nämlichen Hauſes noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was iſt ſodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken laſſen? Worauf gründet er ſich? Darauf: daß es doch wohl mit jener Ehre und jenen Gerechtſamen noch ſo ausgemacht nicht ſei? Darauf: daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müſſe? ſelbſt in der Abſicht nicht, ihn zu verſtärken? — O, Herr Hauptpaſtor, das Durchlauchtigſte Haus meines Herrn iſt Ihnen für dieſe Schmeichelei, für dieſe Beſorgnis recht ſehr verbunden! recht ſehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugnis von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtſamen des Hauſes annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen dieſe wenigſtens ebenſowohl zu beantworten ſind als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geſchärftere Zweifel geſchärftere Auflöſungen veranlaſſen werden? Nicht? „Allerdings!“ ruft der Herr Hauptpaſtor, „allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unſrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings, je aufrichtiger und ſcharfſinniger ſie beſtritten wird. Aber das iſt nur die ‚objektive‘ Religion; nur die objektive! Mit der ‚ſubjektiven‘ iſt es ganz anders. Die ſubjektive Religion verlieret unwiderſprechlich durch dergleichen Beſtreitungen unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich[1] — —“

Und was iſt dieſe „ſubjektive“ Religion? — „Die Gemüts-

[1] Goeze ſagt: „Das Wort ‚Religion‘ kann entweder objective oder ſubjective genommen werden. Im erſten Verſtande bedeutet ſolches diejenigen Lehrſätze zuſammengenommen, welche ein Menſch erkennen und als Wahrheit annehmen muß, der ſich gegen Gott gebührend verhalten will: und in dem zweiten Verſtande bedeutet ſolches die Gemütfaſſung und das Verhalten eines Menſchen, welche er im Verhältniſſe gegen Gott zu haben und zu beweiſen ſchuldig iſt. Natürlicherweiſe kann der Herr Herausgeber durch den Buchſtaben und durch die Bibel nichts anderes verſtehen, als was die Gottesgelehrten die ‚innere Form‘ der Heiligen Schrift nennen, nämlich den Sinn und Verſtand der mit Worten ausgedrückten Sätze und den daraus entſpringenden Zuſammenhang der Gedanken und Vorſtellungen, welche durch die Heilige Schrift, ihrem Endzwecke gemäß, bei den Menſchen hervorgebracht werden ſollen.“

verfaſſung der Menſchen in Abſicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitieren bei jedem Worte, das in deutſcher Sprache gegen unſere allerheiligſte Religion geſchrieben wird."[1]

So! Bei Gott! ein tiefgedachter Unterſchied, den ich ja in ſeinen Schulterminis zu laſſen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen und gerade gegen ſeine Beſtimmung gebraucht werden ſoll.

Denn wenn es wahr iſt, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen[2], die auf ſie geſchehen, „objektive" gewinnt und nur „ſubjektive" verliert: wer will behaupten, daß es alſo nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluſte entſchieden werden müſſe, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden ſind oder nicht? Ja, wenn Gewinn und Verluſt hier völlig homogene Dinge wären, die man nur voneinander abzuziehn brauche, um ſich durch den Überreſt beſtimmen zu laſſen! Aber der Gewinn iſt weſentlich; und der Verluſt iſt nur zufällig. Der Gewinn erſtreckt ſich auf alle Zeiten; der Verluſt ſchränkt ſich nur auf den Augenblick ein, ſolange die Einwürfe noch unbeantwortet ſind. Der Gewinn kömmt allen guten Menſchen zuſtatten, die Erleuchtung und Überzeugung lieben; der Verluſt trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trifft nur die „paleas levis fidei[3]", nur die leichte chriſtliche Spreu, die bei jedem Windſtoße der Bezweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert und auffliegt.

Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen, ſoviel als will! „Avolent quantum volent!" — Aber nicht ſo unſre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen Spreu ſoll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüften und umwerfen laſſen.

Überhaupt läßt ſich alles, was Tertullian* von den Ketzereien ſeiner Zeit mit ſo vieler Scharfſinnigkeit ſagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeiſter unſrer Zeit

* „*De praescript. haereticorum*".

[1] Die in Anführungszeichen geſetzten Worte umſchreiben nur die in der vorigen Anmerkung wiederholten Goezes. — [2] Angriffen. — [3] Vgl. S. 240 dieſes Bandes, Anm. 2.

anwenden[1]. Was ſind dieſe Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien ſo fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; ſie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als ſchriftlich und fingen immer damit an, daß ſie ſich Anhänger zu verſchaffen ſuchten, welche ihren vorzutragenden Lehren ſogleich ein politiſches Gewicht geben könnten. Wieviel unſchädlicher ſchickt itzt ein Mißgläubiger ſeine Grillen bloß in die Druckerei und läßt ſie ſo viel Anhänger ſich machen, als ſie ohne ſein weiteres Zutun ſich zu machen vermögen. —

Die freigeiſteriſchen Schriften ſind alſo offenbar das kleinere Übel; und das kleinere Übel ſollte verderblicher ſein als das große? Wenn das größere Übel ſein muß, „auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar werden" — „ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem[2]": warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das ebendieſes Gute hervorbringt?

O ihr Toren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anders am felſichten Ufer zerſchmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt euch zu tun, ihr hättet ſie denn verſichert: euch iſt lediglich um euer eignes Gärtchen zu tun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böſe Sturmwind! da hat er euch ein Luſthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu ſehr geſchüttelt, da eure ganze koſtbare Orangerie, in ſieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wieviel Gutes der Sturmwind ſonſt in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt

[1] Zu Tertullians Kap. 1 macht Leſſing die Anmerkung: „Alles, was Tertullian in dieſem und den folgenden Kapiteln von den Ketzereien ſagt, kann vollkommen auf die deiſtiſchen und naturaliſtiſchen Schriften angewendet werden, über deren Ausbreitung und Eindruck man ſich ſo ſehr wundert. Denn auch der Naturalismus gehört unter die Rotten, die prophezeit worden und dazu beſtimmt ſind, ut fides habendo tentationem haberet etiam probationem." — [2] In Leſſings Überſetzung: „Damit es dem Glauben weder an Verſuchung noch an Bewährung fehle."

die Backen wenigſtens weniger voll, ſobald er an euren Grenzſteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die ſich zu ſeiner Zeit an den Ketzereien ſo ärgerten, über deren Fortgang ſo wunderten, ſagt: „vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant[1]“: was würde er von Ihnen ſagen, Herr Hauptpaſtor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei ſo ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch ſagen: „Kurzſichtiger — nihil valebunt, si illa tantum valere non mireris[2]? Dein Lärmen ſelbſt iſt ſchuld, wenn dieſe Fragmente mehr Schaden anrichten, als ſie anzurichten beſtimmt ſind. Der Ungenannte wollte ſich keinen Namen erſchreiben: ſonſt hätte er ſich genannt. Er wollte ſich kein Häufchen ſammlen: ſonſt hätte er's bei ſeinen Lebzeiten getan. Mit einem Worte: der dieſe Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung als du, der du das laute Zeter über ſie anſtimmſt. Jener hat nur gemacht, daß mehrere ſie leſen *können*. Du machſt, daß mehrere ſie wirklich geleſen *haben* und nun leſen *müſſen*.“ —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpaſtor dieſen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im dreißigſten Beitrage des Altonaer „Poſtreuters“[3].

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Rezenſion des Maſchoſchen Buchs einzig und allein in die Schuh gegoſſen? Habe ich nicht ausdrücklich geſagt „Goeze und Kompagnie“? Die Kompagnieſchaft mit den freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht ableugnen, mit welchen er ſich einer gemeinſchaftlichen

[1] Leſſings Überſetzung: „Ein ſehr nichtiges und unbedächtiges Ärgernis alſo, ſich darüber zu ärgern, daß die Ketzereien gerade ſoviel vermögen, als ſie zu vermögen beſtimmt ſind.“ — [2] Leſſings Überſetzung: „Und was vermöchten ſie denn auch, die Ketzereien, wenn man ſich nicht verwunderte, daß ſie ſo viel vermöchten?“ — [3] Dieſe „Anzeige“, erſchienen am 16. April 1778, machte „zur Steuer der Wahrheit und zur Nachricht des Herrn Hofrat Leſſing“ bekannt, daß Goeze 1) nicht der einzige Mitarbeiter der ſogen. ſchwarzen Zeitung ſei und 2) nicht die beiden Rezenſionen von Maſchos Schrift gegen die „Fragmente“ verfaßt habe.

Firma bedient? Meint denn der Herr Hauptpaſtor, weil er ſich außer dieſer gemeinſchaftlichen Firma auch noch einer beſondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einſtehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigſtens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Maſcho eben die Grundſätze enthält, die er an mir verdammet, nächſtens den Herrn Maſcho in den „Freiwilligen Beiträgen" ebenſo behandelt als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nicolai immer dem Herrn Goeze namentlich büßen, ſo oft in der „Allgemeinen Bibliothek" etwas vorkömmt, was ihm nicht anſteht[1]? Herr Nicolai iſt auch nicht Direktor der „Allgemeinen Bibliothek". Herr Nicolai bekömmt auch nicht alle Aufſätze vorher zu ſehen, die in der „Allgemeinen Bibliothek" Platz finden. Vielleicht, daß er ſelbſt nie ein Wort gegen ihn geſchrieben hat. Was ſich Herr Goeze mit Nicolai erlaubt: das ſollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieſer Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirret hätte, ſollen die Leſer auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn ſie ſo ſchließen wollen, wie Herr Goeze oder Herr E.[2] ſchließt! Dieſer Herr E. mag ſein, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

VIERTER.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto[3].
Francis. de Rojas[4].

Wenn doch indes das eine ohne dem andern ſehr füglich[5] ſein könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die chriſtliche Religion objektive allen Vorteil aus den Einwürfen der Freigeiſter ziehen könnte, ohne ſubjektive den geringſten Schaden zu beſorgen"?

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch? — Hier iſt es, wo man[6] mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der

---

[1] Vgl. S. 241 dieſes Bandes, Anm. 2. — [2] Mit dieſem Buchſtaben iſt die Anzeige unterzeichnet. — [3] „Ein Narr, der kein Latein verſteht, iſt niemals ein großer Narr." — [4] Francisco de Rojas (geb. 1607), ſpaniſcher Dramatiker. — [5] Möglich. — [6] Der

pedantiſch genug klingt, um gründlich ſein zu können. Ein andrer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir iſt das Pedantiſche faſt Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſein, daß der Streit nie anders als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateiniſch, ihr Herrn! ſchreibt lateiniſch! — Ja! wer fleißiger in den Klaſſen geweſen wäre! wer Lateiniſch könnte!"

— Nicht weiter, Herr Subkonrektor: oder man merkt Ihre wahre Abſicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verſchaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion ſind lateiniſch geſchrieben! Wenn ihr auch ſelbſt keine ſchreiben wollt, müßt ihr die geſchriebenen doch kennen." — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe geſagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, ſondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich faſt beſorge, daß dieſes auf jenes hinausliefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernſthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Alſo: wer gegen die Religion ſchreiben will, ſoll nicht anders als lateiniſch ſchreiben dürfen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verſtehet, als in Polen, Ungarn — da müſſen wohl ſonach die Einwürfe gegen die Religion griechiſch geſchrieben werden? — Natürlich! Was für ein ſchöner pädagogiſcher Handgriff, nun auch die griechiſche Sprache in dieſen Ländern gemein zu machen! Denn es verſteht ſich, daß die in andern Ländern wider die Religion geſchriebenen lateiniſchen Bücher in dieſe Länder nicht kommen.

Aber ſchon wieder auf das Lächerliche zu, das ich ſo gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorſchlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch vors erſte in Deutſchland." —

Lübecker Subrektor Friedrich Daniel Behn in ſeiner Schrift: „Verteidigung der vornehmſten Wahrheiten der chriſtlichen Religion vornehmlich gegen die neuern Angriffe" (1778).

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorſchlag helfen, der weder tulich[1] noch billig noch klug noch chriſtlich iſt? — Das iſt, was ich ſo ernſthaft erweiſen will als möglich.

Zwar daß er tulich wäre, müßte ich wohl vorausſetzen laſſen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgeſetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringers Verbot als ein Reichsgeſetz würde nichts fruchten. Der Kopf oder wenigſtens ewige Gefangenſchaft bei Waſſer und Brot und ohne Tinte und Feder müßte im ganzen heiligen römiſchen Reiche darauf ſtehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römiſch ſchriebe. Das Geſetz läge ſchon in dem Namen des „heiligen römiſchen" Reichs und ſollte nicht tulich ſein?

Nun gut; ſo ſei es tulich: aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Geſetz billig ſein, das ebenſoviel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausſchließen würde? — Und wer ſieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme aberkennet? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Gibt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Rojas nicht beſtehen, „daß das Latein erſt den rechten Narren macht": aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Darzu: von was für einem „Latein können" iſt die Rede? Von dem bis zum Schreiben. Wenn nun Baco[2], der kein Latein ſchreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, ſo hätte auch Baco dieſe Zweifel unterdrücken müſſen? So hätte jeder Schulkollege, der ein lateiniſches Programma zuſammenraſpeln kann, eine Erlaubnis, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart[3] dachte, der es geradezu für

[1] Ausführbar. — [2] Francis Baco von Verulam (1561—1626), engliſcher Philoſoph, der zwar Lateiniſch verſtand und ſchrieb, hat eine Anzahl ſeiner Werke in engliſcher Sprache verfaßt, ſo ſein erſtes Hauptwerk „Über die Würde und den Fortſchritt der Wiſſenſchaften" (London 1605, lateiniſch erſt 1623) und die „Essays" (1595). — [3] Leſſing hat das Werk des Spaniers Juan Huarte Navarro (geb. um 1530), „Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften", ins Deutſche überſetzt (Zerbſt 1752). Dort heißt es S. 152 f.: „Und daher kömmt es

das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben, so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich sein könnte; aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre: wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne notwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dolmetscher nur so viel mitteilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Klasse von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten, auch nur in Europa zusammen, nicht mehr Menschen sein, welche Lateinisch könnten und doch nicht imstande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele ist für den Teufel Seele: oder, wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studierten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

---

nun, daß die Sprachgelehrten als Leute von einem starken Gedächtnisse, womit sie den ersten Grad der Einbildungskraft verbinden, notwendig wenig Verstand haben können und so sein müssen, wie sie das Sprichwort [des Rojas] abmalet."

Sein Votum alſo, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Geſetz gewiß: wenn es auch nicht noch obendarein unchriſtlich wäre; wie ſchon daraus zu vermuten, daß es unbillig iſt. — Ich verſtehe aber unter unchriſtlich, was mit dem Geiſte des Chriſtentums, mit der letzten Abſicht desſelben ſtreitet. Nun iſt, ſoviel ich, mit Erlaubnis des Herrn Hauptpaſtor Goeze, davon verſtehe, die letzte Abſicht des Chriſtentums nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkommen, woher ſie will: ſondern unſre Seligkeit vermittelſt unſrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, ſondern als Ingredienz zur Seligkeit notwendig iſt; in welcher am Ende unſre ganze Seligkeit beſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtentums zuwider, lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müſſen dieſe wenige, die niemals Chriſten waren, niemals Chriſten ſein werden, die bloß unter dem Namen der Chriſten ihr undenkendes Leben ſo hinträumen, immer muß dieſer verächtliche Teil der Chriſten vor das Loch geſchoben werden, durch welches der beſſere Teil zu dem Lichte hindurch will. Oder iſt dieſer verächtlichſte Teil nicht der wenigſte? Muß er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? — Was für ein Chriſtentum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Chriſtentume noch nicht einmal der größere Haufe ſo anhängt, wie ſich's gehöret? — Wenn nun auch von dieſen Namenchriſten ſich einige ärgerten, einige von ihnen auf Veranlaſſung in ihrer Sprache geſchriebener freigeiſterischen Schriften ſogar erklärten, daß ſie nicht länger ſein wollten, was ſie nie waren: was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: „Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt[1]?“ Wer, ehe er zu handeln, beſonders zu ſchreiben beginnt, vorher unterſuchen zu müſſen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewichte, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde: der entſage doch nur gleich allem Handeln, allem

[1] Leſſings Überſetzung: „Haben ſich nicht an dem Herrn ſelbſt einige ſeiner Schüler geärgert und ſind von ihm abgewichen?“

Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu raten, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern als der lateinischen Sprache bedienen dürften; mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon itzt damit beschaffen: und wie meinet man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urteile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpastor S. 79 und 80[1] über diesen Punkt sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es „vergönnt bleiben könne", Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen", heißt es alldort, „verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu

[1] In der Schrift „Etwas Vorläufiges", in der Schlußanmerkung, wo Goeze die Regierungen dadurch gegen Lessing zu hetzen sucht, daß er die Befürchtung ausspricht, mit der Ehrerbietung gegen die Heilige Schrift und Religion werde in den Herzen der Untertanen auch zugleich die Bereitwilligkeit, ihren Oberherrn den schuldigen Gehorsam zu leisten, und der Abscheu gegen Rebellion ausgelöscht werden. Dann heißt es unmittelbar vor dem von Lessing angeführten Satze: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, daß die Zeit nahe sei, welche diesem unsinnigen Unfuge ein Ende machen wird, und daß große Herren, um ihrer eigenen Sicherheit willen, oder wenigstens zu verhüten, daß sie, als Gottes Statthalter, als Liebhaber des Lebens, nicht nötig haben werden, Schwert und Rad zur Rache über die Übeltäter gebrauchen zu dürfen, solchen Toren und den verwegenen Ausbrüchen ihres Unsinns Grenzen setzen werden."

machen." — Aber von wem ſoll die Entſcheidung abhangen, wer ein geſetzter und verſtändiger Mann iſt? Iſt der bloß ein „verſtändiger" Mann, der Verſtand genung hat, die Verfolgung zu erwägen, die er ſich durch ſeine Freimütigkeit zuziehen würde? Iſt der bloß ein „geſetzter" Mann, der gern in dem bequemen Lehnſtuhle, in den ihn ſein Amt geſetzt hat, ruhig ſitzen bliebe und daher herzlich wünſcht, daß auch andre, wenn ſie ſchon ſo weich nicht ſitzen, dennoch ebenſo ruhig ſitzen bleiben möchten? Sind nur das „beſcheidene" Einwürfe, die ſich beſcheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die ſich beſcheiden, nur ſo weit ſich zu entwickeln, als ohngefähr noch eine Antwort abzuſehen iſt?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpaſtor fährt fort: „Es wird ſolches nötig ſein, um die Lehrer in Otem zu erhalten" — So? nur darum? So ſoll alle Beſtreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte ſein? Sobald der Präſes dem Opponenten einen Wink gibt; ſobald der Opponent merkt, daß der Reſpondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präſes zu ſehr hungert, als daß dieſer ſelbſt mit gehöriger Ruhe und Umſtändlichkeit darauf antworten könne: muß die Disputation aus ſein? müſſen Präſes und Opponent freundſchaftlich miteinander zum Schmauſe eilen? — Doch wohl nein; denn der Herr Hauptpaſtor ſetzt ja noch hinzu: „und um ſolche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Chriſtenheit von dem neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert beinahe völlig zugrunde gegangen wäre." — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpaſtor wohl, daß ſelbſt in dieſen barbariſchen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die chriſtliche Religion gemacht wurden, als die Geiſtlichen zu beantworten Luſt hatten? Bedenkt er wohl, daß dieſe Zeiten nicht darum der chriſtlichen Religion ſo verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte: ſondern darum, weil ſich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpaſtor will, daß unſere werden ſollen?

Fünfter.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est[1].

Augustinus ad Dioscorum.

O glückliche Zeiten, da die Geiſtlichkeit noch alles in allem war — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpaſtor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen Abſicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn ſie nicht hören wollen, ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in welchen der Same der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind reifet. Heute ein Dichter: morgen ein Königsmörder. Clément, Ravaillac, Damiens[2] ſind nicht in den Beichtſtühlen, ſind auf dem Parnaſſe gebildet.

Doch auf dieſem Gemeinorte des Herrn Hauptpaſtors laſſe ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Itzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug iſt, vollends klarmachen, daß Herr Goeze ſchlechterdings nicht geſtattet, was er zu geſtatten ſcheinet; und daß eben das die Klauen ſind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter ſchlagen zu können ſich ſo ärgert.

Ich ſage nämlich: es iſt mit ſeiner Erlaubnis, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er gibt ſie und gibt ſie nicht: denn er verklauſuliert ſie von allen Seiten ſo ſtreng und rabuliſtiſch, daß man ſich Gebrauch davon zu machen wohl hüten muß.

Die Klauſel, in Anſehung der Sprache, habe ich genugſam beleuchtet. Auch habe ich die Klauſel in Anſehung der Perſonen

[1] „Die Erkenntnis der Wahrheit iſt geeignet, alles Falſche, wenn es nur einmal laut ausgeſprochen wird, auch wenn es früher unerhört war, zu prüfen und zu widerlegen.“ — [2] Jacques Clément, der 1589 Heinrich III. von Frankreich ermordete, war ein Dominikanermönch, François Ravaillac, durch den deſſen Nachfolger Heinrich IV. 1610 fiel, gehörte dem geiſtlichen Orden der Feuillants an und tötete den König aus religiöſem Fanatismus. Robert François Damiens, der 1757 auf Ludwig XV. ein Attentat machte, hatte im Jeſuitenkollegium gebient und ſollte ſeine Tat angeblich im Dienſte der Jeſuiten verübt haben.

und der Abſicht berührt. Aber noch iſt die Klauſel in Anſehung der Punkte ſelbſt übrig, welche die Einwürfe nur ſollen treffen können; und dieſe verdient um ſo mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger ſie klingt, je weniger man, dem erſten Anſehen nach, etwas dagegen einzuwenden haben ſollte.

„Nur müßte", ſind die Worte des Herrn Hauptpaſtors, „der angreifende Teil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Chriſtenheit glaubt, daß ſie geredet und geſchrieben haben, getrieben von dem Heiligen Geiſte[1], als Dummköpfe, als Böſewichter, als Leichenräuber zu läſtern."

Wie geſagt, dieſes klingt ſo billig, daß man ſich faſt ſchämen ſollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch iſt es im Grunde mehr nicht als Pfiff oder Armſeligkeit. Denn verſtehen wir uns nur erſt recht!

Will der Herr Hauptpaſtor bloß, daß der angreifende Teil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anſtatt aller Gründe, zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Teil auch die Freiheit nicht haben müßte, ſolche Dinge und Tatſachen zu berühren, aus deren Erweiſung erſt folgen würde, daß den Apoſteln jene Benennungen *gewiſſermaßen* zukommen? Das iſt die Frage, deren er ſich wohl nicht verſehen hat.

Will er bloß jenes, ſo iſt ſeine Forderung höchſt gerecht; aber ſie betrifft eine Armſeligkeit, über die ſich der Chriſt lieber hinwegſetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf; ſie mögen wider ihn ſelbſt oder wider ſeinen Glauben gerichtet ſein. Ruhige Verachtung iſt alles, was er ihnen entgegenſetzt. Wehe ſeinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn beſtreite, und ihn doch beſtreitet! —

Will der Herr Hauptpaſtor aber auch zugleich dieſes: ſo geht er mit Pfiffen um, deren ſich nur eine theologiſche *Memme* ſchuldig macht; und jeder muß ſich ihm widerſetzen, dem die Wahrheit der chriſtlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die chriſtliche Religion kranke Stellen, die ſchlechterdings keine

[1] 2. Epiſtel Petri, Kap. 1, V. 21.

Betaſtung dulden? die man ſelbſt der Luft nicht auslegen darf? Oder hat ſie keine ſolche Stellen: warum ſollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles ſagen dürfe, was man gegen ſie ſagen könnte“? Dieſer Vorwurf iſt ſo erniedrigend, iſt ſo marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologiſche Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu ſehen wünſchen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht daß mir der theologiſche *Renommiſt* lieber wäre, welcher mitten vom Pflaſter dem leuteſcheuen Freigeiſte, der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnippchen ſchlägt und trotzig zuruft: „Komm heraus, wenn du was haſt!“ Ich kann beide nicht leiden; und das ſonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Memme und Renommiſt in einer Perſon ſind. Sondern ich glaube, daß der *wahre* Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt: zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft; zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

So viel gegen die Foderung des Herrn Hauptpaſtors, im allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl ſein ſollen, der ſich einer Freiheit bedienet, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er ſich denn ihrer bedienet? Wo hat er denn die Apoſtel als Dummköpfe, Böſewichter, Leichenräuber geläſtert? Ich biete dem Herrn Hauptpaſtor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit ſolchen Ehrentiteln um ſich wirft. Der Herr Hauptpaſtor ſind es einzig und allein ſelbſt, dem ſie hier zuerſt über die Zunge oder aus der Feder — zuerſt in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apoſtel läſtern, damit er den Ungenannten läſtern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit ſchützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchſtäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat ſogar nichts von den Apoſteln poſitiv behauptet, was ſie derſelben würdig machen könnte; nirgends ihnen den Gehalt derſelben gerade auf den Kopf zugeſagt.

Es iſt nicht wahr, daß mein Ungenannter ſchlechthin ſagt:

„Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen Leichnam gestohlen.“ Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen noch überweisen wollen. Er sahe zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchstwahrscheinlicher Verdacht, ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sei durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein *ἅπαξ λεγόμενον*[1] sei, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene; und hier desto weniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich sein kann: wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur insoweit präjudiziert, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Grenzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das Wahrscheinliche für wahr, das Glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede

[1] Ein an keiner anderen Stelle vorkommender Ausspruch.

iſt, daß er, ſage ich, dieſen uns in aller Abſicht ſo teuren Männern die ſchimpflichen Namen „Betrüger, Böſewichter, Leichenräuber" würde erſpart haben, die dem Herrn Hauptpaſtor ſo geläufig ſind.

Und zwar würde er ſie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erſpart haben, nicht bloß aus Beſorglichkeit, das Kalb, wie man zu ſagen pflegt, zu ſehr in die Augen zu ſchlagen; ſondern er würde ſie ihnen erſpart haben, weil er überzeugt ſein mußte, daß ihnen zuviel damit geſchähe.

Denn wenn es ſchon wahr iſt, daß moraliſche Handlungen, ſie mögen zu noch ſo verſchiednen Zeiten, bei noch ſo verſchiednen Völkern vorkommen, in ſich betrachtet, immer die nämlichen bleiben: ſo haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es iſt ungerecht, irgendeiner eine andere Benennung zu geben als die, welche ſie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun iſt es erwieſen und ausgemacht, daß die älteſten und angeſehenſten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Abſicht geſchiehet, für keinen Betrug gehalten und dieſe nämliche Denkungsart den Apoſteln beizulegen ſich kein Bedenken gemacht haben. Wer dieſen Punkt von einem unverdächtigen Theologen ſelbſt belegt und aufs reine gebracht leſen will, der leſe Ribovs[1] Programm „De Oeconomia patrum". Die Stellen ſind unwiderſprechlich, die Ribov daſelbſt mit Verſchwendung zuſammenträgt, um zu beweiſen, daß die Kirchenväter faſt ohne Ausnahme der feſten Meinung geweſen, „integrum omnino doctoribus et coetus christiani antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant[2]". Auch ſind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Apoſteln ſelbſt eine dergleichen *οἰκονομίαν*[3], eine dergleichen falsitatem dispensativam[4] beilegen, ebenſo unleugbar. Was Hieronymus unter

[1] Georg Heinrich Ribov (1703—74), „De oeconomia patrum et methodo disputandi *κατ' οἰκονομίαν*" (Göttingen 1748). — [2] „Daß die Kirchenlehrer und die Vorſteher der chriſtlichen Gemeinden es für durchaus erlaubt hielten, Liſten zu erſinnen, Lügen unter die Wahrheit zu miſchen und zumal die Feinde des Glaubens zu betrügen, wenn ſie dadurch nur der Wahrheit Vorteil und Nutzen brächten." — [3] Politik. — [4] Verzeihlicher Betrug.

andern vom heiligen Paulus versichert*, ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns itzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vorteile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig: kann falsch Zeugnis ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Tatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem a l l e n fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu e i n e m für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in ebendem Geiste, in welchem wir itzt in Ansehung dieses e i n e n über sie urteilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Ansehung des ü b r i g e n urteilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefodert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehendern Gesetzen begangen war, nach spätern geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der Tat zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Täters zu unsrer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir b e t r o g e n sind; aber er hat sich wohl gehütet zu sagen, daß wir von B e t r ü g e r n b e t r o g e n sind.

Vielmehr spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erstere geglaubt habe, selbst einen B e t r u g, um einen Pöbel in Har-

* „Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit[1]!"

[1] „Wie weiß Paulus bei den Zeugnissen, die er aus dem Alten Testament entnimmt, künstlich, klug, mit Verhüllung seiner eigentlichen Absichten zu verfahren!"

niſch zu bringen, der keinen Unterſchied zu machen fähig iſt. Ob aber dieſe Abſicht auch zu den Abſichten gehört, die einen Betrug entſchuldigen, das laſſe ich dahingeſtellt ſein. Ich ſehe wenigſtens den Nutzen, der daraus entſpringen ſoll, noch nicht ein; und ich muß erſt erfahren, ob ſelbſt der Pöbel itziger Zeit nicht ſchon klüger und vernünftiger iſt als die Prediger, die ihn ſo gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß ſehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apoſtel es ebenfalls gemacht, wie es alle Geſetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er ſchreibt und prediget, nicht ſo recht auf. Er ſpricht alſo mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und ſchreiet, daß mein Ungenannter die Apoſtel als Betrüger und Böſewichter läſtere. — Das klingt! das tut Wirkung! — Vielleicht, wie geſagt, aber auch nicht. Denn auch der geringſte Pöbel, wenn er nur von ſeiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer; anſtatt daß es bei gewiſſen Predigern ein Grundgeſetz iſt, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig ſtehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren ſtanden. Sie reißen ſich nicht von dem Pöbel — aber der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los.

SECHSTER.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex[1].

Hieron. adv. Ruffinum.

Ich habe erwieſen (Anti-Goeze III), daß die Vorteile, welche die Religion objektive aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen ſie angeht, ſo weſentlich und groß ſind, daß aller ſubjektive Nachteil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entſtehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch ſchon daher klar iſt, weil der ſubjektive Nach-

[1] „Es iſt nichts Kleines, deſſen mich der oberſte Prieſter einer ſo großen Stadt beſchuldigt."

teil nur so lange dauert, bis der objektive Vorteil sich zu äußern beginnet, in welchem Augenblicke sofort objektiver Vorteil auch subjektiver Vorteil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste verstehet, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgendeine Weise einzuschränken; weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (Anti-Goeze IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (Anti-Goeze V); indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben *wollen*, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch sein mögen, in ihrer Geburt zu ersticken oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sei denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrtum verfolget, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrtum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrtümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vorteil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung[1] von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde?

Als Hieronymus eine, seinem eignen Urteile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — es waren des Origenes Bücher *περὶ ἀρχῶν*[2]. Man merke wohl: *übersetzte*! Und *übersetzen* ist doch wohl mehr als bloß *herausgeben* — als er diese

[1] Strafe. — [2] Von den Grundlehren.

gefährliche Schrift in der Abſicht überſetzte, um ſie von den Verkleiſterungen und Verſtümmelungen eines andern Überſetzers, des Ruffinus[1], zu retten, d. i. um ſie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateiniſchen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewiſſe schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein ſehr ſtrafbares Ärgernis auf ſeiner Seele: was war ſeine Antwort? „O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit[2].“ — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich ſagen wollen. Und es wäre doch erſtaunlich, wenn es auch damals ſchon unter den chriſtlichen Lehrern Leute gegeben hätte wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch ſchon für mich auch gegeben*. „Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleichet, dem Geſundheitsrate anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben?“

Freilich, als ich die „Fragmente“ herauszugeben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch, den Umſtand noch nicht, den ich zur Entſchuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rückſicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen ſcheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden ſei, an mehrern Orten vorhanden ſei und in der Handſchrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich ſcheine auch nur mich dieſes Umſtandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine ſehr unſchuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefodert wurde, mehr daraus mitzuteilen. Ja, ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Auf-

* Anti-Goeze I, S. 4[3].

[1] Ruffinus (um 335—395), grauſamer und ſelbſtſüchtiger Günſtling des Kaiſers Theodoſius; mit ſeinem Vornamen Tyrannius wurden ſeine Anhänger als schola tyrannica (vgl. Z. 5) bezeichnet. — [2] „Welch eine außerordentliche Unverſchämtheit! Sie klagen den Arzt an, daß er die Gifte aufgezeigt habe.“ — [3] S. 228 dieſes Bandes, Z. 10 ff.

foderung würde getan haben, was ich getan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas ſpäter getan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubiſche Achtung gegen jedes geſchriebene und nur geſchrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfaſſer die Welt damit belehren oder vergnügen *wollen*. Es jammert mich, wenn ich ſehe, daß Tod oder andere, dem tätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Urſachen ſo viel gute Abſichten vereiteln können; und ich fühle mich ſofort in der Befaſſung, in welcher ſich jeder Menſch, der dieſes Namens noch würdig iſt, bei Erblickung eines ausgeſetzten Kindes befindet. Er begnügt ſich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeſchädigt und ungeſtört da liegen zu laſſen, wo er es findet: er ſchafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigſtens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere: nachdem ihm das eine mehr angelächelt als das andere; nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrücket als das andere.

Gerade ſo *wünſchte* ich wenigſtens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch ſo viel Lumpen mehr dergeſtalt verarbeitet werden müßten, daß ſie Spuren eines unſterblichen Geiſtes zu tragen fähig würden? — *wünſchte* ich wenigſtens, alle und jede ausgeſetzte Geburten des Geiſtes mit eins in das große, für ſie beſtimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können: und wenn ich deren ſelbſt nur wenige wirklich dahin bringe, ſo liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich tue, was ich kann; und jeder tue nur ebenſoviel. Selbſt die Urſache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher dieſe als jene hinbringe, warum ich mir von dem geſundern und freundlichern Findlinge den Finger umſonſt muß drücken laſſen: ſondern es wirken auch hier meiſtens ſo viel kleine unmerkliche Urſachen zuſammen, daß man mit Recht ſagen kann: **habent sua fata libelli**[1].

Aber nie habe ich dieſe meine Schwachheit — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, zum Bibliothekar geboren oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloſet bin — nie habe

[1] „Die Bücher haben ihre Schickſale.“ Terentianus Maurus, „Carmen heroicum“, V. 258.

ich dieſe meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preiſen. Ich bin ſehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin ſehr glücklich, daß ich dieſes Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidniſchen Philoſophen, welche in den erſten Jahrhunderten wider das Chriſtentum ſchrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius[1] der gefährlichſte geweſen ſein, ſowie er, aller Vermutung nach, der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte war. Denn ſeine 15 Bücher κατὰ χριστιανῶν[2] ſind auf Befehl des Conſtantinus und Theodoſius ſo ſorgſam zuſammengeſucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übriggeblieben[3]. Selbſt die dreißig und mehr Verfaſſer, die ausdrücklich wider ihn geſchrieben hatten, worunter ſich ſehr große Namen befinden, ſind darüber verloren gegangen; vermutlich weil ſie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt ſollte, angeführet hatten. — Wenn es aber wahr ſein ſollte, was Iſaak Voſſius[4] den Salvius[5] wollen glauben machen*, daß demohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieſer ſo fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden ſei; in der Mediceiſchen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber ſo heimlich gehalten werde, daß niemand es leſen, niemand das geringſte der Welt daraus mitteilen dürfe: wahrlich, ſo möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar ſein, und wenn ich Großherzog zugleich ſein könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieſer Bedingung ſein, damit ich ein der Wahrheit und dem Chriſtentume ſo nachteiliges Verbot geſchwind aufheben, geſchwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaſte drucken laſſen und geſchwind das Großher-

* Ritmeieri[6] Conringiana Epistolica p. 71.

[1] Der Neuplatoniker Porphyrios (etwa 232—304). — [2] „Gegen die Chriſten.“ — [3] Eine Anzahl Bruchſtücke ſind bei den Kirchenvätern erhalten. — [4] Iſaak Voſſius (1618—89), berühmter Philolog. — [5] Johann Salvius, Baron Adler (1590—1652), ſchwediſcher Gelehrter und Staatsmann. — [6] Chriſtoph Heinrich Rittmeier (1671—1719) gab die Briefe des vielſeitigen Gelehrten und Staatsmannes Hermann Conring (1606—81) heraus: „Conringiana epistolica sive animadversiones variae eruditionis ex Hermanni Conringii miscellaneis nondum editis libatae“ (Helmſtädt 1708).

zogtum, welches mir itzt ſchon im Gedanken zur Laſt iſt, geſchwind wieder an ſeine Behörde abgeben könnte. —

Abälard[1] iſt der Mann, den ich oben* in Gedanken hatte, als ich ſagte, daß ſelbſt in jenen barbariſchen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Luſt hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu ſchicken bereit waren, der ſich mit ſeinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn ſollte man wohl glauben, daß trotz den Streitigkeiten, welche der heilige Bernhardus[3] dem Abälard gegen verſchiedene ſeiner Schriften erregte, trotz der Sammlung, welche Amboiſe[4] mit ſeiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte, trotz den Nachleſen, welche Martène und Durand[5] und B. Pez[6] zu dieſer Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgeſinnungen desſelben vornehmlich zu erſehen ſein müßten? D'Achery[7] hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek, gefunden, hatte eine Abſchrift davon genommen und war willens, es drucken zu laſſen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rate gehen, und ſo konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, „in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat“[8], ward zu „ewigen Finſterniſſen“

* Anti=Goeze IV, S. 16[2].

[1] Abälard (1079—1142), berühmter freigeſinnter Theolog. — [2] S. 253 dieſes Bandes, Z. 26 ff. — [3] Bernhard von Clairvaux, 1090—1153. — [4] François d'Amboiſe (1550—1620) lieferte in Paris 1616 die erſte Ausgabe der Werke Abälards. — [5] Edmond Dom Martène (1654—1739) und Urſin Durand, „Thesaurus novus Anecdotorum“ (Paris 1717). — [6] Bernhard Pez (1683 bis 1735), „Thesaurus anecdotorum novissimus, seu veterum monumentorum, praecipue ecclesiasticorum, ex Germanicis potissimum bibliothecis adornata collectio recentissima“ (Augsburg 1721—23). — [7] Jean Luc Dom d'Achéry (1609—85), gelehrter Benediktiner, „Veterum aliquot scriptorum qui in Galliae bibliothecis, maxime Benedictinorum, latuerant Spicilegium“ (Paris 1655—77). — [8] „In der er, vom Geiſte getrieben, alle Myſterien der chriſtlichen Religion von zwei Standpunkten aus behandelt.“ Vollſtändig iſt das Zitat aus Martène und Durand in Leſſings Anmerkungen zur Gelehrtengeſchichte enthalten. Das damals noch unterdrückte Werk Abälards „Sic et non“ behandelt die dogmatiſchen Widerſprüche der Kirchenväter und wurde zuerſt von Victor Couſin (Paris 1836), dann vollſtändig von Henke und Lindenkohl (Marburg 1851) herausgegeben.

verdammet*. Die Abſchrift des D'Achery kam in die Hände des Martène und Durand; und dieſe, welche ſo viel hiſtoriſchen und theologiſchen Schund dem Untergange entriſſen hatten, hatten ebenſowenig das Herz, noch ein bißchen Schund mehr der Welt aufzubewahren; weil es doch nur philoſophiſcher Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich laſſe dich ſo gewiß drucken, ſo gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünſchen, einer zu ſein, könnte ich faſt, wenn man nur als ein ſolcher mehr dergleichen Manuſkripte zu ſehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erſte Jahr wieder aus dem Orden geſtoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken laſſen, wozu mir der Orden den Vorſchub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken ſchlagen; und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpſtiſchen Hierarchie ſo zuträglich iſt, auch dem wahren Chriſtentume zuträglich ſein könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Miſſetat durch das Jucken entſchuldigen wollen, welches man, ſie zu begehen, unwiderſtehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit iſt, dich verlaſſener Handſchriften anzunehmen, ſo leide auch für deine Schwachheit. Genug, von dieſer Handſchrift hätte ſchlechterdings nichts müſſen gedruckt werden, weil ſie wenigſtens ebenſo ſchlimm iſt als das ‚Toldos Jeſchu'[1]."

Wohl angemerkt! Und alſo hätte auch wohl „Toldos Jeſchu" nicht müſſen gedruckt werden? Alſo waren die, welche es unter uns bekannt und durch den Druck bekannt machten, keine Chriſten? Freilich war der, welcher es den Chriſten zuerſt gleichſam unter die Naſe rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus[2]?

* Thes. Anecdot. T. V. Praef.

[1] Goeze ſagt: „Den Juden wird inſonderheit das letzte Fragment ſehr willkommen ſein und ihnen zur Beſtärkung in ihrem Unglauben und in ihrer feindſeligen Geſinnung gegen Jeſum und gegen ſeine Religion beſſere Dienſte tun als ihr Toldos Jeſchu." „Toldos Jeſchu" („Geſchichte Jeſu") iſt eine von dem Nürnberger Polyhiſtor Johann Chriſtoph Wagenſeil (1633—1705) herausgegebene jüdiſche Schmähſchrift gegen Chriſtus. — [2] Als erſten Herausgeber der „Toldos Jeſchu" nennt Wagenſeil den Prädikantenmönch Raymundus Martini (gegen das Ende des 13. Jahrhunderts), als zweiten einen etwas jüngeren Kartäuſer Por-

Aber Luther? Und Wagenſeil, der ſogar das hebräiſche Original retten zu müſſen glaubte! O der unbeſonnene, der heimtückiſche Wagenſeil! Sonſt bekam unter tauſend Juden kaum einer das „Toldos Jeſchu“ zu leſen: nun können es alle leſen. Und was er auch ſonſt noch einmal vor dem Richterſtuhl Gottes ſchwer wird zu verantworten haben, der böſe Wagenſeil! Aus ſeiner Ausgabe hat der abſcheuliche Voltaire ſeine ſkurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlaſſen haben würde, wenn er das Buch erſt in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufſuchen müſſen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor? Ich ſetze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müſſen bleiben laſſen, wenn Wagenſeil das Läſterbuch anſtatt hebräiſch und lateiniſch hebräiſch und deutſch hätte drucken laſſen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es iſt, wenn die Schriften wider die Religion nur lateiniſch zu haben ſind. Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor?

Indes, Herr Hauptpaſtor, hat doch Wagenſeil in der weitläuftigen Vorrede zu ſeinen „Telis igneis Satanae“[1] ſein Unternehmen ſo ziemlich gut verteidiget. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus herſetze, in welcher auch ich mit eingeſchloſſen zu ſein glaube? Es iſt die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. „Neque vero legere tantum haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt[2].“

---

chetus Salvaticus. Luther habe die Schrift nach Porchetus ins Deutſche überſetzt. — [1] Wagenſeils „Tela ignia Satanae“ (Altdorf 1681) ſind eine verdienſtvolle Sammlung jüdiſcher Schriften gegen das Chriſtentum. — [2] „Aber fromme und gelehrte Männer haben es von jeher bis auf die Gegenwart für berechtigt gehalten, nicht nur die Schriften der Ketzer zu leſen, ſondern auch ihre Lehren offenbar zu machen, die von ihnen verfaßten Bücher, ſei es in Bruchſtücken oder Auszügen, ſei es vollſtändig, zu veröffentlichen, meiſt mit beigefügten Widerlegungen, manchmal aber auch ohne ſolche, ja, auch die Läſterungen gottloſer Leute wiederzugeben.“

SIEBENTER.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare et qua mente defendat[1].

Quinctilianus.

Aber der Herr Paſtor wird ärgerlich werden, daß ich ihm ſo Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwiſchen kann. Er wird ſchon itzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwiſchen ſuchen und ſagen: „Ei, wer ſpricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe ſich freilich noch ſo ſo beſchönigen. Das eigentliche Verbrechen ſtecket da, daß der Herausgeber der ‚Fragmente' zugleich die ‚Advokatur des Verfaſſers'[2] übernommen hat."

Advokatur? Die Advokatur des Verfaſſers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advokatur, die ich an ſeiner Statt übernommen? Die Advokatur iſt die Befugnis, vor gewiſſen Gerichten gewiſſe Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine ſolche Befugnis gehabt habe, wüßte ich garnicht. — Es wäre denn, daß man ſeine Befugnis, den geſunden Menſchenverſtand vor dem Publico zu verteidigen, darunter verſtehen wolle. Doch dieſe Befugnis hat ja wohl ein jeder von Natur; gibt ſich ja wohl ein jeder von ſelbſt; braucht keiner erſt lange von dem andern zu übernehmen. Sie iſt weder eine Fleiſchbank noch ein Paſtorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpaſtor die Worte ſo zu mäckeln! So genau bei ihm auf das zu ſehn, was er ſagt; und nicht vielmehr auf das, was er ſagen will? Er will ſagen, daß ich übernommen, der Advokat des Ungenannten zu ſein; mich zum Advokaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er ſagen; und ich wette zehne gegen eins, daß ihn kein Karrenſchieber anders verſteht. —

So habe er es denn auch geſagt! — Wenn ich nur ſähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte,

---

[1] „Man darf auch nicht nur darauf ſehen, was für eine Sache ein tüchtiger Mann verteidigt, ſondern auch, warum und in welcher Geſinnung er es tut." — [2] Zitat aus Goezes „Etwas Vorläufiges", S. IV (Neudruck, S. 3).

was für einen Begriff der Herr Hauptpaſtor von einem Advokaten ſich mache, ſo wollte ich den geraden Weg, in ſeine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpaſtor wohl wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff ſich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advokaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter dieſem Namen meinen, der der Geſetze genau kundig iſt und keinen Handel übernimmt, als ſolche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt iſt? — Nein, nein; den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend geſagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig ſo, wie ſie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie geſagt: vielmehr habe ich gerade das Gegenteil geſagt. Ich habe geſagt und erwieſen, daß, wenn der Ungenannte auch noch in ſo viel einzeln Punkten recht habe und recht behalte, im ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen ſcheine.

Ich darf kühnlich hinzuſetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich ſehen wird. Genug, daß billige Leſer Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nötig iſt, und Leſer von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringſten dieſer Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich geſagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugetan ſei: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der „Fragmente“ befaßt, nie das geringſte geſchrieben oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte, ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welchen ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlich-lutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Sozinianer[1] und Neulinge verteidiget habe.

Dieſe Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpaſtor größtenteils ſelbſt, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt ſeinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erſt auf einmal den Teufel in mir, der ſich, wo nicht in einen Engel

[1] Vgl. S. 213 dieſes Bandes, Anm. 4.

des Lichts, doch wenigſtens in einen Menſchen von eben nicht dem ſchlimmſten Schlage verſtellt hatte? Sollte ich wirklich umgeſchlagen ſein, ſeitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr atme? Sollten mich mehrere und beſſere Kenntniſſe und Einſichten, die ich ſeit unſrer Trennung zu erlangen ebenſoviel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem ſtürmiſchen Alter brauſender Aufwallungen vermieden habe, itzt erſt nachläſſig ſcheitern, da ſanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich ebenſo freudig zu landen hoffe als er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Menſch, aber der Herr Hauptpaſtor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat ſich ſeiner Sehe[1] bemeiſtert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae[2]? — Doch ich muß meinen Nachtiſch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advokatur zurück und ſage: der wahre eigentliche Advokat meines Ungenannten, der mit ſeinem Klienten über den anhängigen Streit ein Herz und eine Seele wäre, bin ich alſo nicht, kann ich alſo nicht ſein. Ja, ich kann auch nicht einmal der ſein, der von der Gerechtigkeit der Sache ſeines Klienten nur eben einen kleinen Schimmer hat und ſich dennoch, entweder aus Freundſchaft oder aus andern Urſachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Schikane begibt, feſt entſchloſſen, jeden Windſtoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu ſetzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder ſoviel Verdruß noch ſoviel Mühe machen würden: wenn es nicht das Verlangen wäre, ſie ſo bald als möglich, ſie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen.

Bei Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis itzt noch wenig Parade damit machen wollen, iſt darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig iſt dieſes Verlangen;

---

[1] Früher häufig und jetzt noch mundartlich für „Auge" und „Sehvermögen". — [2] „Erzürnen ſich himmliſche Seelen ſo ſehr?" Virgil, „Äneis", Buch 1, V. 11.

höchſt eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern ſelbſt noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die „Fragmente" meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß ſie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten ſo mancherlei Dinge, welche mein bißchen Scharfſinn und Gelehrſamkeit gehörig auseinanderzuſetzen nicht zureicht. Ich ſehe hier und da, auf tauſend Meilen, keine Antwort; und der Herr Hauptpaſtor wird ſich freilich nicht vorſtellen können, wie ſehr eine ſolche Verlegenheit um Antwort ein wahrheitliebendes Gemüt beunruhiget.

Bin ich *mir* denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich ſelbſt, meine Beruhigung zu ſuchen, wo ich ſie zu finden glaube? Und wo konnte ich ſie beſſer zu finden glauben als bei dem Publico? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum ſeine einzelne *zeitliche* Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern ſchuldig iſt. Aber auch ſeine *ewige*? Was vor Gott und dem[1] Menſchen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpaſtor. —

Allerdings habe ich keine *beſondere* Erlaubnis gehabt, von den mir anvertrauten literariſchen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen[2] der Welt mitzuteilen. Ich habe dieſe beſondere Erlaubnis in der allgemeinen mit eingeſchloſſen zu ſein geglaubt, die mir mein gnädigſter Herr zu erteilen geruhet. Habe ich durch dieſen Glauben mich ſeines Zutrauens unwürdig bezeigt: ſo beklage ich mein Unglück und bin ſtrafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen; wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Prieſters bewahret!

Und was wird dieſer zornige Prieſter nun vollends ſagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte ſelbſt an das Licht zu treten ſich nicht übereilen wollen. Daß

---

[1] Vielleicht Druckfehler für „den". — [2] Epiſtel Pauli an die Römer, Kap. 12, V. 20.

ich ihn ſchon itzt an das Licht gezogen, iſt nicht allein ohne ſeinen Willen, ſondern wohl gar wider ſeinen Willen geſchehen. Dieſes läßt mich der Anfang eines Vorberichts beſorgen, der mir unter ſeinen Papieren allerdings ſchon zu Geſichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienſte ſeines Einführers in die Welt entſchloß. Er lautet alſo: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, iſt ſchon vor vielen Jahren von mir aufgeſetzt worden. Jedoch habe ich ſie bei Gelegenheit eines öftern Durchleſens an manchen Stellen vermehrt, an andern eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemütsberuhigung war vom erſten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederſchrieb; und ich bin nachher nimmer auf den Vorſatz geraten, die Welt durch meine Einſichten irrezumachen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im verborgenen, zum Gebrauch verſtändiger Freunde, liegenbleiben; mit meinem Willen ſoll ſie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor ſich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wütenden Religionseifer ſetzen ſollte. Lieber mag der Weiſe ſich des Friedens halber unter den herrſchenden Meinungen und Gebräuchen ſchmiegen, dulden und ſchweigen, als daß er ſich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen ſollte. Denn ich muß es zum voraus ſagen: die hierin enthaltenen Sätze ſind nicht katechismusmäßig, ſondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und Ausübung der Menſchenliebe und Tugend. Da ich aber mir ſelbſt und meinen entſtandenen Zweifeln zureichend Genüge tun wollte, ſo habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir ſo manche Anſtöße gemacht hatte, von Grund aus zu unterſuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit beſtehen könne oder nicht!"

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpaſtor, was haben Sie da geleſen! Nicht wahr? ſo gar ſtrafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller ſeiner Freigeiſterei doch noch ſo ehrlich, daß er die Welt durch ſeine Einſichten nicht irremachen wollte; und ich, ich trage kein Bedenken, ſie durch fremde Einſichten irrezumachen. Der Un-

genannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es itzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unsrer allerheiligsten Religion zu erregen[1]. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Ärgernis; fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wütenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzu frühzeitige Äußerungen weder sich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Äußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genung kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn, schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor; das ist alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zufolge dieser Gesinnungen, seine Handschrift lieber vernichtet als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleichviel ist, was die Verständigen im verborgenen glauben; wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

[1] Man erwartet hier das Verbum „zu stillen" oder „zu beseitigen". Mit dem überraschenden „erregen" führt Lessing einen wohlgezielten Schlag gegen Goeze.

ACHTER.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae[1].
Hierony. adv. Ruff.

Heida! wo wollte ich in meinem vorigen hin? Es hat ſich wohl[2], daß der Herr Hauptpaſtor den Namen Advokat in ſeiner eigentlichen Bedeutung nehmen ſollte! Advokat heißt bei ſeinesgleichen weiter nichts als Zungendreſcher; und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendreſcher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm; und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der „Reichspoſtreiter"[3], ehedem ſelbſt ein Advokat, ſcheinet, ohne Zweifel aus eigner Erfahrung, ebenden Begriff vom Advokaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu ſehen, welches er neulich in einem ſeiner Beiträge mit einfließen laſſen[4]. Ich weiß die ſchönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advokaten gehöre. Dieſes Epigramm ſoll zu ſeiner Zeit zwiſchen der Börſe und dem Rathauſe in Hamburg einiges Aufſehen gemacht haben, und es hätte dem Verfaſſer leicht ebenſo bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen ſind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er ſelbſt das Epigramm nicht gemacht habe. Dieſes ſchrieb man mir aus Hamburg und ſetzte hinzu: „Das fand ſich auch wirklich. Nicht der Reichspoſtreiter,

---

[1] „Aus dieſer einen Tatſache will ich beweiſen, daß du die eiſerne Stirn eines Fälſchers haſt." — [2] Das iſt ein berechtigter, aber vergeblicher Wunſch. — [3] Albrecht Wittenberg (1728—1807), ſeit 1772 Herausgeber des „Altonaer Reichspoſtreuters" und nach Ziegras Tode auch der „Freiwilligen Beiträge", des Hauptorgans Goezes und ſeiner Partei, die er früher bekämpft hatte. Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 49, Nr. 195. Wittenberg erwiderte den Angriff mit ſeinem „Sendſchreiben an den Herrn Hofrat Leſſing". — [4] „Freiwillige Beiträge", Stück 35:

„An Doktor Schrill:
„Ein großer Advokat iſt Schrill,
Prozeſſe lenkt er, wie er will,
Vom Rechte weiß er zwar nicht viel,
Und meiſtens trifft er weit vom Ziel,
Doch jeden kann er überſchrei'n,
Und braucht er mehr, ein großer Advokat zu ſein?"

sondern des Reichspostreiters Pferd hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich ebensowenig als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen und das Pferd, was es sich schämt, gemacht zu haben, auf den Reiter, so wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maultier[1]: damit gut! — Es sollte mir leid sein, wenn der Reichspostreiter nicht ebensowohl Millers „Jests"[2] als den Dedekind[3] gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advokaten des Ungenannten nennet, so meint er bloß einen gedungnen Zungendrescher, dem es gleichviel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leihet; wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt „Heuremata"[4], anbringen und Richter und Gegenteil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorliebnimmt, ehe jener das Urteil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielet 1) seine ewige Klage über meine Art zu streiten. Dahin zielet 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich

---

[1] Anspielung auf einen Witz des Wittenberger Professors Taubmann, der einigen Edelleuten bewies, ihre Sättel wären Maultiere, weil zwischen einem Esel und einem Pferde das Maultier sei. — [2] James Miller (1703—44), englischer Lustspieldichter. — [3] Friedrich Dedekind (um 1525—98), Verfasser des „Grobianus". — [4] Funde, Einfälle.

mich schon zur Hälfte darüber erklärt*. Ich suche allerdings durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und *weil* er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verrät, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen und auf nichts hinauslaufen, als er. Selbst witzig sein und spotten möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder dessen Pferd hat ihm auch wirklich das Zeugnis gegeben, „daß er die satirische Schreibart *gleichfalls* in seiner Gewalt habe". — Worauf sich aber wohl dieses „gleichfalls" beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl kompetentere Richter erbitten als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor ebensogut als ich die satirische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht recht haben. Denn ich habe die satirische Schreibart, Gott sei Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satire zu nennen pflegen, und was mir hierüber zuschulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat unrecht, wenn man Offenherzigkeit und Wahrheit mit Wärme gesagt als Satire verschreiet. Häckerling und Haber können nicht verschiedner voneinander sein, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren,

* Anti-Goeze II.

was Satire ist. Wenn dein Reiter — sonst genannt der „Schwager"; weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir; das, das ist Satire. Das ist ebenso platte Satire, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkest. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht; ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch m i r vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen[1]. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich betaure den Herrn Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu räsonieren — Sage du selbst, edler Houyhnhnm[2] — man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren — sage du selbst: mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er ebensowenig gutzumachen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartell[3] in die weite Welt getragen, das du großmütig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmest, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartell wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine „Axiomata" nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf und zwingt mich, ihm nicht

[1] Wittenberg hatte früher Lessings „Laokoon", „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" gerühmt, der „Reichspostreuter" noch im 44. Stück des Jahrgangs 1777 Lessings ehrend gedacht. — [2] In „Gullivers Reisen" läßt Swift den Helden in das Land der H o u y n h a m s kommen, edler und kluger Pferde, die den Menschen an Vernunft und Charakter weit überlegen sind und sie deshalb verachten. — [3] Fehdebrief.

als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer tut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Frikassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen*[1]. Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen; denn es ist freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden, und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere oder gar alle in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir sobald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Gryllen[2] und chinesische Fratzenhäuserchen daraus emporsteigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analysierung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu tun hat.

* „Etwas Vorläufiges", Vorrede VII.

[1] Goeze sagt: „Vielleicht entschließe ich mich, wenn ich keine wichtigere und notwendigere Geschäfte habe, aus den neuesten Schriften des Herrn L. die Bilder und Gleichnisse auszuziehen, von denselben nach dem Alphabete ein ordentliches Regiment zu formieren und alsdann diese Lessingischen irregulären Truppen und Marodeurs die Musterung vor dem gesunden Menschenverstande durchgehen zu lassen." — [2] Plinius, „Historia naturalis", Buch 35, Kap. 10, sagt von dem Maler Antiphilus: „Idem jocoso nomine Gryllum ridiculi habitus pinxit, unde hoc genus picturae grilli vocantur." Danach hieß in der Kunst des 18. Jahrhunderts ein verschnörkeltes, dem reinen Stil widersprechendes Ornament „Grillenwerk". „Ägyptische" und „chinesische" Kunst galt der Zeit Lessings nur als komisch und barbarisch.

Lieber, wenn du meineſt, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner „Axiomen" von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu laſſen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute als dem Schwager! Als ob der Herr Hauptpaſtor dich mit mindrer Aufmerkſamkeit hören würde als den Schwager! — Sei du es alſo nur ſelbſt, der dem Herrn Hauptpaſtor meine Wünſche und Erwartungen und Beſorgniſſe mitteilet. Sage du ihm nur ſelbſt, wie ſehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm *belehret* zu werden. Ich bin äußerſt unruhig, bis ich ſeine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu erteilen nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den „Axiomen" hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es ſollte mir ſehr leid tun, wenn er nirgends anbeißen, ſich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlaſſen wollte. Gleichwohl muß ich es leider beſorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm, denke nur, was er mir eben itzt* ſchon im voraus von ſeinem bald zu eröffnenden Feldzuge wiſſen läßt! Da ſteht auf einer Anhöhe eine armſelige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors erſte verjagen. Ich habe ein Hiſtörchen erzählt von einem heſſiſchen Feldprediger (könnte auch ein braunſchweigiſcher geweſen ſein), der auf einer Inſel, die in keiner Geographie ſteht, gute lutherſche Chriſten fand, die von dem Katechismus ſehr wenig und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun iſt ihm das Ding, weil der Reichspoſtreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, ſo unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre; und ich ſoll es ihm beweiſen, wie man wirklich geſchehene Dinge zu

* „Leſſings Schwächen", S. 5[1].

[1] Goeze ſagt: „Inſonderheit aber erſuche ich Sie, ſich vorläufig auf einen beſſeren Beweis der Fabel, die Sie Ihren Leſern auf der 45. Seite der Axiomatum erzählen, zu ſchicken. Denn ich werde, wenn ich bis dahin komme, gegen Ihre Glaubwürdigkeit ſowohl als gegen die Glaubwürdigkeit des angeblichen heſſiſchen Feldpredigers ſehr nachdrücklich proteſtieren."

beweisen pflegt; mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Dokumenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich sein oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die gesamten hessischen Feldprediger wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Kollegen auf den Hals hetzen. Ja, er treibt seine Rache wohl noch weiter und gibt mich bei der englischen Regierung an, der die Bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohltätiger Sturm samt und sonders geschenkt hat[1], daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das tut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur; welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga[2] mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vorderhand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein möglichstes tun, ihn zu befriedigen; vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf: was hindert, daß er indes die historische Wahrheit meiner Erzählung beiseite setzt und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes Wesen gibt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses höchste Wesen demohngeachtet durch ein andres ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen — ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen sind oder keine?“[3] — in beiden

[1] Die Bermudas, Inselgruppe im Atlantischen Ozean, wurden 1612 auf Veranlassung des Sir George Somers, der dort Schiffbruch erlitten hatte, von England in Besitz genommen. — [2] Bei Saratoga wurden am 17. Oktober 1777 die Engländer und die in ihrem Dienste stehenden hessischen und braunschweigischen Hilfstruppen von dem amerikanischen General Gates gezwungen, sich zu ergeben. — [3] Vgl. S. 211 dieses Bandes, Z. 25 ff.

Fällen nicht die nämliche? Überlege es doch nur ſelbſt, lieber — Gaul. Denn was brauchſt du viel, dieſes zu können, ein Houyhnhnm zu ſein, der du doch einmal nicht biſt? Überlege es nur, und ſuche es dem Herrn Hauptpaſtor, ſo gut du kannſt, begreiflich zu machen. Auf jene Frage ſoll er antworten, auf jene Frage, und um die Kolonie ſich unbekümmert laſſen. — Hörſt du? — Hiemit lebe wohl, Gaul; und grüß' mir den Schwager!

NEUNTER.

Qui auctorem libri dogmaticum abscondítum mihi revelat, non tam utilitati meae, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.
Heumannus de libr. an. et pseud.[1]

Die Klage, über meine Art zu ſtreiten, konnte ich nur in dieſer nämlichen Art beantworten; und ich laſſe es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpaſtor meine Antwort ſelbſt zu einem Beweiſe ſeiner Klage macht. Warum ſollte ich ihm nicht, mit gutem Vorſatze, noch mehrere Beweiſe zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobſprüchen beehret, in der doppelt ſchelmiſchen[2] Abſicht, bei flachen Leſern ein günſtiges Vorurteil für ihn zu erſchleichen und die Gegner abzuſchrecken, die ſich etwa wider ihn rüſten möchten: dieſer Vorwurf iſt ernſthafter und verdienet eine ernſthaftere Antwort. Nur ſchade, daß ich dieſe ernſthaftere Antwort nicht ſo einleuchtend zu machen imſtande bin. Denn dieſes zu können, müßte ſchon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem ſich alle meine Lobſprüche bloß und allein auf *eine* Beſchaffenheit desſelben beziehen, aus *einer* Beſchaffenheit desſelben entſprungen ſind. Und aus welcher? Aus einer ſolchen, die ſich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptſache ſehr weit vom

[1] „Wer mir den unbekannten, als Autorität geltenden Verfaſſer eines Buches enthüllt, ſchafft mir keinen Nutzen, ſondern befriedigt nur meine Neugierde: ja, er bringt mir nicht ſelten Schaden, weil er dem Vorurteil der Autorität Spielraum gewährt." Chriſtoph Auguſt Heumann (1681—1764), „De Anonymis et Pseudonymis" (Jena 1711). — [2] Verbrecheriſchen.

Ziele ſchießt. Ich habe es ein freimütiges, ernſthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenſchaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keinesweges folget; und die ich gar wohl auf den Verfaſſer übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man ſich in allen Stücken verlaſſen könne. Es ſetzen daher auch dieſe Lobſprüche im geringſten nicht voraus, daß ich ihn näher oder aus mehrern Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn perſönlich kenne oder gekannt habe.

Denn ſo empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpaſtor mag geweſen ſein, daß ich geradezu geſagt, „mein Ungenannter ſei des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrſamkeit ſieben Goezen nicht ein Siebenteil von ihm aufzuwägen vermögend ſind“: ſo getraue ich mir doch dieſe Äußerung einzig und allein aus dem gutzumachen[1], was mir von ſeinem Werke in den Händen iſt. Der Herr Hauptpaſtor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrſamkeit ſage, auf alle Minutissima[2] dieſer Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl ſchwer zu erweiſen ſein, daß mein Ungenannter von allen plattdeutſchen Bibeln eine ebenſo ausgebreitete gründliche Kenntnis gehabt als der Herr Hauptpaſtor[3]. Kaum dürften ihm die verſchiednen Ausgaben der Lutheriſchen Bibelüberſetzung ſelbſt ſo vollkommen bekannt geweſen ſein als dem Herrn Hauptpaſtor; welcher ſo außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des ſeligen Mannes gewachſen. Aber alles dieſes ſind doch nur Stäubchen aus der Literargeſchichte, welchen mein Ungenannter nur ſiebenmal ſiebenmal ſoviel andere Stäubchen ebendaher entgegenzuſetzen haben dürfte[4], um mich nicht zum Lügner zu machen. Und ſo mit den übrigen Kenntniſſen allen! Selbſt mit denen, die der Ungenannte actu[5] gar nicht, ſondern nur virtualiter[6] beſaß. Die Urſache iſt klar. Es war ein ſelbſtdenkender Kopf; und ſelbſtdenkenden Köpfen iſt es nun einmal

[1] Zu belegen. — [2] Winzigſte Kleinigkeiten. — [3] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“, S. 14 dieſes Bandes, Z. 1 f. — [4] Brauchte. — [5] Den Tatſachen nach, in Wirklichkeit. — [6] Seinem Vermögen nach.

gegeben, daß ſie das ganze Gefilde der Gelehrſamkeit überſehen und jeden Pfad desſelben zu finden wiſſen, ſobald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wievielteilchen eines ſolchen Kopfes dem Herrn Hauptpaſtor zuteil worden, bleibt ſeinem eignen unparteiiſchen Ermeſſen anheimgeſtellt. G'nug, daß 7 mal 7 nur 49 macht und auch ein Neunundvierzigteilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung wert und ſiebenmal mehr iſt, als man an allen Orten und Enden der Chriſtenheit zu einem Paſtor oder Hauptpaſtor erfodert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen, unbeſcholtenen Mann genannt: und dieſes ſetzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und perſönlich kenne? — Auch dieſes nicht! Und ohne mich viel mit dem „Quilibet praesumitur etc.“[1] zu decken, will ich nur gleich ſagen, was für Grund in ſeinem Werke ich gefunden habe, ihm auch dieſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nämlich; obſchon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel ſtellet: ſo iſt er doch darum ſo wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich ſchlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion ſo wahre, ſo vollſtändige, ſo warme Begriffe gefunden hätte als bei ihm. Dieſe Begriffe trägt das ganze erſte Buch ſeines Werkes vor; und wie viel lieber hätte ich dieſes erſte Buch an das Licht gebracht als ein andres Fragment, welches mir ſeine voreiligen Beſtreiter abgedrungen haben! Nicht ſowohl, weil die ſpekulativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geſchärftere Beweiſe geſtellet worden: ſondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß dieſe Wahrheiten auf unſere Pflichten haben müſſen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienſt übergehen ſoll. Alles, was er von dieſem, von dieſem Einfluſſe insbeſondere, ſagt, trägt das unverkennlichſte Merkmal, daß es aus einem ebenſo erleuchteten Kopfe als reinem Herzen gefloſſen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in ebendieſem Kopfe bei

[1] Rechtsgrundſatz: „Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium“ („Von jedem ſetzt man voraus, daß er gut iſt, ſolange nicht das Gegenteil bewieſen wird“).

ebendiesen erhabenen Einsichten, in ebendiesem Herzen bei ebendiesen edeln Neigungen tolle vorsätzliche Irrtümer, kleine eigennützige Affekten hausen und herrschen können. „In eodem pectore", sagt Quinctilian, „nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum"[1]. — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen, unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des Wertheimischen Bibelübersetzers[2] näher zu kennen; und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Äußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmidten vielen Umgang gepflogen; und ich habe sein schriftliches Zeugnis in Händen. Doch Herr Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden sein. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr; z. E. der, welcher von der Wolffischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmidt so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden sein soll. Denn mit Erlaubnis des Herrn Mascho: das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolffische Definitionen gegründet; und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben,

[1] Marcus Fabius Quintilianus, „Institutio oratoria", Buch 12, Kap. 1, § 4: „In demselben Herzen wohnt nicht Ehrbarkeit und Gemeinheit beisammen, und ein Mensch kann so wenig das Trefflichste und das Erbärmlichste zugleich denken, als er zugleich gut und böse sein kann." — [2] Johann Lorenz Schmidt (1702—49), der Verfasser der sogenannten „Wertheimer Bibel", einer rationalistischen Übersetzung der Heiligen Schrift, die allgemein verboten wurde und ihrem Verfasser heftige Verfolgungen zuzog. Am Ende seines Lebens war Schmidt Hofmathematikus und Pagenhofmeister in Wolfenbüttel gewesen, und so konnte Lessing mit einiger Wahrscheinlichkeit versuchen, den Verdacht der Autorschaft der „Fragmente" auf ihn hinzulenken.

die Handſchrift des Ungenannten habe wenigſtens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht ſtattfinden könne, weil Wettſteins[1] und des Spruches 1. Johann. V. 7[2] darin gedacht werde. Es iſt wahr, Wettſteins Neues Teſtament kam erſt 1751 heraus; aber die „Prolegomena“ waren doch bereits 1730 erſchienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis iſt ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in dieſen Kleinigkeiten recht bekäme? Herr Maſcho weiß ſo unzählig andere Partikularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheimſchen Schmidt nicht paſſen, daß ſchwerlich an dieſen weiter gedacht werden kann; wenn uns Herr Maſcho nur noch vorher zu ſagen beliebt, woher er dieſe Partikularia hat.

Von mir hat er ſie gewiß nicht. Sondern vermutlich hat er ſie von einem gewiſſen E., der in den Altonaer „Beiträgen“ (St. 30) den Verfaſſer der „Fragmente“ „einen leider! nur zu bekannten Ungenannten nennet“[3]; wenn dieſer E. nicht vielmehr, was er ſo dreiſt in die Welt ſchreibt, von dem Herrn Maſcho hat. Nach Belieben! Nur daß ſich keiner auf mich berufe. Denn ich für mein Teil, ſobald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermutung mit Schmidten wohl möchte übereilet haben, machte mir das Geſetz, einer ſolchen Vermutung nie wieder nachzuhängen. Ja, ich faßte ſofort den Entſchluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverläſſig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei dieſem Entſchluſſe, ſo mir Gott hilft, bleibt es; geſetzt auch, daß ich ihn wirklich ſeitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchſtaben, die ſo oder ſo geordnet ſind! Ich laſſe es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugniſſe eines Lichtſcheus[4] trauen können. Aber da, wo von Zeugniſſen, von Dingen, die lediglich auf Zeugniſſen beruhen, gar nicht die Rede iſt; wo die

---

[1] Johann Jakob Wettſtein (1693—1754), Herausgeber des Neuen Teſtaments (Amſterdam 1751). — [2] 1. Epiſtel Johannis, Kap. 5, V. 7: „Denn drei ſind, die da zeugen im Himmel: Der Vater, das Wort und der Heilige Geiſt; und dieſe Drei ſind Eins.“ — [3] Vgl. S. 247 dieſes Bandes, Anm. 2. — [4] Dieſe Verdeutſchung von „Anonymus“ findet ſich als Subſtantiv an keiner anderen Stelle.

Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen ſoll: was ſoll da der Name des, der das bloße Organ dieſer Gründe iſt? Er nutzt nicht allein nichts, ſondern ſchadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurteile Raum gibt, welches alle vernünftige Prüfungen ſo jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch ſonſt weder an Willen noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und ſogleich läßt ſich der Pöbel, dem das Denken ſo ſauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet ſich, daß der Ungenannte ſchon ſonſtwo übel beſtanden: und ſogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu ſchaffen haben, der feſten ſchönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloſet iſt, notwendig alle fünfe mangeln müſſen. — So urteilen ſelbſt Literatores, die es ſonſt für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pſeudonyme Schriftſteller Jagd zu machen; und ich ſollte unphiloſophiſcher urteilen und handeln als dieſe Männer, welche ſozureden ein Recht haben, unnütze und unphiloſophiſche Entdeckungen zu machen? „Prudentis est“, ſagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieſes Stücks genommen iſt, „ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus[1].“ Hier iſt das quasi wirklich. Der Leſer braucht nicht erſt wieder zu vergeſſen, was er nicht weiß.

Und nun ſtelle man ſich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich, im Gefühl dieſer meiner Geſinnungen, folgende Stelle des Herrn Hauptpaſtors las*. „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht ſei, den Verfaſſer der ‚Fragmente‘ zu nennen, da er mit der Entdeckung ſeines Namens gedrohet und es verſucht hat, ſeinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen: da es ihm nicht unbekannt ſein kann, was für gelehrte unbeſcholtene Männer für Verfaſſer dieſer Mißgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Aſche ſo unverantwortlich beſudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurückhält; und er kann ſolche

* „Freiwillige Beiträge“ 5, Beitrag 75.

[1] „Es iſt das Zeichen eines klugen Mannes, alle dogmatiſchen Bücher ſo zu leſen, als wenn der Verfaſſer ganz unbekannt wäre.“

zu offenbaren um ſoviel weniger Bedenken tragen, da er ſeinen Autor und deſſen Arbeit ſchon vorläufig mit ſolchen Lobſprüchen beehret hat."

Wie? Ich ſoll gedroht haben, den Verfaſſer der „Fragmente" zu nennen? Wo das? Und darauf ſoll ſich meine Pflicht gründen, mit ſeinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? Darauf? Wie die Pflicht, ſo der Bewegungsgrund zu Erfüllung derſelben! Ich habe gewarnet, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und ſchülerhaft zu begegnen, damit man ſich nicht allzuſehr ſchämen müſſe, wenn man endlich einmal erführe, wer er geweſen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren ſoll? Daß ich endlich den Namen ausſprechen will? — Wenn der Herr Hauptpaſtor hier nicht mit gutem Wiſſen und Vorſatz eine Lüge hingeſchrieben hat, ſo iſt es doch ein Beweis, wie er mich lieſet. Er lieſet nie das, was ich geſchrieben habe, ſondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geſchrieben hätte.

ZEHNTER.

Ärgernis hin, Ärgernis her! Not bricht Eiſen und hat kein Ärgernis. Ich ſoll[1] der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, ſofern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag. Wo nicht, ſo ſoll ich meiner Seelen raten[2], es ärgere ſich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

Hiernächſt iſt es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbeſcholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorſpiegelung der Herren Maſcho und E.[3] in Hamburg, für Verfaſſer der „Fragmente" ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch mehrere kennet, die ſo etwas könnten geſchrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch ſei; und was der Herr Hauptpaſtor von unverantwortlicher Beſudelung ihrer Aſche ſagt, will weder nach der eigentlichen noch nach der ververblümten Bedeutung mir in den Kopf. Aſche nimmt es gar nicht übel, mit Kot vermengt zu werden; und der Geiſt, der dieſe

---

[1] Werde. — [2] Rat ſchaffen, helfen. — [3] Vgl. S. 247 dieſes Bandes, Anm. 2.

Asche belebte, steht vor den Augen des, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beide ein Spiel, das des Zusehens nicht wert ist; und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnet die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will: so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte. Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmet, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreuet werden? Die Erde, in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herumschreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomm zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien, aufsteigend oder absteigend, einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urteilet? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben, in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Goeze und die wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag tun; indem mir der 45. Beitrag zum „Reichspostreiter" gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 30. Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider nur gar zu bekannt sei", findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewisser ehmaliger berühmter Lehrer am Hamburgischen Gymnasio[1] Verfasser der ‚Fragmente' sei, öffentlich zu widersprechen". Er fügt hinzu: „daß er dieses um soviel zuversichtlicher tun könne, da der Herr Lizentiat Wittenberg[2] Briefe von

[1] Die Anspielung zielt auf Reimarus, den tatsächlichen Verfasser der „Fragmente". — [2] Vgl. S. 274 dieses Bandes, Anm 3.

dem Sohne dieſes berühmten Mannes in Händen habe, worin derſelbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erkläret, und deren Einſicht der Herr Beſitzer einem jeden, dem daran gelegen iſt, gern erlauben werde."

Kann ſein: kann nicht ſein! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den „Reichspoſtreiter" oder an dieſen mehrbelobten E. im „Reichspoſtreiter": wird an beiden Orten des „Reichspoſtreiters" der nämliche Mann verſtanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: iſt es nicht wahre Vexiererei des Publikums, ſich hier des nicht rechten ſo feierlich anzunehmen und von dem rechten, von dem es dort leider nur gar zu bekannt war, daß er und kein andrer der wahre Verfaſſer der „Fragmente" ſei, ſo gänzlich zu ſchweigen? — Wenn aber der nämliche: was ſollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu beſiegeln und ſich der nämlichen Lüge wegen faſt zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu ſchlagen? Der „Reichspoſtreiter" kann ſich allenfalls mit ſeinem „Relata refero[1]" ſchützen: aber auch er? Der „Reichspoſtreiter" muß jeden Tag ſein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu laſſen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache ſei: er war an Ort und Stelle, dieſem Gerede ſogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur ebenden Weg einſchlagen, auf welchem die Unzuverläſſigkeit desſelben ſich nun ſoll erwieſen haben. Warum iſt er der erſte und einzige, der die Lüge in die Welt ſchrieb? Warum iſt er der erſte und einzige, der dieſer Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, itzt widerſpricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, itzt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig tun zu können? —

An den Briefen, auf welche er ſich beruft, zweifle ich im geringſten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Lizentiat Wittenberg, dieſe Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin ſogar verſichert, daß er ſie mehrern zeigen wird, als ſie zu ſehen verlangen werden. Auf dieſe Weiſe wird allerdings jede Verleumdung auf die aller-

[1] „Ich gebe nur eine Erzählung ohne Gewähr wieder."

unſchuldigſte Weiſe verbreitet; und das erſte Böſe, was ich von dem Herrn Lizentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weiſe zu widerlegen bedacht ſein.

Doch was kann auch wohl der Herr Lizentiat dafür, wenn eine ebenſo dumme als boshafte Klatſche* („Klätſcher" wäre hier viel zu gut) die Unverſchämtheit hat, ſich auf ihn zu berufen und ihn in läppiſche, unnütze Händel zu verwickeln?

---

* Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieſer Klatſche zugleich aus dem zu erweiſen, was ſie von mir ſagt. Auch möchte ich ſie nicht gern abſchrecken, ſich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen; in der ſüßen Meinung, daß ſie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht ſchaden. — Gleich anfangs alſo geifert Mutter Elſe, oder wie ſie ſonſt heißen mag: „Da die ſchlechte Beſchaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache ſelbſt zu bleiben, ſo ergreife ich Nebendinge und laſſe die Hauptſache unbeantwortet." — Mütterchen, und wenn Ihr noch zwanzigmal das Wort „Sache" in einem Atem herausſprudelt: ſo wißt Ihr doch von der Sache gerade ſo viel wie nichts. Aber ſeid doch ſo gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen; und Ihr ſollt alle Eure Zähne oder, wenn Ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Elſe, daß ich ja nicht der angreifende Teil, ſondern der angegriffene bin und alſo überall mit hin muß, wohin mich Euer Seelenſorger, der Herr Hauptpaſtor Goeze, ſchleppt. Freilich ſchleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu ſuchen haben: aber iſt das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Iſraels dem Herrn opfern will, in das heilige Meſſer fallen? Ich ſchneide mich freilich oft genug in dieſem heiligen Meſſer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat Euch dieſer liebe Herr Seelenſorger weisgemacht, daß er ſich an den böſen Nicolai bloß als an den Verleger der „Allgemeinen Bibliothek" zu halten pflege. Seht, das hat er Euch wohl weismachen können; aber wem er es ſonſt weismachen wird, der iſt der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der „Freiwilligen Beiträge" mich an Euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, ſich einige von Euern alten Hemden befunden: was würdet Ihr ſagen? Und doch iſt wahrlich eines dem andern nicht ſehr aus dem Wege. Denn ebenſowenig Ihr wißt, was man mit Euren alten Hemden macht: ebenſowenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf ſein weißes Papier drucken läßt; und er iſt das ebenſowenig verbunden zu wiſſen, als Ihr jenes. Habt Ihr denn auch nie gehört, Elſe, daß Euer Herr Seelenſorger noch bei viel mehrern Verlegern ebenſo übel zu Gaſte geweſen iſt als bei Nicolai? Warum hat er ſich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nicolai? Nein, Elſe, glaubt mir; er hat es nicht mit Nicolai dem Verleger zu tun, ſondern mit Nicolai dem Mit-

Denn daß der Herr Lizentiat ſelbſt nicht vollkommen mit mir einſehen ſollte, wie läppiſch und unnütz dieſe ganze Namenjagd ſei, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und geſetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name ſogar zur Prüfung der Sache ſchädlich werden könne: ſo wird er doch nicht in Abrede ſein, daß er wenig-

arbeiter an der „Allgemeinen Bibliothek", welcher ſich bis itzt, ſoviel ich weiß, noch allein genannt hat. Und ſo, ſo will ich mich auch an den Herrn Hauptpaſtor Goeze wegen der „Freiwilligen Beiträge" halten: er mag ſchreien, wie er will. Mitgefangen, mitgehangen. Er nennt ſich in dieſer Bande; und das iſt mir genug. Das iſt mir ſo lange genug, bis er wenigſtens öffentlich ſein Mißfallen zu erkennen gibt, daß ſeine Herren Kollegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich ſo gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Elſe, was wißt denn Ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Bettel orthographiſch ſchreiben ſehen. Das klatſcht Ihr wieder nur ſo nach; und merkt nicht, daß auch Ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlaſſen muß. Sagt ſelbſt, was hat es mit der Auferſtehungsgeſchichte oder mit ſonſt einem Punkte in den „Fragmenten" und meiner Widerlegung derſelben zu ſchaffen, daß ich ſchreibe „vorkömmt" und „bekömmt", da es doch eigentlich heißen müſſe „vorkommt" und „bekommt"? Es kränkt Euch, daß ein ſo großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals ſein wollen) —, in ſolchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil Ihr ein gar ſo zartes Herz habt, muß ich Euch ja wohl zurechteweiſen. Nehmt alſo Eure Brille zur Hand und ſchlagt den Adelung[1] nach. Was leſet Ihr hier? „‚Ich komme, du kommſt, er kommt'; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart ‚du kömmſt, er kömmt'." Alſo ſagt man doch beides? Und warum ſoll ich denn nicht auch beides ſchreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart ſpricht „du kömmſt, er kömmt": warum ſoll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch ſchreiben können? Weil Ihr und Eure Gevattern nur das andre ſprecht und ſchreibt? Ich erſuche Euch höflich, Elſe, allen Euern Gevattern bei der erſten Zuſammenkunft von mir zu ſagen, daß ich unter den Schriftſtellern Deutſchlands längſt mündig geworden zu ſein glaube und ſie mich mit ſolchen Schulpoſſen ferner ungehudelt laſſen ſollen. Wie ich ſchreibe, will ich nun einmal ſchreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch ſo ſchreiben ſoll?

[1] Johann Chriſtoph Adelung (1732—1806), „Verſuch eines grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der hochteutſchen Mundart" (Leipzig 1774—86, 4 Bde.), die Hauptautorität ſprachlicher Korrektheit in der Zeit der Klaſſiker. In der ſpäteren Auflage (Wien 1808) heißt es Bd. 3, Sp. 1700: „Die Conjugation im Präſenti du kömmſt, er kömmt, iſt vorzüglich den gemeinen Mundarten Oberſachſens und Oberdeutſchlands eigen . . . Die anſtändigere Sprechart wird allemal den reinen Vocal vorziehen: kommſt, kommt."

ſtens der Ruhe und dem Leumunde alle derer nachteilig zu ſein nicht fehlen[1] werde, welche ſich in dem entdeckten Verfaſſer einen Anverwandten oder Freund zu erkennen nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes ſteht da gern ſtille, wo Wahrheitsliebe ſie nicht weiter treibt und Liebe des Nächſten ſie ſtillzuſtehen bittet.

Freilich deſto beſſer, wenn die Briefe, welche Herr Lizentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele ſetzen, welchen mancher ſchwache Geſell ſich als ſeinen Gewährsmann wohl wünſchen möchte. In der Tat wüßte ich auch ſelbſt keinen neuern Gelehrten in ganz Deutſchland, für welchen ein Vorurteil in dergleichen Dingen zu haben verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber ebendaher möchte ich auch auf dieſen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir ſelbſt in eigner verklärter Perſon die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, ſie unter ſeinem Namen herauszugeben; und wenn er mir ſeitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erſchiene und das nämliche Geſuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Verſprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm ſagen: „Lieber Geiſt, herausgeben will ich deine Handſchrift recht gern; ob ich gleichwohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr iſt, und man mir vorwerfen wird, daß ich die ‚ſchwachen Gewiſſen‘ nur damit ärgern wollen. Denn was dieſes Ärgernis betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele deine Schrift nicht unter den Scheffel ſtellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben laſſen. Und wer kann ſie mir anders heben als das Publikum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deshalb zu wenden, das koſtet Geld und Zeit; und ich habe deren keines viel zu verſplittern. Alſo, wie geſagt, herausgeben will ich deine Schrift gern; aber warum ſoll ich ſie nicht anders herausgeben als mit deinem Namen? Biſt du in jenem Leben eitler geworden, als du in dieſem wareſt? Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweiſen? Wenn du auf dieſem kindiſchen ärgerlichen Ehrgeize beſteheſt, ſo weiß ich

[1] Verfehlen.

wohl, woher du kömmſt. Die Glorie, die du da um deinen Kopf haſt, iſt Betrug; denn du biſt klein genug, noch eine andre neben ihr zu verlangen." —

Dieſe Phantaſie erinnert mich wieder an den Vorſchlag, den ich oben zu tun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Überzeugung geſchrieben, nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch ſeinem Nächſten mitzuteilen: ſo kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben als unſelige Ruhmſucht, „gloriae cupiditatem sacrilegam[1]"; und ich finde in der ganzen Geſchichte ihn mit niemanden zu vergleichen als mit dem Unſinnigen, der den Tempel der Diana zu Epheſus verbrennen wollte, „ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terarrum orbem disjiceretur[2]". Als nun der Phantaſt dieſen ſeinen Schwindel auf der Folter bekannte: was taten die Epheſer? Sie beſchloſſen, um ihn von der empfindlichſten Seite zu ſtrafen, daß niemand ſeinen Namen nennen ſolle; und wir würden es noch nicht wiſſen, wie der ſtolze Narr geheißen, hätte ſich Theopomp[3] in ſeinen Geſchichtbüchern dieſer klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weiſen Epheſern; nenne, trotz dem Theopomp, nach dem Beiſpiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht; und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten und den Frevler nie nennten (geſetzt, daß wir ſeinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrſucht den Felſen ſprengen wollen, auf welchen Chriſtus ſeine Kirche gegründet? — Ich ſtelle mir vor, ich ſammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis[4] des Luthertums, einem Erneſti, einem Semler, einem Teller, einem Jeruſalem, einem Spalding ꝛc. und komme herab bis auf den kleinſten Dorfprieſter, der in den „Freiwilligen Nachrichten"[5] ſeiner Notdurft pfleget: und alle, alle ſtimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpaſtor Goeze, ſtimmet für

---

[1] „Ruchloſe Begier nach Ruhm." Valerius Maximus, „Memorabilia", Buch 8, Kap. 14. — [2] „Damit durch die Zerſtörung des ſchönſten Bauwerks ſein Name in der ganzen Welt verbreitet würde." Valerius Maximus, a. a. O. — [3] Theopompos, griechiſcher Hiſtoriker des 4. Jahrhunderts v. Chr., entriß in ſeinen „Philippica" den Namen des Herostrat der Vergeſſenheit. — [4] Der offizielle Titel der römiſchen Senatoren. — [5] Die „ſchwarze Zeitung", das Hamburger Hauptorgan der Orthodoxen.

Nein. „Nein!“ donnert er; „und nochmals nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zuſchanden geworden! er muß auch noch hier zeitlich zuſchanden werden.“ — „Amen!“ fügt er hinzu; „Amen!“

EILFTER.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.
Quinctilianus[1].

Ich komme endlich auf das dritte, wodurch ich mich als den Advokaten des Ungenannten erzeigen ſoll. Es ſoll in meinem Betragen gegen diejenigen beſtehen, die ſich der chriſtlichen Religion wider ihn annehmen.

Dieſe Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verſchieden antworten muß. Entweder man findet es nur ſonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei ſeinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich ſoviel ſonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone tue, den man mir ſo hoch aufmutzt.

Auf erſtres glaube ich ſchon zum Teil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advokat für ihn zu ſprechen, der ihn ſeine Sache will gewinnen machen. Ich ſpreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur ſo tumultuariſch nicht will verdammt wiſſen. Höchſtens ſpreche ich ſo, als ein zugegebner Advokat[2] für einen Verbrecher ſpricht; und rede nur ſtatt ſeiner; und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in ſeine Seele. Hierzu aber bin ich um ſo mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von ſeinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrat an der Unſchuld, er mag nun viel oder wenig Anſpruch auf Unſchuld machen können, wenn ich in dieſen mehrern Papieren das geringſte, das ihm auf irgendeine Weiſe zuſtatten käme, fände und nicht anzeigte. Der Verrat wäre von mir um ſoviel größer, da ich ungebeten ſein Heraus-

---

[1] „Ich werde meine Pflicht als ein braver Mann erfüllen, den nun einmal ſeine Vernunft zur Verteidigung ſchädlicher Dinge gezwungen hat.“ Quintilian, „Institutio oratoria“, Buch 12, Kap. 1, § 34. — [2] Offizialverteidiger.

geber geworden bin und als literarische Proben Stücke aus ihm mitgeteilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen sein lassen, was sie sein sollen? Warum hat man sie einer größern Aufmerksamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben und dadurch sowohl meine als seine Redlichkeit in den liebloseſten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer soviel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein dritter entweder näher zusammen oder weiter auseinander bringen; und dieser dritte kann niemand sein als das Publikum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt oder über ihn lacht oder über ihn erschrickt oder über ihn poltert: „Wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das?“ Auch werde ich mich mit der ersten, der besten Antwort des ersten, des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre: so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advokaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advokat heißen soll) als den Advokaten der Reli-

gion damit erweiſe, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu tun, der rechtſchaffene Advokat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er ſeinen Klienten lange genug angehöret, ſich ein Langes und Breites von ihm vorſagen laſſen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt*, „in aliam rursus ei personam transeundum est, *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura[1]“. Geradeſo auch ich! Aber wer den Verteidigern der Religion ſodann am ſchärfſten widerſprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am ſchlimmſten meinen. Denn ich werde nur darum die Verteidiger der Religion „interrogare quam *infestissime* ac premere“, weil auch hier, „dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus“; weil auch hier „optimus est in discendo patronus incredulus[2]“.

Nun habe ich freilich dieſer Pflicht gegen mich ſelbſt zurzeit noch wenig Genüge leiſten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es beſſer zu tun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Perſonen zu tun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache beſtehen können, welche allein Quinctilian bei ſeinem „infestissime“ kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpaſtor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieſer Rüge. „Ei nun ja! Da verlaſſe ſich einer darauf und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon, ich und ſein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geſchrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpaſtor? Deſto beſſer. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht; aber noch lange nicht getan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern

* Quinctilianus L. XII.

[1] „Dann muß er wieder in eine andere Rolle übergehen, muß die Gegenpartei ſpielen, muß alles vorbringen, was etwa dagegen ausgedacht werden kann, was etwa in das Bereich einer ſolchen Streitſache fällt.“ Quintilian, „Institutio oratoria“, Buch 12, Kap. 8, § 10. — [2] „Aufs inſtändigſte befragen und drängeln, weil auch hier, während wir alles unterſuchen, wir bisweilen zur Wahrheit gelangen, wo wir es am wenigſten erwarten; weil auch hier der beſte Verteidiger in bezug auf die Unterſuchung der ungläubigſte iſt.“ A. a. O.

meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis dieſe Stunde ihn noch in nichts widerlegt; Sie haben bloß auf ihn geſchimpft. Sie ſind bis dieſe Stunde nur noch als mein Gegner anzuſehen, nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächſtdem haben Sie wider dieſen Gegner des Ungenannten ſich Dinge erlaubt, die ſie zum Teil kaum gegen den Ungenannten ſich hätten erlauben müſſen. Sie haben mich feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion beſchuldiget; Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beſchuldiget. Sagen Sie ſelbſt: wiſſen Sie imſamierendere Beſchuldigungen als dieſe? Wiſſen Sie Beſchuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach ſich ziehen? Mit dieſem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich ſoll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie verteidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehn bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rock beſtaubt werde? ſoll jeden Atemzug ſo mäßigen, daß ja Ihre Perrucke den Puder nicht verliere? Sie ſchreien über den Hund, „er iſt toll!“ wohl wiſſend, was die Jungen auf der Gaſſe daraus folgern; und der arme Hund ſoll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? Das wäre doch ſonderbar. Hieronymus ſagt, daß die Beſchuldigung der Ketzerei (wieviel mehr der Irreligion?) der Art ſei, „in qua tolerantem esse impietas sit, non virtus[1]“. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieſer Gottloſigkeit ſchuldig machen als eine Tugend nicht aus den Augen ſetzen ſollen, die keine iſt? Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſers weibiſchen Zeitalters! Firnis ſeid ihr und nichts weiter. Aber ebenſooft Firnis des Laſters als Firnis der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firnis haben oder nicht? Er kann ihre Würkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpaſtor, was habe ich gegen Sie geſchrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpaſtor in Hamburg ſein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht ſein, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge

[1] „Bei der duldſam zu bleiben Gottloſigkeit, nicht Tugend wäre.“

Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Naſe abſchneiden, und ich ſoll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida[1] räuchern? —

Dieſes iſt nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends ſo behandelt als den Herrn Hauptpaſtor. Bloß ſein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einſehe, nur nicht einſehen *wolle*; bloß dieſer Vorwurf, welcher einen Menſchen ſo ganz in einen Teufel verwandelt; bloß dieſer Vorwurf, von deſſen Gifte, wie ich bewieſen habe, ein großer Teil auf mich zurücke ſpritzt: hat mich im Fortgange des Wortwechſels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu ſein mir vorgenommen hatte. Und *wie* bitter bin ich denn gegen ihn geweſen? Das bitterſte iſt doch wohl, daß ich von ihm geſagt habe, „er ſchreibe im Schlafe"? Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpaſtor ſchließen, daß das „Teſtament Johannis", in welchem die allgemeine brüderliche Liebe ſo ſehr empfohlen wird, von mir unmöglich ſein könne? Nun wohl: ſo hat Hieronymus, aus welchem ich das Teſtament Johannis genommen, ebenſowenig von dieſer Liebe gehabt als ich; und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch ebenſoviel habe als Hieronymus; wenn ſchon nicht ganz ſoviel als der Herr Hauptpaſtor Goeze, der ſeine Herren Kollegen aus brüderlicher Liebe eher ewig ſchlafen macht[2] als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade ſagt Hieronymus einem ſeiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar geſagt habe. Dem Vigilantius nämlich ſchreibt er mit dürren Worten: „Ego reor, et nomen tibi *κατ' ἀντίφρασιν* impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis quam lethargo[3]." Auch wiederholt der heilige Mann das böſe Wortſpiel überall, wo er von dem Vigilantius ſpricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl ebenſooft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in ſeinem Schlafe zu ſtören mir die Freiheit

[1] Assa foetida, früher viel in der Heilkunſt gebrauchter Wurzelſaft von widerlichem Geruch. — [2] Anſpielung darauf, daß Goezes Hamburger Kollege Alberti an dem Ärger über deſſen Angriffe geſtorben ſein ſoll; vgl. Anti-Goeze I. — [3] „Ich glaube, daß dir auch dein Name vom Gegenteil beigelegt worden ſei; denn dein Geiſt ſchläft völlig, und du ſchnarchſt wie im Schlafe oder vielmehr wie in der Lethargie."

genommen habe. Ich fürchte auch im geringſten nicht, daß der Nachbar ſelbſt dieſen kleinen Spaß ſo hoch aufgenommen haben ſollte, daß er ſich mit mir nicht weiter abzugeben beſchloſſen hätte. Darunter würde ich allerdings zuviel verlieren; und lieber will ich gleich hier mit folgenden Worten des Auguſtinus ihn um Verzeihung bitten: „Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut, si te laesi, dimittas mihi nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis[1].“ —

Nun eben wollte ich noch die Frage tun, welchem Gegner meines Ungenannten ſonſt ich auf eine unanſtändige, abſchreckende Art begegnet bin: als mit eins ein Ritter, das Viſier weder auf noch nieder geſchoben, in den Kampfplatz geſprengt kömmt und gleich von weiten in dem wahren Ton eines Homeriſchen Helden mir zuruft*: „Ich ſollte —? Woher wiſſen Sie —? Warum taten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geſchrei über Verleumdung und ein Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrektor in einer Reichsſtadt ebenſoviel ſei als ein Bibliothekar, der Hofrat heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer ſind Sie? Sie ſind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckiſchen Gymnaſii Subrektor[2]? Wahrlich? O, wie betaure ich, daß ich den Herrn Subrektor durch meinen vierten Anti-Goeze wider alle mein Wollen ſo in den Harniſch geſchrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie ſagen ſelbſt, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht ſei. Und leicht möglich, daß ſie es wirklich nicht iſt; obgleich der Herr Hauptpaſtor Goeze ſie um ein großes ſo vorſtellt, indem er uns ſagt, wie ſehr Sie in

* Anti-Leßing.

[1] „Ich beſchwöre dich bei der Sanftmut Chriſti, daß du mir verzeiheſt, wenn ich dich beleidigt habe, und daß du nicht, indem du mich wiederum beleidigſt, Böſes mit Böſem vergelteſt. Du würdeſt mich nämlich beleidigen, wenn du mir meinen Fehler, der dir in meinen Schriften aufgeſtoßen wäre, verſchweigen wollteſt.“ —
[2] Vgl. S. 227 dieſes Bandes, Anm. 5.

Ihrem zweiten Abſchnitte den „Unfug beklagen", daß man die chriſtliche Religion in deutſcher Sprache beſtreite. Wie, wenn ich es alſo nur mit dieſem Manne zu tun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in ſeinen Kram taugt? Wie, wenn ich es nur mit denen zu tun hätte, die mir dieſe nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verſtehen geben wollen, als ob auch Sie dieſer nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich ſie einem Subkonrektor in den Mund gelegt habe? Aber Sie ſind ja nicht Subkonrektor, ſondern Subrektor. Warum muß ich denn dieſen lieber in jenen „herabgewürdiget" als unter jenem dieſen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subkonrektor nennen, weil Herr Behn Subrektor iſt? Oder wollen Sie den Unterſcheid zwiſchen objektiver und ſubjektiver Religion ſchlechterdings zuerſt erfunden, zuerſt gebraucht haben; ſo daß ich Sie notwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrektor, Sie ſind ein wenig ſehr ſtolz; aber doch noch hitziger als ſtolz; und mich jammert Ihrer Klaſſe. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrektor gelacht haben — et vapulat[1].

[1] „Und er wird geprügelt."

Unterbrechung im theologiſchen Kampf[1].

Aus dem Nachlaß.

Juli 1778.

Es war abends um ſieben Uhr, und ich wollte mich eben hinſetzen, meinen XII. antigoeziſchen Bogen auf das Papier zu werfen, wozu ich nichts weniger als aufgelegt war: als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich ſehe, daß ich es damit nur anſtehen laſſen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anſtehen laſſen müſſen. Das iſt doch ärgerlich! ſage ich mir; wie wird der Mann triumphieren! Doch er mag triumphieren. Ich, ich will mich nicht ärgern; oder mich geſchwind, geſchwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um deſſen Erhaltung ich beſorgter bin als um alles in der Welt.

Nun wohlan, meine liebe Iraſcibilität! Wo biſt du? wo ſteckſt du? du haſt freies Feld. Brich nur los! tummle dich brav! Spitzbübin! So? du willſt mich nur überraſchen? und weil du mich hier nicht überraſchen kannſt, weil ich dich ſelbſt hetze, ſelbſt ſporne: willſt du mir zum Trotze faul und ſtetiſch ſein. Nun mach' bald, was du machen willſt, knirſch' mir die Zähne, ſchlage mich vor die Stirne, beiß' mich in die Unterlippe!

Indem tue ich das letztere wirklich, und ſogleich ſteht er vor mir, wie er leibte und lebte — mein Vater ſeliger. Das war ſeine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing; und ſo oft ich mir ihn einmal recht lebhaft vorſtellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. Sowie, wenn ich mir ihn auf Veranlaſſung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß ſein kann, daß die Zähne ſogleich auf meiner Lippe ſitzen.

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 15 dieſes Bandes, Z. 31 ff.

Gut, alter Knabe, gut. Ich verſtehe dich. Du warſt ſo ein guter Mann und ſogleich ſo ein hitziger Mann. Wie oft haſt du mir es ſelbſt geklagt, mit einer männlichen Träne in dem Auge geklagt, daß du ſo leicht dich erhitzteſt, ſo leicht in der Hitze dich übereilteſt. Wie oft ſagteſt du mir: „Gotthold! ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir: ſei auf deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigſtens gern in dir gebeſſert haben.“ Jawohl, Alter, jawohl. Ich fühle es noch oft genug —

Und doch will ich es heute nicht fühlen, ſo gern ich es auch heute fühlen möchte. Ich bin bei der verwünſchten Nachricht ſo ruhig — ſo kalt, daß ich ohne Mühe bei der Nicäiſchen Kirchenverſammlung wieder gegenwärtig bin und im Gelaſius weiter fortfahre —

*

Ich wache auf und erwäge, daß das erſte, was ich auf dieſen Tag zu tun hätte, ſein müßte, auf die geſtrige ſchlimme Nachricht Gegenvorſtellung zu tun. — Aber dazu habe ich keine Luſt, und es iſt wohl ebenſogut, daß ich es noch einen Tag oder zwei anſtehen laſſe. — Ich habe geſtern abend bei dem Gelaſius noch etwas geleſen[1], das mich des Nachts ein paarmal geweckt hat, und das auch meinen wachen Kopf ganz anfüllt, das ſobald keinem andern Gedanken Raum geben zu wollen ſcheint.

[1] Der Kirchenvater Gelaſius Cyicenus ſchrieb um 475 eine „Geſchichte des nicäiſchen Konzils“.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment sollte, meinen ersten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit in ebendem abgelegenen, so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden: aber wer kann für Gewalt?

Gleich anfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte gehöret, welches bereits so viele Federn beschäftiget hat und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente versuchen möchte.

Die Ursache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment über die Auferstehungsgeschichte so viel Athleten wecket, ist klar. Die Sache, worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der Streit scheinet so leicht zu sein! Jeder Homilet, der sich getrauet, eine Osterpredigt zu halten, getrauet sich auch, mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen[1]: und er läßt mehrers drucken, was nur eben verdiente gesagt zu werden — und auch das kaum verdiente.

Doch es sei fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, in diesem ärmlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ist, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die

[1] Deutsches und holländisches Sprichwort.

ſie führen, ſind nicht übel; aber ſie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet: der Gegner ſteht nicht da, wo er ihnen in ſeiner Wolke zu ſtehen ſcheinet, und die Streiche fallen vorbei oder ſtreifen ihn höchſtens.

Gewiſſermaßen kann ich ſelbſt nicht in Abrede ſein, daß ich, der Herausgeber, daran mit ſchuld habe. Man konnte es dem Bruchſtücke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet oder behaupten ſollen. Ich gab desfalls keinen Wink: und es iſt ganz begreiflich, wenn ſonach die Schnauze einer Renne für einen Kragſtein, das Geſimſe einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs[1] genommen und als ſolches behandelt worden.

Freilich könnte ich zu meiner Entſchuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnet zu haben, an der man geſcheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen ſehr verzeihlichen Wahn vorſchützen, daß ich geglaubt, des Celſus „Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere[2]“ habe Juſtinian ebenſowohl für den Gottesgelehrten als für den Rechtsgelehrten aufbewahren laſſen.

Doch da es indes auch ſeinen Nutzen hat, daß unſere Gottesgelehrten ſo vorſichtig und bedächtig nicht ſind als unſere Rechtsgelehrten, und manche derſelben nicht ohne Grund für nötig erachten, lieber bald und nicht gut, als ſpät und beſſer zu antworten; indem es vielen ihrer Leſer doch einerlei iſt, wie ſie antworten, wenn ſie nur antworten: ſo will ich darüber weiter nichts ſagen und nur ſobald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gutzumachen ſuchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzuteilen imſtande bin, wird man, wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferſtehungsgeſchichte urteilen lernen. Man wird wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einen Wahnſinnigen zu verſchreien, der die

[1] Die korrekte, aus griechiſch ἄρχι- und lat. trabs gebildete Bezeichnung des auf den Säulen liegenden Querbalkens, gewöhnlich nach der italieniſchen Form „Architrav“ genannt. — [2] „Es iſt unbillig, ohne das ganze Geſetz zu kennen, nur auf Grund eines Teiles Urteile zu fällen oder zu plädieren.“

Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will; indem man nun wohl sieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferstehungsgeschichte macht, das nicht sind noch sein sollen, womit er die ganze Religion umzustoßen vermeinet. Er schließt ganz so lächerlich nicht, als man ihn bisher schließen lassen: „die Geschichte der Auferstehung ist verdächtig: folglich ist die ganze Religion falsch, die man auf die Auferstehung gegründet zu sein vorgibt"; sondern er schließt vielmehr so: „die ganze Religion ist falsch, die man auf die Auferstehung gründen will; folglich kann es auch mit der Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, und die Geschichte derselben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren sie auch wirklich trägt." —

Aber schäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Ärgernis durch ein weit größers heben zu wollen vorgebe? Warum lasse ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht selbst Freude an dem Ärgernisse habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dies Ärgernis überhaupt nichts als ein Popanz ist, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten. Darum nicht, weil es schlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wann es gelöscht werden soll.

Man erlaube mir, daß ich besonders auf dem letztern einen Augenblick bestehe. Ich habe bereits an einem andern Orte gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existieret und bereits in mehrern Abschriften, an mehrern Orten existieret, wovon ich nur den kleinern Teil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze itzt hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird und so im verborgenen gewiß mehr Proselyten macht, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen würde. Denn man lieset nichts begieriger, als was man nur nächst wenigen lesen zu können glaubt. Ein Manuskript ist ein Wort ins Ohr; ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage: und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht als die Jedermannssage.

Bei dieſem Gleichniſſe zu bleiben: was habe ich nun Unrechtes getan, was tue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme und er Gelegenheit habe, ſich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieſes Wor' ins Ohr in meinem Ohre erſtürbe! wenn ich ſelbſt der Urheber dieſes Wortes wäre! — Aber iſt dieſes hier der Fall? Und doch ſollte ich mich ſchämen?

Die mögen ſich vielmehr ſchämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß ſeine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältiget werden ſoll[1], und einfältig genug glauben, daß dieſes nicht anders geſchehen könne, als wenn *ſie* die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken ſie einen ſolchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß ſie gar in keinen Streit ſich einlaſſen? Dadurch, daß ſie das Ding ſo zu karten ſuchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von dieſem negozierten Siege aus ihrer politiſchen Studierſtube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum ſage ich denn, „*die* mögen ſich ſchämen"? *Die* muß *der* heißen. Der mag ſich ſchämen, der noch der einzige ſeiner Art iſt! Denn noch iſt der Herr Hauptpaſtor Goeze der einzige Theolog, der zugleich ſo ſtolz und ſo klein von der chriſtlichen Religion denket. Noch iſt er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Flut lieber nach und nach durch den Damm zu leiten ſuche, als den Damm auf einmal will überſteigen laſſen. Noch iſt er der einzige, der mich darum auf eine Art verläſtert, die wenigſtens dem „Racha"[2] gleichkömmt. Nur freilich, daß der Große Rat nicht dieſes ſein Racha, ſondern *mich* auf dieſes ſein Racha beſtrafen ſoll. Sehr chriſtlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich ſelbſt der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade ſein kann, dem mich meine Dreiſtigkeit in Zuverſicht auf die gerechte Sache ausſetzet. Denn da, wie mir

[1] Ev. Matthäi, Kap. 16, V. 18. — [2] Hebräiſches Schimpfwort, Bezeichnung eines nichtswürdigen Menſchen; Ev. Matthäi, Kap. 5, V. 22: „Wer aber zu ſeinem Bruder ſagt ‚Racha', der iſt des Rats ſchuldig."

der Herr Hauptpastor bereits selbst attestieret haben, ich schlechterdings kein Hebräisch verstehe, so kann es nicht fehlen, daß ich auf Veranlassung dieses neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntnis der hebräischen Sprache und Altertümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden sollte, über die ich fremde Belehrung notwendig brauche. Der Herr Hauptpastor selbst, nach ihrer bekannten großen orientalischen Gelehrsamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen; wofür ich ihm gern alle das Übel vergeben will, das sein heiliger Eifer mir etwa sonst möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung seines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küsse ich seine Rute oder seine Skorpionen[1], schon im voraus!

[1] 1. Buch der Könige, Kap. 12, V. 11.

Über die von der Kirche angenommene Meinung,

daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde,

gegen Herrn Hauptpaſtor Goeze zu Hamburg.

Aus dem Nachlaß. Juli 1778.

Eingang.

Bei Gelegenheit der nähern Prüfung, welche der Reichshofrat über Bahrdts „Neueſte Offenbarungen Gottes“ zu verhängen nötig gefunden[1], und die noch bis dieſe Stunde zu keiner wirklichen Unterdrückung dieſes Buchs gediehen, indem die Exemplare desſelben nur einſtweilen beiſeite geſchafft worden: iſt mir im 1. Stücke des Anti-Goeze folgende Stelle entfloſſen:

„Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doktor der Theologie erlaubt ſein ſoll, die Bibel aufs neue ſo zu überſetzen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann: ſo war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſetze hinzu: ſo war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu überſetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erſt erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſatzes erſt erfechten; er mußte ſie als ſchon erfochten vorausſetzen, ehe er ſich an ſeine Überſetzung

[1] Vgl. S. 229 dieſes Bandes, Anm. 1.

machen konnte. Das alles braucht ein itziger proteſtantiſcher Überſetzer nicht; die Hände ſind ihm durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundſatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache leſen dürfe, leſen müſſe, nicht genung leſen könne. Er tut alſo etwas, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es tun könne; anſtatt daß Luther etwas tat, wobei es noch ſehr ſtreitig war, ob er es tun dürfe. — Das iſt ja ſonnenklar. — Kurz, Bahrdts oder eines andern Itztlebenden Überſetzung verdammen, heißt der Lutherſchen Überſetzung den Prozeß machen, wenn jene auch noch ſo ſehr von dieſer abgehen. Luthers Überſetzung ging von der damals angenommenen Überſetzung auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an."

Dieſe Stelle, ſagt der Hauptpaſtor Goeze*, ſei ein bloßes Gewäſche. — Aber ſeine Widerlegung dieſes Gewäſches? was iſt denn die? — Ohne Zweifel ein Meiſterſtück von Präziſion, von geſunder Logik und literariſchen Kenntniſſen. —

Das wird aus folgender Erörterung näher erhellen, die ich in zwei Abſchnitte zu teilen für gut finde. Der erſte ſoll die Antitheſin des Herrn Hauptpaſtors überhaupt beleuchten. Der zweite ſoll meine Theſin mit allen den Beweiſen unterſtützen, die ſeine Unwiſſenheit abzuleugnen ſich erdreiſtet hat. — Ich will eine Schrift, die freilich nur beſtimmt iſt, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudecken, wo man ſeine ganze Stärke vermuten ſollte, ſo lehrreich zu machen ſuchen als möglich.

Erſter Abſchnitt.

Hier iſt des Herrn Hauptpaſtors Widerlegung von Wort zu Wort. — Erſt will ich bloß durch kleine Einſchiebſel ſie hier und da unterbrechen und ſodann in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich, ohne allzu große Auseinanderrückung des Textes, ſo einſchieben nicht konnte. Jenes gibt wieder eine Art von Dialog[1], die ich, als der Erfinder derſelben, den Kanzeldialog zu taufen, mir die Freiheit genommen habe. — Der Herr

* „Leſſings Schwächen", Zweites Stück, S. 99 u. f.

[1] Vgl. „Axiomata" X, S. 215 dieſes Bandes, Z. 22 ff.

Hauptpaſtor hat im feierlichſten Pompe ſeinen Ort beſtiegen: und ich, der arme Sünder, ſtehe unter demſelben. Er ſpricht, und ich horche. Er ſchwadroniert, und ich denke mir mein bißchen dabei. Alſo

1) Dialog und nicht Dialog.

Er. „Nun wenn das kein Gewäſche iſt“[1] —

Ich. Obige meine Worte nämlich.

Er. „ſo weiß ich nicht, was ſonſt dieſen Namen führen könnte.“

Ich. Ich will auch nichts vorauswiſſen.

Er. „So etwas in die Welt hineinſchreiben zu können und dabei doch auf die Diktatur in der Kirche ſelbſt und der gelehrten Welt Anſpruch machen, ja, dabei nur Bibliothekar in Wolfenbüttel ſein, das iſt zuviel.“

Ich. Ich danke Gott herzlich, daß ich nicht mehr bin. Und wer wenigſtens nächſt mir auf die Diktatur in der lutheriſchen Kirche Anſpruch macht, laſſe man ſich von Semlern ſagen.

Er. „Herr Leſſing ſetzt hier zum Grunde, daß Luther, durch Unternehmung einer neuen Überſetzung der Bibel, eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, nämlich gegen die, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde. Und das weiß Herr Leſſing ſo gewiß, daß er es auch nicht einmal nötig findet, davon den geringſten Beweis zu geben.“

Ich. Weil ich glaubte, daß es jeder Gelehrte ebenſo gewiß wiſſe. Weil mir nicht alle Augenblicke einfällt, was wohl der Herr Hauptpaſtor Goeze nicht wiſſen könnte, der doch auch ein Gelehrter ſein will.

Er. „Ich weiß es, daß mehrere Gelehrte dieſe abgeſchmackte Meinung angenommen haben, aber nur ſolche, welche in der gelehrten Geſchichte der Bibel offenbare Idioten ſind.“

Ich. Das wäre ein Troſt — und wäre auch kein Troſt für mich! Denn darf ein Bibliothekar wohl ein offenbarer Idiote

[1] Die in Anführungszeichen geſetzten Stellen ſind fortlaufend „Leſſings Schwächen“ (Neudruck. S. 147 f.) entnommen.

in der gelehrten Geſchichte irgendeiner Wiſſenſchaft, irgendeiner Art von Kenntniſſen ſein? — Er möchte mich doch gar zu gern, der liebe freundſchaftliche Herr Hauptpaſtor, von meinem kleinen Ämtchen verdrängen! — Nun ſoll ich ihm auch das nicht einmal haben, was mir andre gute Freunde n u r geben. Nicht einmal Geſchichte der Gelehrſamkeit! Nicht einmal Bücherkunde!

Er. „Herr Leſſing mag nun ſo geringſchätzig von der Bibel urteilen, als er will; ſo behauptet doch dieſelbe immer unter den merkwürdigen Büchern den erſten Platz, und ich ſollte glauben, daß eine ſolche Unwiſſenheit in dieſem Fache, als Herr Leſſing hier zu meinem Erſtaunen zutage legt, niemand weniger kleide als einen Vorſteher eines ſolchen Bücherſchatzes —"

Ich. Ja, ja; ich ſoll fort, ich ſoll fort. Der Herr Hauptpaſtor hat bereits einen andern an meine Stelle, einen Candidatum Reverendi Ministerii, der ihm alle Wochen ſeine Bibliothek abſtaubet, und der es in dieſer, in dieſer gelernt hat, was die rechten raren Bücher ſind.

Er. — „eines ſolchen Bücherſchatzes, deſſen erſter Durchlauchtigſter Stifter ein ſo großer Verehrer der Heiligen Schrift war und weder eigenhändigen Briefwechſel noch Mühe noch Koſten ſcheuete, um ſeine Bibliothek mit den koſtbarſten und ſeltenſten Ausgaben derſelben in allen Sprachen zu bereichern, ſo daß auch Conring[1] wußte, daß er demſelben eine beſondre Freude machte, wenn er in ſeiner ‚Epistola gratulatoria' auf den achtundachtzigſten Geburtstag desſelben die vornehmſten Stücke davon namentlich anführte und dem Herzoge zum Beſitz derſelben beſonders Glück wünſchte: —"

Ich. Gottes Wunder! Wo der Mann alle die geheime Nachrichten von unſrer Bibliothek herhat! Ich muß geſtehen, ich leſe und höre ſo etwas heute, den 18. Julius 1778, zum erſten Male. — Aber, allwiſſender Mann, ich bitte Sie, wozu alles das hier?

Er. — „als den Vorſteher eines Bücherſchatzes, welcher durch den Zuwachs der zahlreichen und vortrefflichen Bibelſammlung der Hochſeligen Herzogin Maria Eliſabeth Sophia

[1] Hermann Conring (1606—81), „De Bibliotheca Augusta quae est in arce Wolfenbuttelensi Epistola" (Helmſtädt 1661).

einen ſolchen Vorrat in dieſem Fache erhalten hat, daß nun die Wolfenbüttelſche Bibelſammlung unſtreitig in Deutſchland die erſte iſt.“

Ich. Noch mehr? Barmherzigkeit! Ich vergehe vor Scham, daß ich allein nicht weiß, was die ganze Welt von unſrer Bibliothek weiß. — Aber nochmals, Herr Hauptpaſtor, nochmals: wozu alles dieſes hier? Warum beſchämen Sie mich eben hier ſo? — Ich kann doch nimmermehr glauben, daß Sie mich damit auf alle die Bibelüberſetzungen in gemeine europäiſche Sprachen verweiſen wollen, die ſchon vor Luthers Zeiten im Drucke waren? Wer leugnet die? Welcher Auktionator, welcher Händler mit alten Schwarten kennt die nicht? Aber was haben die mit meiner Behauptung zu tun? Ich behaupte, daß es eine ſchon vor Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, daß es beſſer ſei, wenn der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache nicht leſe; und Sie, um das zu widerlegen, wüßten mir nichts entgegenzuſtellen als die damals ſchon gedruckten namenloſen Überſetzungen, welche ſich in den Händen des gemeinen Mannes gar nicht befanden, und welche die Kirche da ſo ſein ließ, weil, wenn ſie auch in den Händen des gemeinen Mannes geweſen wären, ſie dennoch keinen Schaden anrichten konnten, indem ſie alle aus der Vulgata genommen und zum Teil mit Anmerkungen geſpickt waren, die allem eigenen Räſonnement den Weg abſchnitten? — Ich weiß freilich, Herr Hauptpaſtor, daß Sie eine wunderbare Gabe haben, herzlich albern zu ſchließen: aber ſo gar albern! — Nein, ehe ich ſo ſehr verächtlich von Ihnen urteile, muß ich Sie doch nur erſt aushören. Vielleicht wollen Sie noch ganz wo anders hinaus.

Er. „Solange alſo Herr Leſſing dieſe Stelle bekleidet, wird die Bibliothek in dieſem Felde wohl wenig Taten tun und nichts weiter als ein prächtiges Bibelgrab bleiben.“

Ich. Das erwäge doch ja mein gnädiger Herr, des regierenden Herzogs von Braunſchweig Durchlaucht, und ſchicke mich je eher je lieber zum Guckguck! — Indes doch, Herr Hauptpaſtor; wer weiß? — Ich ziehe Sie wohl auch gar am Ende dieſer Erörterung beiſeite und laſſe Sie wohin gucken, wohin ich eben ſonſt nicht einen jeden gern gucken laſſe.

Er. „Ich erſuche denſelben, mich hier nicht als ein hungriges Pferd, ſondern als einen lehrbegierigen Schüler anzuſehen.“

Ich. Fiat[1], wie gebeten. — Aber es gibt gleichwohl lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde ſind; die nur lernen, um zu eſſen; die, wenn ſie durch ihr Erlerntes endlich zu eſſen bekommen haben, lieber eſſen und eſſen, als anders lernen und mehr lernen.

Er. „Ich verſpreche, ihn auf der andern Seite nie unter dem niedrigen Bilde eines Stallknechts, der nur Heu auf die Raufe tragen ſoll, ſondern unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweiſen, in welchen —“

Ich. Einen Augenblick Geduld! — Was ſchnacken Sie? — „Ich verſpreche, ihn als meinen Lehrer zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweiſen“ — Wenn das zuſammenhängt, kann es nur in Ihrem Kopfe zuſammenhängen. — Wie mag der Mann predigen, wenn er ſo ſchreibt! Wenn ſeine Feder ſo ſtolpert, was mag ſeine Zunge tun! — doch nur weiter. Es wird ſich ja doch wohl noch erraten laſſen, was er will.

Er. „und mir diejenigen Schriften anzuweiſen, in welchen ich den Beweis des von ihm mit ſo großer Autorität dahin geworfenen Satzes, ‚daß es zu Luthers Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Mann in ſeiner Sprache gar nicht geleſen würde‘, finden könnte.“

Ich. Nur das? Nur das ſoll ich tun, damit er mich künftig unter dem ehrwürdigen Bilde ſeines Lehrers betrachte? Weiter nichts? — Nun, ſo merken Sie auf, senex ABCdarie[2] | die Schriftſteller, welche ex professo[3] erwieſen haben, daß jene Wahrheit nicht bloß eine erſt zu Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, ſondern daß die Kirche von Anfang an ſie nicht anders als erkennen und befolgen müſſen, ſind: Hoſius, Lizet, Roter, Staphylus, Ledesma, Poncet[4] — Haben

[1] Es geſchehe. — [2] Alter ABC-Schüler. — [3] Eigens, ausdrücklich. — [4] Stanislas Hoſius (1504—79), polniſcher Theolog; Fortuccio Lizeti (1577 bis 1657), italieniſcher Arzt und Polyhiſtor; Johann Heinrich Rother (1685 bis 1756), ſächſiſcher Juriſt; Friedrich Staphylus (1513—64), litauiſcher Kirchen-

Sie genung? In der Anmerkung (a)[1] können Sie nähere Nachricht von ihnen einziehen.

Er. „Ich vermute, daß es eben die Schriften ſein werden, in welchen der Beweis für die von dem Herrn D. Semler angenommene Meinung, daß die ganze römiſche Kirche vor der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung die Vulgata für authentiſch gehalten und verlangt habe, daß ſogar die Grundtexte nach derſelben geändert werden müßten, befindlich iſt."

Ich. Sie vermuten nicht glücklich, und Ihr Triumphchen, das Sie über D. Semlern dort wollen erhalten haben, verlohnt ſich wohl der Mühe, daß Sie ſo damit prahlen.

Er. „Daß dieſer Satz in der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung Sess. IV. 7. angenommen worden, aber mit der Einſchränkung, daß der Biſchof, Inquiſitor, Parochus oder Beichtvater das Recht haben ſollte, die Erlaubnis, die von katholiſchen Verfaſſern in die Landesſprachen überſetzten Bibeln ſolchen Perſonen zum Leſen zu erteilen, von welchen ſie verſichert wären, daß dieſelben am Glauben und an der Gottſeligkeit dadurch keinen Schaden nehmen würden, das weiß ich: —"

Ich. Das weiß er! das weiß er! Nun, ſo weiß er denn auch hier eine große Falſchheit! eine große Lüge! So zeigt er denn auch hier eine Unwiſſenheit, wie nur immer eine den Namen eines lutherſchen Prädikanten bei gelehrten Katholiken ſtinkend gemacht hat! Denn offenbar iſt es, offenbar, daß er die Verhandlungen der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung nie ſelbſt kann geleſen haben. Auch nicht einmal nachgeſchlagen kann er ſie haben in dem Augenblicke, da er ſich ſo vermeſſen auf ſie beziehet. Das Allegat Sess. IV. 7. iſt handgreiflich, Gott weiß aus welchem lutherſchen Tröſter[2] oder aus welchem alten Hefte irgendeines Kollegiums abgeſchmiert, das er einmal auf der Univerſität über Chemnitii Examen Concilii Tridentini[3] mag gehört haben. Denn bei dem nur iſt der Stoff der vierten Seſſion in

---

hiſtoriker; Jacopo Lebesma (geſt. 1575), ſpaniſcher Jeſuit; Michel Poncet de la Rivière (1672—1730), franzöſiſcher Theolog. — [1] Die Anmerkungen fehlen in der Handſchrift. — [2] Tröſter war früher ſcherzhafte Bezeichnung eines alten, wertloſen Buches, etwa wie jetzt „Schmöker". — [3] Martin Chemnitz (1522—86) ließ dieſen Bericht über das Tridentiniſche Konzil, das 1545—63 tagte, in Frankfurt 1585 erſcheinen.

acht Sektionen abgeteilt, wovon die siebente de versione seu translatione scripturae in alias linguas[1] handelt. In der Urschrift des Conciliums selbst enthält die vierte Session nur zwei Dekrete, in deren zweiten das stehen müßte, was er so unverschämt daraus anführt. Aber man glaube ja nicht, daß also der belesene Herr Hauptpastor nur eine 7 anstatt einer 2 drucken lassen. Er würde sich sehr freuen, wenn ich eine solche Lumperei zu rügen imstande wäre. Nein, sein Pudel ist der, daß der ganze Satz, von welchem er sagt, daß ihn die Tridentinische Kirchenversammlung am angeführten Orte *angenommen* habe, weder an dem angeführten Orte noch sonstwo in den Dekreten der Kirchenversammlung vorkömmt. Es wird nirgends darin der Übersetzung der Bibel in gemeine lebendige Sprachen mit einer Silbe gedacht; und es ist so wenig wahr, daß sich die Väter des Conciliums wegen der Schädlichkeit solcher Übersetzungen erst auf dem Concilio vereinigten, daß sie vielmehr in fester Überzeugung von derselben auf das Concilium schon kamen. Von dem einzigen Kardinal Madruccio könnte es scheinen, daß er andrer Meinung gewesen sei. Doch wenn man die Stelle des Pallavicini[2] von ihm etwas genauer erwägt, so ist auch diese mehr für mich als wider mich (b). — Aber, wird man fragen, wie kam es denn gleichwohl, daß der Herr Hauptpastor einen solchen Bock schoß? Er weiß nicht allein, daß die Tridentinische Kirchenversammlung mehrgedachten Satz zuerst angenommen; er weiß sogar, mit welcher Einschränkung sie ihn angenommen habe. Das alles kann er sich doch nicht aus den Fingern gesaugt haben. — Das nun freilich nicht. Freilich hat er lauten hören: nur zusammenschlagen hat er nicht gehört. Denn kurz: die Deputation, welche das Concilium zufolge der achtzehnten Session zu Untersuchung der verdächtigen Bücher niedersetzte, hat er für das Concilium selbst genommen; die allgemeinen Regeln, welche diese Deputation ihrem Indici librorum prohibitorum[3] vorsetzte, hat er für Dekrete des Conciliums gehalten; die vierte dieser Regeln

[1] „Von der Veränderung oder Übersetzung der Schrift in andere Sprachen." — [2] Pietro Sforza Pallavicini (1607—67), „Istoria del concilio di Trento" (Rom 1656—57). — [3] Das „Verzeichnis verbotener Bücher", 1564 unter Pius IV. veröffentlicht.

hat er, ſo wie es in ſeinem Tröſter oder in ſeinem Hefte ſtehet, nach Sess. IV. 7. verlegt, weil vermutlich ſein Profeſſor ſeliger an dieſer Stelle dieſer Regel gedachte (c). Weiter nichts? Das laßt mir den Mann ſein, der ſich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben! So ein Quidproquo paßt trefflich zu jenen Lorbeern!

Er. — „aber ich weiß auch, daß dieſer Satz nicht vom Concilio ſelbſt förmlich konfirmiert worden, ſondern erſt ſeine Beſtätigung von den Päpſten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten.“

Ich. Wie könnte denn etwas, das ſchon Sess. IV. 7. ſtehen ſoll, von dem Concilio nicht konfirmiert ſein? Etwa darum, weil das zweite Dekret dieſer Seſſion kein Anathema[1] hat, womit der Herr Hauptpaſtor alle ſeine Behauptungen zu verſiegeln pflegt? Und was ſoll denn überhaupt die förmliche Konfirmation des Conciliums heißen, inſofern ſie der päpſtlichen Beſtätigung entgegengeſetzt wird? Hat denn das Concilium irgendeines ſeiner Dekrete ſelbſt konfirmiert? Sind denn nicht alle und jede in Bauſch und Bogen von dem Papſte konfirmiert worden? — Doch warum will ich die Absurda alle erſchöpfen, die aus den windſchiefen Worten des Herrn Hauptpaſtors notwendig folgen? Wir wiſſen ja ein für allemal, welche Unwiſſenheit ihm nicht erlaubt hat, ſich beſtimmter auszudrücken. Was von Waſſernüſſen[2] nicht ganz unwahr iſt, erzählt er von Weintrauben; die Stacheln von jenen verſetzt er an dieſe; und wir ſollen ihm gleichwohl glauben, daß er allein Weintrauben gegeſſen hat.

Er. „Daß er aber ſchon zu Luthers Zeiten ein ſolcher allgemeiner Satz geweſen, deſſen Ungrund Luther erſt hätte erweiſen und die Wahrheit des Gegenſatzes erſt erfechten müſſen, ehe er, ohne gegen ein allgemeines Kirchengeſetz zu ſündigen, ſich an ſeine Überſetzung hätte machen können, das iſt mir ein böhmiſches Dorf.“

Ich. Alſo, hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit dieſem böhmiſchen Dorfe ein

[1] Schlußformel dogmatiſcher Vorſchriften, die denjenigen verflucht, der ihnen nicht Folge leiſtet. — [2] Trapa natans *L.*

wenig bekannter zu machen. Sie denken, weil Sie keine Bauern daraus kennen, daß es auch keine Bauern drinnen gibt? Ei ja doch! — Ernſthaft! Da dieſes das Zentrum unſers Streits iſt, ſo habe ich den ganzen zweiten Abſchnitt dazu beſtimmt, in welchem ich hoffentlich mehr erweiſen will, als der Hauptpaſtor verlangt. Denn er verlangt nur, daß ich ihm beweiſen ſoll, der Satz von Schädlichkeit dem gemeinen Volke verſtändlicher Bibelüberſetzungen ſei zu Luthers Zeiten ein von der Kirche allgemein angenommener Satz geweſen. Kleinigkeit! Ich will ihm das und noch ganz etwas anders erweiſen. Ich will ihm ſogar erweiſen, daß von Luthern zurück bis zu der Zeit hinauf, da dergleichen Überſetzungen erſt möglich zu werden anfingen, die Kirche nie anders als dieſem Satze gemäß gelehrt und gehandelt hat. Das will ich ihm ſogar beweiſen; es wäre denn, daß Concilium und Papſt zur Kirche nicht gehörten: er borge mir nur bis dorthin.

Er. „Wie viele Überſetzungen in Landesſprachen, in die italieniſche, ober- und niederdeutſche, holländiſche, waren ſchon an das Licht getreten, ehe Luther den erſten Gedanken von einer neuen Überſetzung faſſen konnte und gefaßt hatte!"

Ich. So viele, als der Herr Hauptpaſtor nur immer mag gezählt haben! — Aber wie? So kommen Sie doch auf die Abſurdität wieder zurück, die ich Ihnen oben kaum zutrauen wollte? So denken Sie doch, mit einem bißchen elender Bücherkunde mich einzutreiben? Weil Bibeln in Landesſprachen vor Luthern ſogar gedruckt vorhanden ſind, ſoll die Kirche nicht dafür gehalten haben, daß der gemeine Mann ſolcher Bibeln gar wohl müßig gehen könnte[1]? Iſt denn gar kein Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Sätzen: die Kirche will durchaus nicht, daß die Bibel in gemeine Landesſprachen überſetzt werde; und die Kirche hält für beſſer, wenn der gemeine Mann dergleichen Überſetzungen gar nicht lieſet? Hätte die Kirche dieſes letztere nicht glauben können, ohne darum jene Überſetzungen durchaus verbieten zu können und zu wollen? Konnten denn jene Überſetzungen nicht von der Art ſein, und waren ſie nicht wirklich von der Art, daß ſie in die Hände des gemeinen Mannes gar nicht kommen konnten?

[1] Entbehren könnte.

Konnten denn jene Überſetzungen, welche dem gemeinen Manne ſchadeten, nicht andern nützlich ſein, auf welche die Kirche doch auch ein Augenmerk nehmen mußte? Und was kann deutlicher beweiſen, daß vorbeſagter Unterſchied keine Grille iſt, die ich aus der Luft gegriffen habe, als wenn ich gute Katholiken aus Luthers Zeiten anführe, welche nicht allein die ältern Überſetzungen der Bibel ins Deutſche recht wohl kannten, ſondern auch ſelbſt neue Überſetzungen beſorgten und dennoch mit ihrer Kirche glaubten, daß dergleichen Überſetzungen dem gemeinen Manne gefährlich und ſchädlich wären (d)?

Er. „Herr Leſſing wird ſie alle in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek finden; er muß ſie aber noch nicht angeſehen haben, denn ſonſt würde der Anblick derſelben ihn von dem Ungrunde dieſer ſeiner Meinung überzeugt und ihn bewahret haben, ſolche zu ſeinem eignen Nachteile ſo dreiſt auf das Papier zu werfen."

Ich. Dieſes bärtige Schülerlein hat von dem Manne, den es ſich zu ſeinem Lehrer erbittet, eine wunderliche Idee! — Wenn es aber auch möglich wäre, daß ich jene alten Bibelüberſetzungen noch nicht angeſehen hätte, ſo dürfte ich von vernünftigen Männern doch leicht Vergebung desfalls erhalten; weil ich wohl ſo viele andre gute Bücher dafür angeſehen haben könnte. Hingegen würden es mir vernünftige Männer weit ſchwerer vergeben, wenn ich ſie wirklich angeſehen hätte, wenn ich ſie ſo oft und viel angeſehen hätte, als der Herr Hauptpaſtor wohl mag getan haben, und ich fähig wäre, aus dem bloßen Anblicke derſelben einen ſo albernen Schluß zu ziehen, als er mir gern zutrauen möchte.

Er. „Wie leicht wäre es in den Zeiten geweſen, dieſe Überſetzungen zu unterdrücken oder den Druck derſelben zu hindern?"

Ich. Das beliebt ſich der Herr Hauptpaſtor nur ſo einzubilden! Heutzutage iſt es freilich ganz etwas Leichtes, daß die Obrigkeit in die Buchdruckereien und Buchläden ſchickt und da etwas mit gewaltſamer Hand wegnehmen läßt; und das hätte freilich auch in dem funfzehnten Jahrhunderte ganz etwas Leichtes ſein können, wenn es nur damals ſchon auch etwas Gerechtes und Geſetzmäßiges geweſen wäre. Das Recht und die Befugnis, einem Bürger ſein Eigentum zu nehmen, ob es ſchon

nur papiernes Eigentum ist, hatte sich der Papst erst kurz vor dem völligen Ausbruche der Reformation gegeben[1]; und die protestantischen Kirchen, besonders die lutherische, weil diese gar zu gerne wieder Papsttum werden möchte, sind ihm christlich darin gefolgt. Die hohe Landesobrigkeit hilft ihnen treulich alles konfiszieren, was sie widerlegen sollten: und konfisziert ist widerlegt.

Er. „Kann aber Herr Lessing eine Spur angeben, woraus dieses geschlossen werden könne?"

Ich. Dieses? nämlich daß die Kirche jemals gesucht, jene schon vor Luthern gedruckte Übersetzungen der Bibel in gemeine lebendige Sprachen zu unterdrücken? — Ganz gewiß kann ich keine solche Spur angeben. Ebensowenig als mir der Herr Hauptpastor eine Spur angeben kann, daß man überhaupt in dem funfzehnten Jahrhunderte ein gedrucktes Buch wieder aus der Welt zu schaffen gesucht habe. Ebensowenig als er mir eine Spur angeben kann, daß die Kirche dasjenige genehmiget habe, was sie so dasein ließ und aus andern nicht unerheblichen Ursachen weder vernichten konnte noch wollte.

Er. „Er sehe doch nur die dort befindlichen Ausgaben der kölnischen Bibel[2] nach, so wird er in der Vorrede Stellen finden, in welchen der Verfasser das Lesen der Bibel in der Landessprache verteidiget — nein! das hatte er nicht nötig, denn es war kein Verbot da — sondern anpreiset."[3]

Ich. Ich kenne diese kölnische Bibel recht gut und habe sie nicht erst hier in der Bibliothek dürfen[4] kennen lernen. Denn ich kannte sie schon, als ich noch bloß die alten Bibeln wegen der Holzschnitte durchsuchte, und erinnere mich gar wohl, wie sehr ich mich freute, als ich in der Vorrede derselben eine

---

[1] Die Bücherzensur, das Recht, alle öffentlich verbreiteten Schriften zu prüfen und nach Gutdünken zu unterdrücken, hat sich die Kirche bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst angemaßt. Doch handelt es sich dabei zunächst immer um die Präventivzensur, d. h. die Prüfung vor dem Druck. Die nachträgliche Konfiskation schon gedruckter Bücher ist erst nach der Reformation eingeführt worden. — [2] Gedruckt zuerst um 1480. — [3] In Goezes „Versuch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom Jahre 1470 bis 1621" (Halle 1775) ist diese Vorrede S. 57 bis 60 abgedruckt, und darin ist gesagt, daß die Ungelehrten dieses Buch der Bibel, recht nach dem lateinischen Text ins Deutsche übersetzt, besitzen sollen, um sich damit gegen die Angriffe des höllischen Feindes zu wappnen. — [4] Brauchen.

ſehr merkwürdige Anekdote zur alten deutſchen Kunſtgeſchichte unvermutet entdeckte (e). Daß ich ſonſt damals etwas darinnen ſollte bemerkt haben, was hier für oder wider mich angezogen werden könnte, kann ich nicht ſagen. Aber es verlohnt ſich immer der Mühe, ſie aufs neue desfalls zu durchleſen, und wenn es wahr iſt, daß die Leſung der Bibel in der Landesſprache darinnen ſo angeprieſen wird, ein wenig genauer zu erwägen, wer denn dieſer Anpreiſer iſt; was er denn eigentlich anpreiſet; wem er es anpreiſet, und wie er es anpreiſet (f).

Er. „Hatten denn etwa Emſer, Dietenberger, Eck[1] beſondere Dispenſationen, daß ſie mit ihren deutſchen Überſetzungen des Neuen Teſtaments und der Bibel an das Licht treten durften? Ich weiß keine."

Ich. Alle drei haben auch nichts weniger als neue Überſetzungen gemacht. Emſers Neues Teſtament iſt nichts als Luthers Neues Teſtament, faſt von Wort zu Wort, bis auf die Stellen, von welchen Emſer glaubte, daß ſie Luther verfälſcht oder ihnen nicht recht genung getan habe. Dietenberger und Eck aber, deren letzter die Lutheriſch-Emſerſche Arbeit ganz beibehalten hat, haben bloß die alten Überſetzungen aus der Vulgata ein wenig poliert und den wahren Sinn der Vulgata gegen Luthern gerechtfertiget und wiederhergeſtellt. Was brauchten ſie hierzu beſondere Dispenſationen? Und wirft es denn Emſer nicht Luthern ausdrücklich genung vor, daß er, Luther, mit ſeiner Überſetzung ſich eigenmächtig einer Arbeit unterwunden habe, zu der er höhere Erlaubnis bedurft hätte? (g)

Er. „Aber, wird der Herr Leſſing ſagen, hat man nicht vor dem Tridentiniſchen Concilio Luthers Überſetzung auf das heftigſte verfolgt und ſolche an vielen Orten gar verbrannt?"

Ich. Dieſes würde ich vielleicht ſagen, wenn ich nichts beſſers zu ſagen wüßte, und vielleicht auch dann nicht einmal. Denn immer wäre es doch nur ein ſehr Goeziſcher Schluß:

---

[1] Hieronymus Emſer (1477 — 1527), „Das gantz neue teſtament" (Tübingen 1532). Die Bibelüberſetzung (Mainz 1554) von Johannes Dietenberger (geſt. 1534) blieb bis ins 18. Jahrhundert in der katholiſchen Kirche maßgebend. Johann Mayr, genannt Eck (1486—1543), ließ ſeine „höchſt dürftige" Bibelüberſetzung 1537 erſcheinen.

„Weil Luthers Überſetzung ſchon vor dem Tridentiniſchen Concilio verfolgt worden, ſo hat die Kirche auch ſchon vor dieſem Concilio alle Überſetzungen der Bibel in gemeine Sprachen ohne Unterſchied gemißbilliget.“ Ich beweiſe das letztere unabhängig von jener ſpätern Verfolgung; und weiß es ſehr wohl zu erklären, warum man hier und da nur Luthers Überſetzung verfolgte, ohne jemals eine ältere auf ebendie Art zu verfolgen, welche die Genehmigung der Kirche ebenſowenig hatte.

Er. „Hat nicht Karl V. in den Niederlanden durch die ſchärfſten Mandate alle aus Luthers Überſetzung gemachte holländiſche Überſetzungen zum Feuer verdammt, und ſind ſolche aus dem Grunde nicht ſo häufig verbrannt und auf alle mögliche Art vertilgt, daß von vielen Ausgaben auch nicht ein Exemplar übriggeblieben iſt?“

Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpaſtor ſo ſagen, weil er es an meiner Stelle ſagen würde — weil er mir am liebſten in den Mund legt, was er am leichteſten beantworten kann — weil er mir gern die Karten in die Hand ſpielt, die er ſtechen kann.

Er. „Ich antworte: dieſes alles räume ich ein“; —

Ich. Nicht weil ich es ſage: ſondern weil er es mich ſagen läßt. Wie trefflich der Mann antwortet, wenn er ſich ſelber antwortet!

Er. — „Aber iſt ſolches aus dem Grunde geſchehen, weil Luther die Bibel in die Landesſprache überſetzt hat, oder weil man ihn beſchuldigte, daß er ſolche ſeinen Irrtümern zu Gunſt verfälſcht hätte?“

Ich. Weder aus jenem Grunde allein, noch aus dieſem allein: aus beiden Gründen zugleich. Denn wenn Luther ſeine Überſetzung aus der Grundſprache lateiniſch gemacht hätte, ſo würde ſeine Überſetzung ſicherlich nicht mehr und nicht weniger ſein verfolgt worden als die Überſetzung des Erasmus[1]. Gleicherweiſe, wenn er ſie zwar deutſch, aber nur aus der Vulgata gemacht hätte, würde ſie zuverläſſig ebenſowohl ohne alle

[1] Erasmus von Rotterdam (1466—1536) lieferte die erſte Ausgabe des griechiſchen Neuen Teſtaments mit lateiniſcher Überſetzung (Baſel 1516).

Verfolgung geblieben ſein, als nur irgend frühere Überſetzungen geblieben ſind.

Er. „Dieſes (die Verfälſchung) und nicht jenes (die Überſetzung an und für ſich ſelbſt) warf ihm Emſer vor[1].“ —

Ich. Er warf ihm ſchlechterdings beides vor. Man ſehe nochmals die Anmerkung (g).

Er. — „Und ſein (Emſers) Hauptgravamen iſt dieſes: er hätte nicht allein aus einem verfälſchten Huſſitiſchen Exemplare überſetzt, ſondern auch ſelbſt hinzugeſetzt, was ihm gefallen, und in der Feder gelaſſen, was ihm nicht angeſtanden hat.

Ich. Ich denke, es ließe ſich noch ſehr ſtreiten, was Emſer eigentlich unter dem Wicleffſchen[2] oder Huſſitiſchen oder Picardiſchen[3] Exemplare verſtehe, welches Luther vor ſich gehabt habe. Daß er ein Exemplar des lateiniſchen oder griechiſchen Textes verſtanden, will mir nicht recht zu Kopfe, weil ich nirgends finde, daß man den Wiclefiten oder Huſſiten oder Picardern eine Verfälſchung der Vulgata oder gar des griechiſchen Textes ſchuld gegeben habe. Wohl aber finde ich, daß ſowohl Wiclefiten als Huſſiten und Picarder ſich mit Überſetzungen der Bibel in ihre Landesſprache geſchleppt haben; und es wäre nicht unmöglich, daß Emſer irgendeine ſolche deutſche Überſetzung gemeint hätte, auf welche Luther zugleich ein Auge gehabt habe. Der Grund dieſer meiner Vermutung wird ſich in dem zweiten Abſchnitt zeigen. Doch da dieſes hier nichts verſchlägt, ſo laſſe ich den Herrn Hauptpaſtor nur fortplaudern.

Er. „Alle dieſe Beſchuldigungen getrauet ſich kein vernünftiger Katholik, die einzige Stelle Röm. 3, 28, wo er das Wort ‚allein‘ gegen den Grundtext hinzugetan haben ſollte, ausgenommen, zu wiederholen.“

Ich. Ich weiß weder, wer dem Herrn Hauptpaſtor ein vernünftiger Katholik iſt, noch was ſich ein ſolcher getrauen würde. Ich weiß nur, daß es nicht darauf ankömmt, was jetzt geſchehen

[1] Emſer, „Auß was grund vnnd vrſach Luthers Dolmatſchung, vber das newe teſtament, dem gemaine man billich verbotten worden ſey“ (Leipzig 1523). — [2] John Wiclef oder Wiclif (um 1330—84) überſetzte kurz vor ſeinem Tode die Bibel ins Engliſche. — [3] Die Huſſiten und die Picarden, richtiger Begarden (Bezeichnung der Mähriſchen oder Böhmiſchen Brüder) laſen die Bibel in den Landesſprachen.

würde, ſondern was damals geſchah, als Luthers Überſetzung noch neu war. Unmöglich kann Herr Goeze itzt von Bahrdts Überſetzung mehr Böſes ſagen, als Emſer damals von Luthers ſagte: und ob über 200 Jahre die guten Exegeten ſich auch noch getrauen werden, alle Vorwürfe zu wiederholen, die Herr Goeze und ſeinesgleichen Bahrdten jetzt machen, das muß die Zeit lehren. Hiermit aber will ich im geringſten nicht mich zum Verteidiger von Bahrdts Überſetzung aufwerfen; ich will bloß ſeine Befugnis, nach ſeinem Gewiſſen zu überſetzen, rechtfertigen, die wenigſtens in keinem Betracht geringer war als Luthers Befugnis.

Er. „Zu ebender Zeit, da in den Niederlanden Luthers Überſetzung auf das heftigſte verdammt wurde, erſchienen katholiſche Überſetzungen in holländiſcher Sprache mit dem Privilegio ebendes Kaiſers, der Luthers Überſetzung zum Feuer verurteilte. Kann Herr Leſſing nach ſeinem Grundſatze dieſen Widerſpruch heben?"

Ich. Sehr leicht! denn wenn man dem gemeinen Manne eine ketzeriſche Bibel in ſeiner Sprache nahm, ſo mußte man ihm ja wohl an deren Statt eine rechtgläubige in der nämlichen Sprache wiedergeben; wenn er nicht glauben ſollte, daß die Unterdrückung mehr auf die Bibel als auf die hineingelegte Ketzerei gemünzt ſei; beſonders wenn der gemeine Mann desſelben Landes ſchon ehedem eine unſchädliche Bibel in ſeiner Sprache gehabt hatte. — Das wäre, dächte ich, eine ſehr natürliche Antwort: wenn das Faktum anders ſeine Richtigkeit hat. Aber es ſei mir erlaubt, gegen das Faktum ſelbſt noch erſt meine Zweifel zu äußern (h).

Er. „Ich beſitze ein ſehr ſeltnes hieher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occlusum, sive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari, seu vernacula, tractatus. Gallice primum conscriptus, Anno 1651. a Do. *Nicolao le Maire*, S. S. Theologiae Licentiato in facultate Parisiensi, consiliario, Eleemosinario, et Praedicatore Regis Christianissimi etc. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli, MDCLXII. 4[1]."

[1] „Das verſchloſſene Heiligtum oder Über das Verbot der Heiligen Schrift in den Landesſprachen, zuerſt lateiniſch verfaßt 1651 von Nicolaus Lemaire, Lizentiaten

Ich. Dieſes Buch ſehr ſelten? Wer ſagt denn das? Noch habe ich es in keinem Verzeichniſſe ſeltener Bücher gefunden, ſo gemeine[1] Schwarten dergleichen Verzeichniſſe auch ſonſt mit aufzuführen pflegen. In unſerer Bibliothek iſt es zweimal; und ich habe es in meinem Leben wohl an zwanzig Orten geſehen. Es iſt ſchon wegen der Titelvignette ſo berüchtiget. Es iſt in Deutſchland gedruckt; ein berühmter lutheriſcher Gottesgelehrter hat dawider disputiert: und ſoll gleichwohl ſehr ſelten ſein! Ein ſehr ſeltnes Buch, das ſo bekannt iſt! Allenfalls könnte das franzöſiſche Original in Deutſchland ſo heißen: aber die lateiniſche Überſetzung, die in Würzburg ans Licht getreten! — Doch der Literatoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpaſtors belacht, welche alle Bücher, „die ihm die gnädige Vorſehung Gottes zufließen laſſen, als ſelten ſtempelt. Mag er doch! — ich will ihn mit dem eigentlichen Werke bekannt machen, welches er hätte kennen und anführen müſſen (i).

Er. „Dieſer Verfaſſer teilt ſein Werk in drei Teile; in dem erſten will er ſeinen Satz aus der Heiligen Schrift und in dem zweiten aus den Kirchenvätern der erſten vier Jahrhunderte beweiſen; in dem dritten macht er den Anfang ſogleich, aus dem Tridentiniſchen Concilio ſeinen Beweis zu führen. Ein ſichtbarer Beweis, daß er vor dieſer Kirchenverſammlung nichts gefunden, was er zu ſeinem Behufe hätte anführen können."

Ich. Alſo, weil der nichts gefunden: ſo iſt auch nichts zu finden. — Wie doch ein elender Schriftſteller ſich immer mit dem andern ſchützt!

Er. „Ich glaube nunmehr das Gegenteil von dem, was Herr Leſſing vorgegeben, hinlänglich erwieſen zu haben."

Ich. Er glaubt es, denn er iſt ſich bewußt, daß er hinlänglicher nie in ſeinem Leben etwas bewieſen.

Er. „Kann er dieſe Beweiſe umſtoßen und mir gegenſeitige vorlegen, welche ſeinen Satz erweiſen, ſo will ich ihm von Herzen danken."

---

der Theologie bei der Pariſer Fakultät, Rat, Almoſenier und Prediger des allerchriſtlichſten Königs uſw., jetzt lat. gedruckt in Deutſchland, Würzburg 1662." —

[1] Häufig vorhandene.

Ich. Ich erlasse ihn seines Dankes, damit er mit gutem Gewissen undankbar sein kann.

Er. „Bis hieher ist das, was er vorgegeben, nicht so ‚sonnenklar', wie er rühmt, sondern vielmehr erweislich falsch."

Ich. Daß es wenigstens noch nicht *erwiesen* falsch ist, werden unsre Leser wohl hoffentlich anfangen zu merken. — Und hiermit lasse ich sie zu den

2) Anmerkungen[1],

In welchen sie finden werden, daß ich in den Zwischenreden nichts mehr geäußert habe, als was ich gutzumachen[2] imstande bin.

(a)

— — — — — — — — — — — — —

[1] Vgl. S. 314 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 282 dieses Bandes, Anm. 1.

Gotth. Ephr. Leſſings
nötige Antwort
auf eine ſehr unnötige Frage
des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich ſcheinet der Herr Hauptpaſtor Goeze nach ſo langem, ärgerlichem Aufheben, welches nur bei der ſchlechteſten Art von Klopffechtern im Gebrauch iſt, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigſtens äußert er nun*, daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir ſtreite —

„Ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn ſie ſchon längſt verloren gegangen wäre, wenn ſie niemals geweſen wäre —"

ſich ſofort weiter gehörig einlaſſen wolle, ſobald ich eine beſtimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, „was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe"[1].

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte mir es verdenken, wenn ich mich dieſer Anfoderung, die eine wahre Kalumnie[2] enthält, aus ebendem Grunde weigerte, aus welchem er ſich einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir zu entziehen für gut findet. Er ſagt nämlich**: „der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpaſtor in Hamburg nichts zu befehlen." Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpaſtor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu

* „Leſſings Schwächen", zweites Stück, S. 66. — ** S. 46.

[1] Bei Goeze (Neudruck, S. 122) lautet die Frage etwas anders: „Was für eine Religion er durch das Wort ‚chriſtliche Religion' verſtehe." — [2] Verleumdung.

befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die vorausſetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es ſo genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie geſagt, weiß ſich rein und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpaſtor verſichert zu ſein vorgibt*, „daß ich, wenn ich voraus hätte ſehen können, daß die Kontrovers dieſen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich ſo frühzeitig zu verraten und die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren".

Ich habe nichts mehr gewünſcht als das; und es ſoll ſich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpaſtor oder der Bibliothekar, mit der längern Naſe nun abziehen wird.

Denn kurz: ich antworte auf die vorgelegte Frage ſo beſtimmt, als nur ein Menſch von mir verlangen kann, daß ich unter der chriſtlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verſtehe, welche in den Symbolis der erſten vier Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche enthalten ſind.

Damit ſich der Herr Hauptpaſtor auch keine Whiſtonſche[1] Falle hier träumen laſſe, ſetze ich hinzu, daß ich ſogar das ſogenannte Symbolum der Apoſtel[2] und das Symbolum des Athanaſius[3] mit darunter begreifen will, ob es ſchon ausgemacht iſt, daß dieſe zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieſer Erklärung könnte ich es bewenden laſſen und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpaſtor ſeinen Feldzug nunmehr weiter anzuſtellen belieben werde. Denn nunmehr iſt es an ihm, zu beweiſen:

1) warum notwendig die in jenen Glaubensbekenntniſſen enthaltenen Lehren ſich verlieren müßten, wenn die Bibel ſich verlöre;

* S. 69.

[1] William Whiſton (1667—1752) wurde als ein Opfer der anglikaniſchen Intoleranz wegen abweichender religiöſer Anſichten 1711 von ſeinem Lehrſtuhl als Mathematiker in Cambridge vertrieben und ſuchte darauf mit zwölf Jüngern die urſprüngliche chriſtliche Kirche wiederherzuſtellen. — [2] Das Apoſtoliſche Glaubensbekenntnis. — [3] Das Athanaſianiſche Glaubensbekenntnis, ſicher nicht von Athanaſius herrührend, frühеſtens aus der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts, enthält die Lehre von der Dreieinigkeit und der Menſchwerdung Chriſti.

2) warum dieſe Lehren längſt verloren gegangen ſein müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir dieſe Lehren gar nicht wiſſen könnten, wenn die Bibel niemals geweſen wäre.

Doch ich will an unnötiger Verlängerung unſerer Streitigkeit nicht ſchuld haben und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpaſtor jederzeit feſthalten kann. Nur muß er mich bei keinem derſelben eher feſthalten wollen, als bis er ſeinen Beweis geführet hat. Denn ſonſt würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquiſitionsverhöre werden. Genug, daß er ungefähr daraus ſieht, was ich in recessu[1] habe, und worauf er ſich gefaßt halten muß.

§ 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntniſſe hieß bei den älteſten Vätern Regula fidei.

§ 2.

Dieſe Regula fidei iſt nicht aus den Schriften des Neuen Teſtaments gezogen.

§ 3.

Dieſe Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Teſtaments exiſtierte.

§ 4.

Dieſe Regula fidei iſt ſogar älter als die Kirche. Denn die Abſicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zuſammengebracht wird, iſt ja wohl früher als die Gemeinde.

§ 5.

Mit dieſer Regula fidei haben ſich nicht allein die erſten Chriſten bei Lebzeiten der Apoſtel begnügt; ſondern auch die nachfolgenden Chriſten der ganzen erſten vier Jahrhunderte haben ſie für vollkommen hinlänglich zum Chriſtentume gehalten.

[1] In Reſerve.

§ 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

§ 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§ 8.

Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser itziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzeln Stücke, welche sie ohngefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns nach Luthers Zeiten stehen.

§ 9.

Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelne Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubnis des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§ 10.

Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebnen Worte eines Apostels mehr glauben wollten als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§ 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurteilet worden. Nach ihrer mehrern Übereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Übereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten oder zu haben vorgegeben wurden.

§ 12.

Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätiget worden.

§ 13.

Der Beweis, daß die Apoſtel und Evangeliſten ihre Schriften in der Abſicht geſchrieben, daß die chriſtliche Religion ganz und vollſtändig daraus gezogen und erwieſen werden könne, iſt nicht zu führen.

§ 14.

Der Beweis, daß der Heilige Geiſt durch ſeine Leitung es dennoch, ſelbſt ohne die Abſicht der Schriftſteller, ſo geordnet und veranſtaltet, iſt noch weniger zu führen.

§ 15.

Die Authentie[1] der Regula fidei iſt viel leichter und richtiger zu erweiſen als die Authentie der neuteſtamentlichen Schriften.

§ 16.

Auf die unſtreitig erwieſene Authentie der Regula fidei iſt auch weit ſicherer die Göttlichkeit derſelben zu gründen, als man itzt auf die Authentie der neuteſtamentlichen Schriften derſelben Inſpiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu ſagen, der „neu gewagte Schritt" iſt, welcher den Bibliothekar mit allen neumodiſchen Erweiſen der Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo unzufrieden macht.

§ 17.

Auch nicht einmal als authentiſcher Kommentar der geſamten Regula fidei ſind die Schriften der Apoſtel in den erſten Jahrhunderten betrachtet worden.

§ 18.

Und das war ebender Grund, warum die älteſte Kirche nie erlauben wollte, daß ſich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war ebender Grund, warum ſie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift ſtreiten wollte.

§ 19.

Der ganze wahre Wert der apoſtoliſchen Schriften in Abſicht der Glaubenslehren iſt kein andrer, als daß ſie unter den

[1] Echtheit und Urſprünglichkeit.

Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen; daß sie, sofern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Beläge derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§ 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte zur Seligkeit nicht notwendig, kann wahr und falsch sein, kann so oder so verstanden werden.

* * *

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältigen mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt; und ich bin imstande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker[1] darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen und zugleich den besondern Nutzen und Vorteil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer itzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Kontrovers schon noch Gelegenheit geben; besonders wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so viel mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu tun erbötig, wenn er sich ebender Präzision und Simplizität in seinen Gegensätzen bedienen will.

[1] Fachmann auf dem Gebiete der Kirchenväter.

Der nötigen Antwort

auf eine ſehr unnötige Frage

des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg

Erſte Folge.

1778.

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —

Ovid[1].

Ich habe meine Erklärung, „was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe", ohne Anſtand abgegeben. Aber anſtatt des Beweiſes, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf verſprochen (nämlich „daß dieſe chriſtliche Religion ſich notwendig mit der Bibel verlieren müſſe, daß ſie ohne Bibel weder werden noch dauern können"), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit ſei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fodern.

„Dieſe Foderung", ſagt er*, „iſt ſo ungereimt, als eine ſein kann. Ich bin in dieſer Sache der Reſpondent. Herr L. iſt der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Chriſten, von allen Lehrern der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Parteien, in welche dieſelbe geteilet iſt, ſelbſt die Sozinianer[2] nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundſatz angenommen iſt: daß die Bibel der einige Lehrgrund der chriſtlichen Religion iſt, ohne welchen dieſelbe nicht erwieſen, nicht fortgepflanzet werden, alſo nicht beſtehen könne."

---

* „Leſſings Schwächen", drittes Stück, S. 128.

---

[1] „Wenn es erlaubt iſt, und wenn ich ohne die Umſchweife eines lügenhaften Redners die Wahrheit ſprechen darf." Ovid, „Metamorphoſen", Buch 10, V. 39 f. —
[2] Vgl. S. 213 dieſes Bandes, Anm. 4.

Ich will mich auf jene Katheder-etikette, welche ebenſowohl für mich als für ihn zu erklären iſt, nicht einlaſſen. Wer beweiſen kann, läßt ſich nicht lange nötigen, zu beweiſen. Ich will nur ſogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen ſuchen und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr iſt, daß alle Lehrer der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion halten;

2) daß die Sozinianer eben dadurch ihre Sache ſo gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der chriſtlichen Religion macht.

1) Es iſt notoriſch, daß die Lehrer der chriſtlich-katholiſchen Kirche die Bibel ſo wenig für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion annehmen, daß ſie ihn nicht einmal für den vornehmſten gelten laſſen; indem bei ihnen das Anſehen der Bibel dem Anſehen der Kirche ſchlechterdings untergeordnet iſt; indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel ſagt, ſondern darauf, was die Kirche ſagt, daß es die Bibel ſage oder ſagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proſelyten unter den Proteſtanten machen wollen, ſich nachgebender hierüber erklärt: ſo geht mich dieſes nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der römiſchen Kirche iſt nach dieſen wenigen Achſelträgern nicht zu beſtimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil ſie Chriſten ſind: ſind aber nicht Chriſten, weil ſie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wiſſen, mit welchem Fuge ein lutheriſcher Paſtor und ein verdorbener Advokat[1] einem Manne mit dem Reichsfiskale drohen können, weil er aufrichtig genug iſt, als Lutheraner lieber ſeine Zuflucht zu einem Lehrſatze der römiſchen Kirche zu nehmen als die ganze chriſtliche Religion unter Einwürfen der Freigeiſter erliegen zu laſſen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen; die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchſt neuen und bis auf dieſen Tag unerwieſenen Lehr-

[1] Der Lizentiat Wittenberg.

ſatze der ſtrengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten ſein ſoll. — Dieſe Herren mögen ſich nur ſelbſt vor dem Reichsfiskale in acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiskale leicht begreiflich zu machen ſein, daß nur ſie und ihresgleichen die Stänker ſind, welche den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionsparteien gegeneinander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem ſie alles, was katholiſch iſt, für unchriſtlich verdammen und durchaus keinen Menſchen, auch nicht einmal einen armen Schriftſteller, dem es nie in die Gedanken gekommen iſt, ſich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüſteten und öde gelaſſenen Confiniis[1] beider Kirchen dulden wollen.

2) Was ich von den Sozinianern ſage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Chriſti nicht mit ins Neue Teſtament bringt, wer ſie nur aus dem Neuen Teſtamente holen will, dem iſt ſie bald abdisputiert. Daher iſt den Sozinianern der Grundſatz, daß ſowohl die Gottheit Chriſti als die übrigen Wahrheiten der chriſtlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel erwieſen werden müſſen, ſehr willkommen geweſen; und es läßt ſich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Chriſti, daß es die Arianer geweſen, welche ihn zuerſt angenommen haben. —

Alſo nur alsdann, wenn Herr Goeze ſowohl dieſes als jenes abzuleugnen und das Gegenteil davon zu erhärten imſtande iſt, will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptſatzes, zu welchem er ſich anheiſchig gemacht hat, ſchenken und den Erweis meiner Gegenſätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übelnehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweiſen *kann*, wovon er ſo trotzig vorgibt, daß er es nicht zu beweiſen *brauche*. Denn wenn er nicht damit ſagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müſſe, ſo muß es wenigſtens doch anderswo erwieſen ſein, und er kann ja dieſen anderswo geführten Beweis, mich zu beſchämen, mit leichter Mühe abſchreiben oder auch nur mit einem Worte nachweiſen.

Ich ſage, daß ich ſodann meine Gegenſätze zu erweiſen nicht

[1] Den gemeinſamen Grenzgebieten.

anſtehen will. Aber werde ich damit nicht zu ſpät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus[1] alle meine 20 Gegenſätze auf einmal niedergeſchlagen? „Da die Kirchenväter", ſagt er, „bei Herr Leſſing mehr gelten als die Bibel" — (Verleumdung! die neuteſtamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr als die erſten Kirchenväter) — „ſo will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegenſetzen, welche ſein Gewäſche und überhaupt ſeine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederſchlagen kann. Dieſer ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts ſchreibt adv. Haer. lib. III. cap. 1: ‚Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus quam per eos, per quos evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum[2].' Es wird ſich zeigen, ob Herr Leſſing Stellen in Vorrat habe, welche hinlänglich ſein werden, dieſes Zeugnis niederzuſchlagen."

Und was ſich itzt ſchon zeigt, iſt dieſes, daß Herr Goeze, wenn er ſich in der Geſchwindigkeit nicht beſſer beritten macht, auf dem ausgeſchriebenen Turniere nur eine ſehr armſelige Figur ſpielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er zitieret, ſelbſt geleſen? Unmöglich! Er hat dieſes einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Lutherſchen Polemik, bloß aufgeleſen. Denn er legt, wider alle Grammatik, wider allen Zuſammenhang, einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, ſondern der Sinn der Lutherſchen Polemik iſt, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus ſagt in dieſer Stelle ſchlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden. Wenn er dieſes hätte ſagen wollen, müßte es heißen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris*[3]. Aber es heißt nicht *futuris*, ſondern *futu-*

[1] Irenäus, Verfaſſer der fünf Bücher „Adversus haereses". — [2] „Denn durch keine anderen kennen wir die Bedingungen unſerer Seligkeit als durch diejenigen, durch die das Evangelium zu uns kam, wie ſie es denn damals verkündeten und es nachher gemäß dem Willen Gottes in den Schriften uns überlieferten, auf daß es das Fundament und die Säule unſeres Glaubens werde." — [3] „In Schriften uns überlieferten, die das Fundament und die Säule unſeres Glaubens werden ſollten."

rum, und bezieht ſich nicht auf scripturis, ſondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, ſondern den weſentlichen Inhalt der Evangelien, ohne Rückſicht auf deſſen Verzeichnung, bedeutet. Herr Goeze ſelbſt, in der beigefügten Überſetzung dieſer Stelle, hat nicht anders konſtruieret, und nur bei ihm iſt es begreiflich, wie man ſo leichte Worte anders konſtruieren und anders verſtehen kann. Das Evangelium iſt der Grund und Pfeiler unſers Glaubens: wer leugnet das? Allein das Evangelium iſt ebenſowohl ein praeconatum[1] als ein scripturis traditum[2]; und das futurum muß ſich ebenſowohl auf jenes als auf dieſes beziehen. Ebenſowohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unſers Glaubens ſein können als das aufgeſchriebene. — Daß dieſes der wahre Sinn des Irenäus iſt, erhellet aus den folgenden Kapiteln unwiderſprechlich. Und wenn er beſonders im vierten ſagt: „Quid autem, si neque apostoli quidem scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant ecclesias[3]“: hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die chriſtliche Religion notwendig hätte untergehen müſſen, wenn die Apoſtel nichts geſchrieben hätten? Wenn er fortfährt: „Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium[4]“: hat er auch gelehrt, wie Goeze, daß der Heilige Geiſt ohne Schrift nichts vermöge; daß kein Glaube ohne Schrift möglich ſei? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzuſetzt: „Hanc fidem qui *sine literis*

[1] Verkündetes. — [2] In Schriften Überliefertes. — [3] „Wie aber, wenn uns die Apoſtel auch keine Schriften hinterlaſſen hätten, wäre es nicht auch dann Pflicht, der Regel der Überlieferung zu folgen, die ſie denen hinterließen, denen ſie das Kirchenregiment anvertrauten?“ — [4] „Dieſer Weiſung folgen viele fremde Völker, die ohne Papier und Tinte an Chriſtus glauben, weil ſie das Heil vom Heiligen Geiſt in ihr Herz geſchrieben beſitzen und die Überlieferung der Alten ſorgſam bewahren, an einen Gott glaubend, den Schöpfer von Himmel und Erde und allem, was in ihnen iſt, durch Chriſtus Jeſus, den Sohn Gottes.“

crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia et castitate et sapientia[1]“: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiktion eines Volks, das ich ohne Bibel Christen sein lasse, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die ersten gewesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestieret[2]? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, in voraus zeigen.

§

Der Sieg der Heiligen Schrift über die Ketzerei oder die Kraft der Heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit

[1] „Die diesen Glauben ohne Buchstaben gehegt haben, mögen in bezug auf unsere Sprache Barbaren [Heiden] sein; aber in bezug auf ihre Gesinnung, auf ihren Wandel und ihr Gebaren sind sie um des Glaubens willen höchst weise und gefallen Gott, weil sie in aller Gerechtigkeit und Keuschheit und Weisheit wandeln.“ —

[2] Goeze sagt a. a. O. des dritten Stücks von „Lessings Schwächen“, er könne zum voraus mutmaßen, daß die Stellen der Kirchenväter, auf die Lessing in der „Nötigen Antwort“ (S. 331 dieses Bandes, Z. 9 ff.) poche, wahrscheinlich solche seien, „welche von Kirchenvätern herrühren, die nach der Nicänischen Kirchenversammlung geschrieben haben und ... bei dieser Gelegenheit, da die Arianer ihnen aus mißverstandenen Stellen der Heiligen Schrift Scheingründe zur Behauptung ihres Irrtums entgegensetzten, welche sie sogleich nicht wegräumen konnten, einige, dem göttlichen Ansehen und der Notwendigkeit der Heiligen Schrift, nachteilige Aussprüche haben mit einfließen lassen. Vielleicht aber werden auch Stellen mit unterlaufen, welche das kurze Zeit nach dem auf der Kirchenversammlung zu Nicäa in Bithynien verfertigte Symbolo von arianischen Bischöfen zu Nicäa in Thrazien verfertigte Symbolum zum Gegenstande haben. Ich protestiere aber schon zum voraus feierlich gegen Stellen und Zeugnisse dieser Art. Sie können zum Nachteile der Notwendigkeit der Heiligen Schrift nichts beweisen, da die Zeugen von beiden Teilen parteiisch sind und bei Ablegung dieser Zeugnisse mehr ihren Leidenschaften und Vorurteilen als der reinen Überzeugung von der Wahrheit gefolget sind.“

hat ſich auf dem Nicäiſchen Concilio nur ſchlecht erwieſen[1]. Durch die Schrift iſt auf denſelben ſchlechterdings nichts ausgemacht worden.

§

Arius und ſeine Philoſophen blieben auf ihren Köpfen; und nur zwei der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§

Der eine Philoſoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntnis, auf eine wunderbare Weiſe erleuchtet.

§

Die Mitwirkung des Heiligen Geiſtes bei dem bloßen Glaubensbekenntniſſe war alſo noch damals nichts Befremdendes.

§

Hingegen zeigte ſich von der Mitwirkung des Heiligen Geiſtes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringſte Spur.

§

Denn der zweite Philoſoph ward nicht durch dergleichen Stellen *überführt*, ſondern durch ein paar menſchliche, nicht einmal ſehr paſſende Gleichniſſe *überredet*.

§

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringſten nicht ein, ihren Lehrſatz aus der Schrift auch nur erweiſen zu *wollen*. Sie hatten bloß die Herablaſſung, auf die Schriftſtellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böſe zu antworten.

§

Sie gaben ihren Lehrſatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten ſei; ſondern für eine Wahr-

[1] Auf dem *Konzil zu Nicäa* wurden anſtatt der Worte des Neuen Teſtaments zur Bezeichnung von Weſen und Urſprung des Logos andere gewählt, weil die Arianer auf Grund der bibliſchen Worte ſofort die Weſensgleichheit Chriſti mit Gott leugneten.

heit, die ſich von Chriſto unmittelbar herſchreibe und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§

Sie erwieſen alſo nur, daß die Schrift dieſen Überlieferungen nicht widerſpreche.

§

Und der Gebrauch, den ſie ſonach von der Schrift machten, war ein ganz andrer als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat; welchem zufolge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert *worden*, ſondern aus der einzigen Schrift unmittelbar beſtimmt wird, was uns hätte überliefert werden *ſollen*.

§

Sollte die Überlieferung garnicht mit in Anſchlag kommen, ſo müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringſten etwas von dem Chriſtentume zu wiſſen, das ganze Chriſtentum aus den neuteſtamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und abſondern könne; und daran zweifle ich ſehr.

§

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl ſchwerlich ein vernünftiger Mann zu den neuteſtamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Chriſtentum vorher zu kennen, und die Kunſt, es wieder zu vergeſſen, wenn er zu dieſer vermeinten einigen Quelle nun ſelbſt kommt, noch ſoll erfunden werden.

G. E. Leſſings Bibliolatrie.

Καλον γε τον πονον ὠ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν[1].

(Aus dem Nachlaß.)

1779.

Vorrede.

Ich habe das Wort „Bibliolatrie“ nicht nach „Idololatrie“ gemacht und will keineswegs damit zu verſtehen geben, daß irgend jemand noch itzt Abgötterei mit der Bibel treibe.

Daß ehedem dergleichen geſchehen, iſt wohl nicht zu leugnen. Man überlege den vielfältigen Aberglauben, zu welchem beſonders das Evangelienbuch in den dunklen Zeiten gemißbraucht worden: den knechtiſchen Reſpekt, den man für das materielle Buch hatte, deſſen Geiſt man ſo wenig kannte. Wer den Greuel beiſammen haben will, der leſe Joh. Andr. Schmidts[2] „Exercitationum historico-theologicarum“ dritte, „De cultu Evangeliorum“. Das alles entſprang aus Abgötterei; oder lief auf Abgötterei hinaus.

Und warum ſo weit zurückgehen? Wenn noch im Anfange dieſes Jahrhunderts ein angeſehener Theolog der lutherſchen Kirche* es für nötig hielt, die Frage, „ob die Heilige Schrift Gott ſelbſt ſei“, in einer eignen Schrift zu erörtern: ſo muß es doch wohl Leute gegeben haben, welche dieſe Frage mit Ja beantworten zu müſſen geglaubt. Wie ſollte es deren auch keine gegeben haben, da Luther ſelbſt ihnen in einer ſo wunderbaren

* Georg Nitſche, Generalſuperintendent des Fürſtentums Gotha, 1714.

[1] „Einen ſchönen Dienſt übe ich vor deinem Hauſe, o Chriſtus, deinen heiligen Sitz ehrend.“ Die Stelle iſt dem „Jon“ des Euripides, 1. Akt, V. 128—130, entnommen, mit der Änderung von „Phöbus“ in „Chriſtus“. — [2] Johann Andreas Schmidt (1652—1726), angeſehener Theolog.

Bejahung vorgegangen war? Luther ſelbſt hatte die Heilige Schrift mehr als einmal Gott genennet; und wenn ſchon Luther desfalls zu entſchuldigen wäre: hat er nie Jünger gehabt, hat er Jünger nicht noch, die ſich dadurch einer ähnlichen Entſchuldigung unwürdig machen, daß ſie das auch nicht zu verwerfen wagen, was er ſelbſt, „more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium[1]“, zu verwerfen und zu verbeſſern bei jeder Gelegenheit keinen Augenblick anſtand? Mir iſt Luther noch weit anſtößiger in einer andern Stelle, wo er ſagt, daß die Heilige Schrift „Chriſtus' geiſtlicher Leib ſei“ und eine ſolche Krudität[2] mit ſeinem treuherzigen „Wahrlich“ beſiegelt. Nun werfe man dem Gegenteile noch vor, daß von ſeiner Seite geäußert worden, die ganze Bibel ſei ohne das Zeugnis der Kirche nicht mehr und nicht weniger wert als Äſopi Fabelbuch! Kräftiger könnte man doch ſchwerlich die beiden äußerſten Punkte der Abweichung bezeichnen. — Aber ſchon zu viel eine Saite gekniffen, die ich gar nicht berühren wollte. — Auch muß man mir das einfache „Latrie“ nicht aufmutzen, als ob es nur einen Dienſt anzuzeigen beſtimmt ſei, wie er Gott zukomme. Denn dieſe Bedeutung hat es ſelbſt in den Schriften, in welchen es ſie am meiſten hat, nicht immer. „Latria vero“, ſagt Auguſtinus*, „secundum consuetudinem, qua locuti sunt, qui nobis divina colloquia condiderunt, aut semper, aut tam frequenter, ut *pene* semper, ea dicitur servitus, quae pertinet ad colendum Deum[3].“ Der Unterſchied, den die Gottesgelehrten der römiſch-katholiſchen Kirche zwiſchen *λατρεια* und *δουλεια* machen, iſt vollends ungegründet; und Fatius[4]** hat gerade das Gegenteil davon feſtſetzen wollen.

---

* „De Civitate Dei“ libro X. c. 1. — ** Siehe deſſen neuen Abdruck hinter dem „Onomaſtico“ des Herrn Profeſſor Sachs, T. II. p. 589[5].

---

[1] „Nach dem Vorgang großer Männer und ſolcher, die durch große Leiſtungen Vertrauen erworben haben.“ — [2] Unbegreifliche, eigentlich unverdauliche Behauptung. — [3] „‚Latria' heißt nach dem Gebrauch derer, die uns die göttlichen Unterredungen überlieferten, entweder immer oder ſo häufig, daß man faſt immer ſagen kann, der Dienſt, der ſich auf den Kultus Gottes bezieht.“ — [4] Nicolas Fatio de Duillers (1664—1753), Mathematiker und religiöſer Fanatiker. — [5] Die Stelle lautet deutſch: „‚Latria' bedeutet den Kultus der Heiligen und der Engel und alles, was zum Gottesdienſt gehört; ‚Dulia' bedeutet nur den Kultus Gottes.“

Kurz, ich nehme „Latrie“ in ſeinem allerweiteſten Sinne; und verſtehe unter „Bibliolatrie“ weiter nichts als den Gebrauch, den die Chriſten von der Bibel und beſonders von den Büchern des Neuen Teſtaments zu verſchiedenen Zeiten gemacht haben; weiter nichts als die Schätzung und Verehrung, die ſie, dieſem verſchiedenen Gebrauche zufolge, verſchiedentlich für jene Bücher gefodert haben.

Nun kann den wenigſten von denen, die dieſe meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekannt ſein, in welche Streitigkeit über eine ſo verſtandene Bibliolatrie ich von einem Manne „ex istis inepte religiosis, nimia superstitione impatientibus[1]“ . . . namentlich von dem Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg . . . gleichſam bei den Haaren gezogen worden. Ich ſage: bei den Haaren gezogen worden. Nicht, weil ich mich vor einem ſolchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längſt für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, „quid liquidum sit in causa Christianorum[2]“. Nur, weil man dergleichen Unterſuchungen doch eigentlich nur zu ſeiner eignen Beruhigung anſtellt und ſich ſelten die Mühe nimmt, ihnen die Ründe und Politur zu geben, durch welche ſie allein im Publico Umlauf erhalten können, war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgetan glaubte.

Ich ſchickte daher in der Eil' auch nur einige tumultuariſche Sätze voraus, um wenigſtens mit dem Herrn Hauptpaſtor auf das freie Feld zu kommen und da abzuwarten, welche Evolutiones er weiter ſelbſt zu machen für gut finden würde. Doch was erfahr' ich! Kaum ſieht der Hauptpaſtor, daß ich mich doch wirklich einzulaſſen geſonnen: als er ſein Lieblingsmanöver macht, mir auf einmal den Rücken kehrt und unter einem impertinenten Siegsgeſchrei herzhaft abmarſchieret.

„Aber warte!“ denkt der Kanzelheld. „Ich will dir ſchon einen andern auf den Hals ſchicken.“

---

[1] „Von jenen töricht Frommen, die durch übergroßen Glauben unduldſam werden.“ — [2] „Was in der Sache des Chriſtentums klar erweisbar ſei.“

Und wahrlich, ein dritter, deſſen Gelehrſamkeit und Beſcheidenheit kaum vermuten ließen, daß er Goezen näher als dem Namen nach kenne, hat die Treuherzigkeit, ſich ihm — Goezen! — ſich Goezen ſurrogieren[1] zu laſſen.

Was kann mich abhalten, den Namen dieſes Dritten nunmehro zu nennen, da ſeine Schrift vor den Augen der Welt liegt? Des Herrn D. und Prof. Walchs zu Göttingen „Kritiſche Unterſuchung vom Gebrauche der Heiligen Schrift“[2] ſoll zwar, laut einer ausdrücklichen Erklärung des Verfaſſers S. 25, nicht wider mich geſchrieben ſein. Aber ich halte ſie um ſoviel mehr gegen mich geſchrieben, da ſie aus einer ſo ſonderbaren Urſache nicht gegen mich geſchrieben ſein ſoll. „Ich kann“, ſagt der Herr Doktor, „die polemiſche Abſicht nicht haben, den Herrn Hofrat Leſſing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden könnten.“

Alſo da der Herr Doktor mich nicht beſtreiten kann, ſo will er mir wenigſtens in voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?

Wenn ich nun eile, um doch einige noch habhaft werden zu können: wer kann mir es verdenken? Er ſelbſt nicht. Denn ich eile zugleich, mich auch in ſeinen Augen zu rechtfertigen. Und in weſſen Augen mich zu rechtfertigen muß mir angelegener ſein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutſchland für den kompetenteſten Richter in dieſer Sache erkennt.

So ſei er denn auch mein Richter: nur höre er mich erſt aus! Nur verſtehe er mich nicht aus Goezen: ſondern aus mir ſelber. Und wenn ja die Sache Goezens die Sache der Kirche ſein ſoll: ſo unterſcheide er wenigſtens dieſe Sache von dieſem Anwalde. —

Damit ich ihm aber die endliche Erkennung, ſoviel möglich, erleichtere und zugleich die Umſteher, die eine unſchuldige Neugier etwa um uns verſammlet hat, in den Stand ſetze, wenn nicht mit zu entſcheiden, doch mit zu urteilen: muß ich meine Schrift

[1] Als Stellvertreter einſetzen. — [2] Chriſtian Wilhelm Franz Walch (1726—84), Profeſſor in Göttingen und anerkannte Autorität in der hiſtoriſchen Theologie, trat nach Goeze Leſſing entgegen mit der „Kritiſchen Unterſuchung vom Gebrauch der Heiligen Schrift unter den alten Chriſten in den erſten vier Jahrhunderten“ (Leipzig 1779). Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“, S. 17 dieſes Bandes, Z. 1 ff.

in drei Abſchnitte teilen, in einen hiſtoriſchen, in einen thetiſchen[1] und in einen epanorthotiſchen[2].

In dem erſten, hiſtoriſchen Abſchnitte muß ich um Erlaubnis bitten, die Sache ganz von neuen zu erzählen und einige Aktenſtücke der Welt nochmals in extenso vor Augen zu legen. Ein Beklagter, der nur losgeſprochen wird, hat ſeinen Prozeß nur halb gewonnen. Er wird losgeſprochen, weil er ſich gut verteidigt hat. Aber ſein guter Name leidet doch immer, ſolange er nicht zeigen kann, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müſſen.

In dem zweiten, dem thetiſchen Abſchnitte will ich alle die Sätze gutzumachen[3] ſuchen, deren Unerwieſenheit man ſo höhniſch für Unerweislichkeit ausgibt. Daß man mir die Beweiſe ſo lange borgen[4] müſſen, daran hat der allein ſchuld, deſſen Verbindlichkeit es vornehmlich geweſen, ſie zu exequieren[5]. Aber ſo ſind nun dieſe Elende! Sie exequieren bei niemand lieber, als wo ſie ſo ziemlich ſicher ſein können, daß die Zahlung nicht parat liegt.

In dem epanorthotiſchen Abſchnitte will ich die gelieferten Beweiſe aufs neue unterbauen und ſie beſonders gegen den Gelehrten[6] retten, der notwendig einige davon erraten mußte und ſich der Widerlegung derſelben ſoviel leichter nahen durfte, als er mit Recht ſagen konnte, daß er ſie nur erraten habe.

Von dieſen drei Abſchnitten bitte ich alle, die mich leſen, keinen ohne den andern zu beurteilen. Auch das iſt meine Schuld nicht, wenn mein Vortrag ein wenig deſultoriſch[7] ſcheint. Er mußte ſchon ſelbſt meinem gymnaſtiſchen Tone zu Hülfe kommen, um ihn in den präzis dogmatiſchen Ton zu überſetzen, wozu nichts weiter erfodert wird als die billige Vorausſetzung, daß ich etwas Ungereimtes, etwas ganz Ärgerliches weder ſagen können noch wollen.

Nur dem einzigen Stänker gilt dieſe meine Bitte nicht, der hämiſch und klein genug iſt, Händel anzuſpinnen, die er ſelbſt durchzuſetzen weder Herz noch Kraft hat. — Nur dem Herrn

[1] Behauptungen aufſtellenden. — [2] Das Behauptete näher, richtiger beſtimmenden. — [3] Zu belegen. — [4] Hier im Sinne von „ſtunden“. — [5] Einzutreiben. — [6] Walch. — [7] Sprunghaft.

Hauptpaſtor Goeze gilt ſie nicht. Der kann es halten, wie er will! „Insectetur hoc opus nostrum etiam maledictis[1].“ Immerhin!

Was die griechiſchen Zeilen auf dem Titel ſagen ſollen, will man noch wiſſen? Dieſe Zeilen ſagt beim Euripides Jo[2], indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, ſondern nur am Tempel beſchäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Prieſter zu kehren ſich begnügen. Auch ich bin ſtolz auf dieſe geringe Arbeit, denn ich weiß am beſten, wem zu Ehre ich es tue.

Erſter, hiſtoriſcher Abſchnitt.

Der beſſere Teil meines Lebens iſt — glücklicher- oder unglücklicherweiſe? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion gewiſſermaßen Modeſchriften waren[3]. Nun werden Modeſchriften, die meiſtenteils aus Nachahmung irgendeines vortrefflichen Werks ihrer Art entſtehen, das ſehr viel Aufſehn macht, ſeinem Verfaſſer einen ſehr ausgebreiteten Namen erwirbt ... nun werden Modeſchriften, ſag' ich, eben weil es Modeſchriften ſind, ſie mögen ſein von welchem Inhalte ſie wollen, ſo fleißig und allgemein geleſen, daß jeder Menſch, der ſich nur in etwas mit Leſen abgibt, ſich ſchämen muß, ſie nicht auch geleſen zu haben. Was Wunder alſo, daß meine Lektüre ebenfalls darauf verfiel und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in dieſem Fache habhaft werden und verſchlingen konnte! Ob ich daran gut getan, auch wenn es möglich geweſen wäre, daß bei dieſer Unerſättlichkeit, die nämliche wichtige Sache nur immer von einer Seite plädieren zu hören, die Neugierde nie entſtanden wäre, endlich doch auch einmal zu erfahren, was von der andern Seite geſagt werde: will ich hier nicht entſcheiden. Genug, was unmöglich ausbleiben konnte, blieb bei mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange, und ich ſuchte jede neue Schrift *wider* die Religion nun ebenſo begierig auf und ſchenkte ihr ebendas

[1] „Mag er auch dieſes mein Werk mit Schmähungen verfolgen.“ — [2] Ungewöhnliche Latiniſierung des griechiſchen Namens *Jon*. — [3] Vgl. dazu Nr. 19 der „Rezenſionen“ (Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 37 f.).

geduldige unparteiiſche Gehör, das ich ſonſt nur den Schriften für die Religion ſchuldig zu ſein glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern geriſſen; keine befriedigte mich ganz. Die eine ſowohl als die andere ließ mich nur mit dem feſten Vorſatze von ſich, die Sache nicht eher abzuurteln, quam utrinque plenius fuerit peroratum[1]. Bis hieher, glaub' ich, iſt es manchem andern gerade ebenſo gegangen. Aber auch in dem, was nun kömmt?

Je zuſetzender[2] die Schriftſteller von beiden Teilen wurden — und das wurden ſie ſo ziemlich in der nämlichen Progreſſion: der neueſte war immer der entſcheidendſte, der hohnſprechendſte —, deſto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein jeder auf mich machte, diejenige gar nicht ſei, die er eigentlich nach ſeiner Art hätte machen müſſen. War mir doch oft, als ob die Herren wie dort in der Fabel „Der Tod und Liebe"[3] ihre Waffen vertauſcht hätten! Je bündiger mir der eine das Chriſtentum erweiſen wollte, deſto zweifelhafter ward ich. Je mutwilliger und triumphierender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, deſto geneigter fühlte ich mich, es wenigſtens in meinem Herzen aufrechtzuerhalten.

Das konnte von einer bloßen Antiperiſtaſis, von der natürlichen Gegenwirkung unſrer Seele, die mit Gewalt ihre Lage ändern ſoll, nicht herkommen. Es mußte folglich mit an der Art liegen, mit der jeder ſeine Sache verteidigte.

---

[1] „Als bis es von beiden Seiten vollſtändiger erörtert wäre." — [2] Angriffsluſtiger, hitziger. — [3] Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 399, zu Nr 7.

Noch nähere Berichtigung
des
Märchens von 1000 Dukaten
oder
Judas Iſchariot dem Zweiten.

Monat Dezember 1779[1].

Derjenige, er ſei, wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrat und Bibliothekar Leſſing zu Wolfenbüttel betreffend, in das „Wiener Diarium", Nr. 85, gekommen, hat ſich angelegen ſein laſſen, eine ſehr abgeſchmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenſchaft zu Amſterdam ſollte dem Herrn Leſſing deswegen ein Geſchenk von tauſend Dukaten gemacht haben, weil er gewiſſe Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdiſche Religion gerade am meiſten gemißhandelt wird?

Und Herr Leſſing, weil er aus beſagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdiſche Religion anbelangt, als von dem, was die chriſtliche Religion betrifft und von Chriſten erörtert und widerlegt zu werden verdienet, hätte kein Bedenken getragen, ein ſolches Geſchenk anzunehmen?

Die Erdichtung iſt ſo nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, ſo nahe mich auch der Mann angehet, der darunter leiden ſoll: wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen „Diarii" eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu ſehr verrät, warum es gewiſſen Leuten eigentlich zu tun iſt. Wenigſtens hat der, von welchem ſich dieſe Berichtigung herſchreibt, nämlich der Zuſammentrager des „Diarii" ſelbſt, nur läuten hören, ohne im geringſten zu wiſſen, wo die Glocken hängen.

Bloß alſo denen zu gefallen, die noch weiter vom Turme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann

[1] Über die Veranlaſſung dieſes Nachſpiels zum theologiſchen Kampfe und über die Einkleidung vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 16 dieſes Bandes, Z. 12 ff.

man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als insofern es in den Schriften des Herrn Lessing zutage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Herr Lessing an, in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andre vertragen ward „und so im verborgnen", wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte".

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Herrn Lessing von den Gottesgelehrten der lutherschen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Absichten des Herrn Lessing um so mehr versichert sein, da Herr Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung, unter der Aufschrift: „Gegensätze des Herausgebers", mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publico und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Lessing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre: und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen[1]. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden; und da auch ihm endlich die

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 14 dieses Bandes, Z. 10 ff.

Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm sein, den undienstfertigen Bibliothekar der lutherschen Christenheit zugleich als den ruchlosesten und dem herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern!

Er hörte nicht auf, diesem Durchlauchtigen Hause zu Gemüte zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sei, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln imstande wären.

Da indes der Herr Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was tat er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um soviel gefährlichere Schrift wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze minder gefährlich machen *wollen* und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur nichts und weniger als nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten als die Fragmente selbst.

Und wieso? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem lutherschen Hauptpastor mit einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Herrn Hauptpastor in Hamburg nicht berufen[1]; ob dieser Vorfall schon

[1] Goeze hatte am Sonntag Rogate 1779 darüber gepredigt, daß ausschließlich die evangelisch-lutherischen Christen mit Anspruch auf Erhörung beten könnten, also nicht Katholiken oder Reformierte. Der kaiserliche Resident in Hamburg verklagte ihn wegen Beleidigung der Katholiken beim Senat mit der Forderung des Widerrufs. Ob Goeze ihn geleistet hat, ist ungewiß. Lessing schreibt darüber an Elise Reimarus am 22. Januar 1780: „Schreiben Sie mir doch auch ... ob es wahr ist, daß der Hauptpastor widerrufen? Wenn er das getan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und ein Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bei kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unsinn, den er jemals gepredigt und geschrieben, es koste, was es wolle, zu verteidigen fortfährt. Ist der Text von seiner Widerrufspredigt zu haben?“

hier und in Hamburg ſo allgemein bekannt iſt, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es iſt auch ohne demſelben notoriſch genug, aus welchem Geſichtspunkt dieſer überſpannte Lutheraner zum Ärgerniſſe ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen die katholiſche Kirche ſowohl in ſeinen Predigten als in ſeinen Schriften anzuſehen gewohnt iſt, und wie weit er geht, ihr alle Anſprüche auf den Namen und die Vorrechte einer chriſtlichen Kirche abzuſtreiten.

Nun hatte Herr Leſſing, um gewiſſe Einwürfe gegen die chriſtliche Religion ein für allemal abzuſchneiden, behauptet, daß man einen Unterſchied zwiſchen Bibel und Religion machen müſſe; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion ſich ebenſowenig auf die ganze Bibel als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die chriſtliche Religion ſich auch ohne Bibel denken laſſe; daß die chriſtliche Religion eine geraume Zeit beſtanden, ehe die geſamten Schriften des Neuen Teſtaments geſchrieben worden; daß man alſo einen kurzen Inbegriff der chriſtlichen Religion annehmen müſſe, nach welchem ſie damals gelehret und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieſer kurze Inbegriff, welcher bei den erſten Kirchenvätern Regula fidei heiße, ſich in dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe erhalten habe, welches die katholiſche Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verſtehe, und welches aus den Schriften des Neuen Teſtaments nicht könne gezogen ſein, ob es ſich gleich in denſelben finden müſſe. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigſtens ebenſo leicht ſei, die unmittelbare göttliche Eingebung beſagter Regula fidei zu beweiſen als die unmittelbare göttliche Eingebung der geſamten Schriften des Neuen Teſtaments und hatte zu verſtehen gegeben, wie wohl die lutherſchen Theologen tun würden, dieſes anzuerkennen, um wenigſtens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der ſie beſtätigenden, aber nicht urſprünglich lehrenden Schriftſtellen zu ſichern ꝛc. ꝛc.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in ſolchen Dingen, um beurteilen zu können, wie weit dieſe Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Altertümern, auf welche

sich Herr Leſſing beruft, gegründet ſind. Aber ſo viel weiß ich doch, daß das Weſentliche derſelben in der katholiſchen Kirche nicht allein für unanſtößig erkannt, ſondern auch als das Rechtgläubigere gelehret wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der lutherſche Hauptpaſtor das größere Gift, als in den Fragmenten ſelbſt enthalten ſei, mit ſolcher Dreiſtigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der chriſtlichen Religion nichts wiſſen als zugeben wolle, daß ſie im geringſten mit einem ſo „ſtroherm Schilde", wie er ſich ſelbſt auszudrücken beliebte, verteidiget werde.

Und gleichwohl iſt es das, eben das, weswegen ſich Herr Leſſing nunmehr in der Hauptſtadt des katholiſchen Deutſchlandes als einen Feind der chriſtlichen Religion überhaupt muß verſchreien und durch hämiſche Märchen als einen zweiten Judas Iſchariot muß verläſtern laſſen, der ſeinen Meiſter freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten nochmals an die Juden zu verraten imſtande wäre.

Zu beweiſen, daß ich hiermit nichts als die ſtrenge Wahrheit ſage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wut der Hauptpaſtor ſofort auf den Bibliothekar losging, darf ich nur den Titel ſeiner erſten Schrift anführen: Goezens „Etwas Vorläufiges gegen des Hofrat Leſſings mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion und auf den einigen Lehrgrund derſelben, die Heilige Schrift." — Wie geſagt, Herr Leſſing hatte aber ſchlechterdings keinen andern Angriff auf die Heilige Schrift getan, als daß er mit ſo vielen andern Chriſten ſie für den einigen Grund unſrer allerheiligſten Religion (er dachte ſich dabei die chriſtliche Religion überhaupt und nicht die lutherſche insbeſondere) lieber nicht erkennen als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder ſind die Katholiken keine Chriſten?" fragt Herr Leſſing. „Wäre ich kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten."

Ob Herr Leſſing in ſeinen Blättern, die er der Goeziſchen

Schrift unter dem Titel „Anti-Goeze“ entgegenſtellte, ſich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entſcheiden. Ich ſage bloß, daß ich ihn bei dieſer Gelegenheit öfterer einen Ausſpruch des heil. Hieronymus für ſich anführen hören, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, ſondern für Ruchloſigkeit erkläret wird.

Und nun nur noch ein Wort von den „ſchweren Ahndungen“, die ſich Herr Leſſing bereits durch die Fragmente und ſeine Widerlegung derſelben ſoll zugezogen haben. Dieſe Lüge ward in ebender Münze geprägt, aus welcher die 1000 Dukaten kommen.

So viel iſt wahr, daß die „Fragmente“ in Braunſchweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar unterſaget worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieſes aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpaſtor davon machte, geſchehen ſein, als wegen der Fragmente ſelbſt, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß ſie eine Menge Federn in Bewegung geſetzt haben, deren verſchiedene zu merklichen Vorteile der Religion von gelehrten und beſcheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen ſolchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigſtens iſt das Verbot der „Fragmente“ wegen der Gegenſätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man ſeine Streitigkeit mit dem Hauptpaſtor Goeze ungehindert fortſetzen laſſen und auch ins künftige zuverläſſig ſo viel ungehinderter fortſetzen laſſen wird, als Herr Goeze durch ſein Verſtummen bereits zu verſtehen gegeben, daß *er* ihr nicht gewachſen ſei und ein weit andrer Mann[1] das Wort für ihn aufgenommen hat. K.

[1] Vgl. S. 343 dieſes Bandes, Anm. 2.

Die Religion Chriſti.

Denn der Vater will auch haben,
die ihn alſo anbeten.

St. Johannes[1].

(Aus dem Nachlaß.)

1780.

§ 1.

Ob Chriſtus mehr als Menſch geweſen, das iſt ein Problem. Daß er wahrer Menſch geweſen, wenn er es überhaupt geweſen; daß er nie aufgehört hat, Menſch zu ſein: das iſt ausgemacht.

§ 2.

Folglich ſind die Religion Chriſti und die chriſtliche Religion zwei ganz verſchiedene Dinge.

§ 3.

Jene, die Religion Chriſti, iſt diejenige Religion, die er als Menſch ſelbſt erkannte und übte; die jeder Menſch mit ihm gemein haben kann; die jeder Menſch um ſoviel mehr mit ihm gemein zu haben wünſchen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter iſt, den er ſich von Chriſto als bloßen Menſchen macht.

§ 4.

Dieſe, die chriſtliche Religion, iſt diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Menſch geweſen, und ihn ſelbſt als ſolchen zu einem Gegenſtande ihrer Verehrung macht.

[1] Ev. Johannis, Kap. 4, V. 23.

§ 5.

Wie beide dieſe Religionen, die Religion Chriſti ſowohl als die chriſtliche, in Chriſto als in einer und ebenderſelben Perſon beſtehen können, iſt unbegreiflich.

§ 6.

Kaum laſſen ſich die Lehren und Grundſätze beider in einem und ebendemſelben Buche finden. Wenigſtens iſt augenſcheinlich, daß jene, nämlich die Religion Chriſti, ganz anders in den Evangeliſten enthalten iſt als die chriſtliche.

§ 7.

Die Religion Chriſti iſt mit den klarſten und deutlichſten Worten darin enthalten.

§ 8.

Die chriſtliche hingegen ſo ungewiß und vieldeutig, daß es ſchwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menſchen, ſolange als die Welt ſteht, den nämlichen Gedanken verbunden haben.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimäurer.

1778—1780.

Geſpräch über die Soldaten und Mönche.

[Aus dem Nachlaß.]

Einleitung des Herausgebers.

Aus ehrwürdigen, ins Mittelalter hinaufreichenden Handwerkerbünden, aus der Freude des 17. Jahrhunderts an einem Ordensweſen, das humane Beſtrebungen, freundſchaftlich-geſelligen Verkehr und das Spiel mit Abzeichen und anderen Symbolen vereinte, erwuchs, zuerſt in England, eine neue Art von Vereinigungen gebildeter und geſellſchaftlich hochſtehender Männer, die Freimaurerlogen. Sie entlehnten die äußeren Formen nicht von den bis dahin beliebteſten Vorbildern, den italieniſchen Akademien und den Ritterorden, ſondern von den alten Verbrüderungen der Steinmetzen, in England „Freimaurer“ genannt. Vornehme Herren traten dieſen Handwerkervereinigungen, Logen genannt, bei, weil ſie in deren auf gegenſeitige Unterſtützung und Fortbildung ausgehender Tendenz und dem altertümlichen, geheimnisvollen Ritual zwei Eigenheiten fanden, die weit verbreiteten Neigungen jener Zeit entgegenkamen. Im Jahre 1717 wurde die Großloge von London gegründet, das Vorbild der ſchnell ſich mehrenden Vereine gleichen Namens. Unter den Formen der alten Steinmetzlogen wollten ſie Freundſchaft, unabhängig von Unterſchieden des Glaubens und des Standes, pflegen. Bald erweiterten die neuen Logen ihre Abſichten, indem das Suchen nach Aufklärung, die Selbſterkenntnis und Selbſtveredelung mit Hilfe der Gleichgeſinnten, ihre Aufgabe wurde. Das Verlangen nach den letzten, endgültigen Wahrheiten ſuchte in den Logen ſeine Zuflucht, da die Kirchen aller Konfeſſionen ihren Bekennern nur den Glauben an eine unbeweisbare göttliche Offenbarung zu bieten vermochten und das ſelbſtändige Forſchen nach einer Antwort auf die letzten Lebensfragen unterſagten.

Betrüger beuteten eigennützig dieſe Sachlage aus. Sehr bald wurde eine Vorgeſchichte der Logen erdichtet, die ihren Urſprung bis zu den ägyptiſchen Myſterien, dem Bau des ſalomoniſchen Tempels und dem Templerorden des Mittelalters hinaufleitete. Den Adepten wurde mit furchtbaren Eiden Schweigen auferlegt und dafür nach dem Beſtehen ſchwerer Prüfungen Aufnahme in die höheren und höch-

ſten Grade ſowie Mitteilung der tiefſten, nur den Oberen bekannten Geheimniſſe verſprochen. Ein immer verwickelteres Ritual, eine immer dunklere Symbolik unterſtützte dieſes im Grunde eigennützige und hohle Spiel. Und doch ließen ſich viele der beſten Männer des 18. Jahrhunderts in die Logen einführen und nahmen an den Arbeiten eifrigen Anteil, in der Hoffnung, durch dieſen großen, bald über alle Kulturländer verbreiteten Bund Weisheit, Tugend und allgemeine Menſchenliebe zu fördern.

Leſſing hat in ſeinen jungen Jahren der Geheimnistuerei der Freimaurer geſpottet, wie ſeine luſtige Verserzählung „Das Geheimnis“[1] zeigt. In Hamburg erwachte dann doch ſein Intereſſe an der Geſchichte und dem Weſen des Ordens; er las ſich in die Literatur hinein und fand jene Ableitung des engliſchen Namens, die er nachher im fünften ſeiner Freimaurergeſpräche mitteilte. Schon entwarf er eine Schrift, die ſeine Ergebniſſe enthalten ſollte, als der Freund und Geſchäftsgenoſſe Bode, einer der eifrigſten Freimaurer, ihn warnte: Leſſing wiſſe hier ſo wenig, daß Bode es leicht haben würde, ſeinen Speer gegen ihn aufzunehmen. Leſſing wollte nun in die von Bode geleitete Loge „Abſalom“ eintreten, die dem Syſtem der ſtrikten Obſervanz angehörte; aber Bode ſchlug es ihm ab, weil die Fortſchritte in ihrem Syſtem zu langſam für ſein Alter und ſeinen feurigen Charakter ſeien. Darauf ließ ſich Leſſing von dem Baron von Roſenberg in die von dieſem geſtiftete Loge „Zu den drei Roſen“ in Hamburg am 14. Oktober 1771 aufnehmen und erlangte ſogleich die drei Johannisgrade. Schon der erſte Eindruck enttäuſchte ihn, und noch ſtärker mußte er ſich abgeſtoßen fühlen, als fünf Tage nach der Aufnahme der Großmeiſter Zinnendorf wegen der von Leſſing beabſichtigten Schrift in gebieteriſchem Tone Rechenſchaft forderte.

Er blieb von nun an der Loge in Hamburg und Braunſchweig fern, fuhr aber fort, ſich mit ihrem Weſen und ihrer Geſchichte zu beſchäftigen. Daraus erwuchſen, wohl erſt 1777, die Freimaurergeſpräche „Ernſt und Falk“, wurden den Freunden Mendelsſohn, Bode, Claudius, Lichtenberg in der Handſchrift mitgeteilt und gelangten auch in die Hände des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, der als Großmeiſter aller ſchottiſchen Logen in Deutſchland an der Spitze des

[1] Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 138 ff.

Syſtems der ſtrikten Obſervanz ſtand. Auf den Wunſch des Herzogs blieb das vierte und fünfte Geſpräch ungedruckt; die erſten drei erſchienen, ihm gewidmet, anonym zur Michaelismeſſe 1778.

Die beiden letzten Geſpräche ſind ſicher durch einen anderen, vielleicht nicht ohne Leſſings Wiſſen, in Frankfurt a. M. 1780 herausgegeben worden. Leſſing wollte ſie „aus nötigem Menagement für unſeren Herzog Ferdinand“ nicht bekannt machen, wenn er ſie auch in der Handſchrift an Lichtenberg, Campe, Herder und Hamann gelangen ließ.

In der ganzen ausgedehnten Literatur über die Freimaurerei iſt ihr Grundgedanke nirgends ſo tief und richtig erfaßt worden wie in Leſſings Geſprächen. Das Nebenwerk — eine fingierte Vorgeſchichte, ſpielende Äußerlichkeiten, Pflege der Freundſchaft und Wohltätigkeit — fällt ab, und als einziger Zweck des Ordens bleibt die Stiftung einer höheren Gemeinſchaft, gegründet auf veredelte Menſchlichkeit, die alle jetzt notwendigen Mängel der Staatsordnung, allen Gegenſatz der Völker aufheben ſoll. Als Zweck des Staates erſcheint die Erhöhung und Sicherung der Glückſeligkeit aller ſeiner Bürger durch ihre Vereinigung; aber dieſe führt, weil ſie nach außen und im Inneren der Volksgemeinſchaft Abgrenzungen bedingt, zu notwendigen Gegenſätzen und Trennungen. Die aus dieſen erwachſenden Schäden aufzuheben, zu erkennen, „wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhört“, iſt nicht Sache der Geſetzgeber, ſondern freiwillige Leiſtung der beſten Männer, und der Freimaurerbund hat dieſe Aufgabe übernommen. Bei der Aufnahme in den Orden gilt nur perſönliche Würdigkeit, nicht Vaterland, Religion oder Stand, wenigſtens der Theorie nach, die aber freilich ebenſowenig eingehalten werde, wie die von Leſſing geſetzte hohe Aufgabe des Ordens in ihm erfüllt ſei, ja den ſpielenden und eiferſüchtelnden Brüdern in der Gegenwart auch nur zum Bewußtſein komme. Früher, meint Leſſing, ſei es anders geweſen, in jenen Zeiten des Templerordens, an deſſen Zuſammenhang mit den Geheimbünden des 18. Jahrhunderts, allen ſchlagenden Widerlegungen zum Trotz, ſelbſt heute noch in Maurerkreiſen vielfach geglaubt wird.

Mag auch der Abſchluß im fünften Geſpräch hiſtoriſch unhaltbare Kombination Leſſings ſein: der große in dieſem Geſpräch enthaltene Gedanke einer Gemeinſchaft mit dem Wahlſpruch: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen!“ wird davon nicht berührt. Dieſen

Grundſatz zu erfaſſen und nach ihm auf ſich ſelbſt und andere zu wirken, dazu bedarf es der Loge nicht; aber ſie mag kraft der in ihr verbundenen patriotiſchen und weltbürgerlichen Anſchauungen, kraft des Prinzips der Gleichberechtigung aller politiſchen und religiöſen Bekenntniſſe, kraft der Forderung des Strebens nach Selbſterkenntnis und Selbſtveredelung als die geeignetſte unter allen Inſtitutionen erſcheinen, um eine möglichſt große Anzahl von Menſchen zur Pflege und Verbreitung idealer und zugleich praktiſch wirkſamer Lebensauffaſſung zu vereinigen.

Bei den Freimaurern haben die fünf Geſpräche Leſſings kein unmittelbares Echo erweckt, das nach außen hörbar geworden wäre; aber es darf auf ihre tiefe Wirkung zurückgeführt werden, daß bald nachher immer ſtärker Reformverſuche einſetzten, um die Logen von dem aufgehäuften Wuſte zu reinigen und das Prinzip der Humanität als Hauptſache zu betonen. Am tiefſten wurde Herder von Leſſings Freimaurergeſprächen ergriffen. Im „Teutſchen Merkur“ (März bis Juni 1782) hat er Leſſings hiſtoriſche Annahmen im fünften Geſpräch abgelehnt. Er nennt ſie „das ſchöne Licht- und Luftbild ſeiner Geſpräche“ und dieſe im ganzen „die ſchönſte Schrift, die für beide Geſellſchaften (Templer und Freimaurer) geſchrieben worden, und die der noch lebenden Ideal und Geſetzbuch ſein ſollte, wenn ſie es — ſein kann, wenn ſie es auch als Nachruhm der abgelebten ſein könnte.“ Dann verfaßte Herder, wieder im Anſchluß an Leſſings Abſichten, ſeine Humanitätsbriefe und noch 1802 für die „Adraſtea“ vier Freimaurergeſpräche mit tiefſinnig-poetiſcher Deutung der Symbole, die ſchönſten Ergänzungen zu „Ernſt und Falk“.

Das kleine Geſpräch über die Soldaten und Mönche[1] fällt nach Form und Inhalt in den Kreis des zweiten „Ernſt und Falk“. Auch hier handelt es ſich um die notwendigen Schäden, die mit dem Weſen jeder ſtaatlichen und kirchlichen Organiſation verbunden ſind. Scharf ſatiriſch ſpottet Leſſing der Verteidiger ſtehender Heere, die, wie es auch heute noch von Evangeliſchen allgemein geſchieht, das Beſtehen der Mönchsorden angreifen. Beide gelten ihm als durch Staat und katholiſche Kirche bedingte Übel. Hat er doch auch, als der Jeſuitenorden 1773 aufgehoben worden war, dieſe Maßregel ebenſo ungerecht wie einſt die Aufhebung des Templerordens genannt.

[1] Vgl. S. 417 dieſes Bandes.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimäurer.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigſter Herzog!

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurteilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergehet vor Durſt. —

Ew. Durchlaucht
untertänigſter Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre Ontologie[1] der Freimäurerei[2] nicht enthalten: ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer Weſenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimäurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſein mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunkt der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen, warum man nicht längſt ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſei.

Auf dieſe Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Ähnlichkeit habe als die: warum in dem Chriſtentume die ſyſtemati-

[1] Ontologie iſt in der Scholaſtik die Lehre von den allgemeinen Eigenſchaften des Seienden, die Weſensbeſtimmung. — [2] Die von Leſſing ſtets gebrauchten Formen „Freimäurer, Freimäurerei" waren damals die vorherrſchenden.

ſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind; warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten noch wollten.

Auch wäre dieſes im Chriſtentume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabei gewonnen: wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt.

Woran denkſt du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernſt.

Aber du biſt ſo ſtill.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernſt.

Du haſt recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut Denken mit einem Freunde.

Ernſt.

Gewiß.

Falk.

Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein: ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk.

So frage doch.

Ernst.

Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimäurer bist?

Falk.

Die Frage ist eines, der keiner ist[1].

Ernst.

Freilich! — Aber antworte mir geraderzu. — Bist du ein Freimäurer?

Falk.

Ich glaube es zu sein.

Ernst.

Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst.

Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen.

Ernst.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freimäurer zu sein; nicht sowohl, weil ich von älteren Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden: sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimäurerei ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

[1] Die in den Gesetzen der Freimaurer vorgeschriebene Antwort auf diese Frage umschreibt S. 9.

Ernſt.

Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — „Ich glaube einer zu ſein!“

Falk.

Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Überzeugung hätte: ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt.

Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk.

Fremder oder Freund!

Ernſt.

Du biſt aufgenommen, du weißt alles — —

Falk.

Andere ſind auch aufgenommen und glauben zu wiſſen.

Ernſt.

Könnteſt du denn aufgenommen ſein, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernſt.

Wieſo?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen, die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt.

Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſein?

Falk.

Warum nicht? — Die Freimäurerei iſt nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, ſondern etwas Notwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken ebenſowohl

darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernſt.

Die Freimäurerei wäre nichts Willkürliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſein könnten und folglich willkürlich ſind?

Falk.

Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche ſind nicht die Freimäurerei.

Ernſt.

Die Freimäurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freimäurerei noch nicht war?

Falk.

Die Freimäurerei war immer.

Ernſt.

Nun, was iſt ſie denn, dieſe notwendige, dieſe unentbehrliche Freimäurerei?

Falk.

Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt.

Alſo ein Unding[1].

Falk.

Übereile dich nicht.

Ernſt.

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigſtens nicht ſo, daß andre durch die Worte vollkommen ebendenſelben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

---

[1] Etwas, das weder real vorhanden noch vorſtellbar iſt.

Ernſt.

Wenn nicht vollkommen ebendenſelben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt.

Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freimäurer, welche das Geheimnis ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mitteilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Taten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Taten vermuten, erraten, — ſehen, ſoweit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran und tun ähnliche Taten.

Ernſt.

Taten? Taten der Freimäurer? — Ich kenne keine andere als ihre Reden und Lieder, die meiſtenteils ſchöner gedruckt als gedacht und geſagt ſind.

Falk.

Das haben ſie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernſt.

Oder ſoll ich das für ihre Taten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk.

Wenn ſie es nicht bloß von ſich rühmen.

Ernſt.

Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffnen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundlich, ſo guttätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe!

Falk.

Iſt denn das nichts?

Ernſt.

Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen auszuſondern. — Wer ſoll das nicht ſein?

Falk.

Soll!

Ernſt.

Wer hat, dieſes zu ſein, nicht, auch außer der Freimäurerei, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr und durch ſie einen Antrieb mehr.

Ernſt.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder: deſto wandelbarer.

Falk.

Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgibt!

Falk.

Freund, ſei billig! — Hyperbel[1], Quidproquo[2] jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt.

Das will ſagen: Bruder Redner[3] iſt ein Schwätzer.

Falk.

Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freimäurern preiſet, das ſind nun freilich ihre Taten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer; und Taten ſprechen von ſelbſt.

[1] Übertreibung. — [2] Falſche Behauptung, Verwechſelung. — [3] Der mit den offiziellen Anſprachen in der Loge betraute Bruder.

Ernſt.

Ja, nun merke ich, worauf du zieleſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen, dieſe Taten, dieſe ſprechende Taten. Faſt möchte ich ſie ſchreiende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freimäurer einer den andern unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen: denn das wäre nur die notwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was tun ſie nicht für das geſamte Publikum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt.

Z. E. die Freimäurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk.

Wenn die Freimäurer in Stockholm ſich nur auch bei einer andern Gelegenheit tätig erwieſen haben.

Ernſt.

Bei welcher andern?

Falk.

Bei ſonſt andern, meine ich.

Ernſt.

Und die Freimäurer in Dresden, die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſtücken laſſen — damit das Findelhaus nur kleiner ſein dürfe.

Falk.

Ernſt! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernſt.

Ohne alle Gloſſen dann. — Und die Freimäurer in Braunſchweig, die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Und die Freimäurer in Berlin, die das Baſedowſche Philanthropin[1] unterſtützen.

Falk.

Was ſagſt du? — Die Freimäurer? Das Philanthropin? unterſtützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernſt.

Die Zeitung hat es ausposaunet[2].

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſein, daß die Quittung nicht an Freimäurer in Berlin, ſondern an die Freimäurer gerichtet wäre.

Ernſt.

Was iſt das? — Billigeſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt.

So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen als ich?

Ernſt.

Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich unrecht. — Denn auch die Freimäurer können etwas tun, was ſie nicht als Freimäurer tun.

Ernſt.

Und ſoll das von allen auch[3] ihren übrigen guten Taten gelten?

---

[1] Johann Bernhard Baſedow (1723—90) ſuchte nach Rouſſeauiſchen Ideen die Erziehung zu reformieren und begründete zu dieſem Zweck 1774 in Deſſau das „Philanthropinum". — [2] Das „Schwäbiſche Magazin", 1777, S. 405, meldete: „Ein Freimäurer der Berliner Loge forderte in einer Rede alle ſeine Brüder auf, das Baſedowſche Philanthropin zu unterſtützen." — [3] Auch von allen.

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Taten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdruckes der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Taten ad extra[1] ſind.

Ernſt.

Wie meinſt du das?

Falk.

Nur ihre Taten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Taten, die ſie bloß deswegen tun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt.

Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk.

Könnte wohl ſein.

Ernſt.

Aber ihre wahre Taten denn? — Du ſchweigſt?

Falk.

Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Taten ſind ihr Geheimnis.

Ernſt.

Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Taten der Freimäurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie getan! Gleichwohl haben ſie alles Gute getan, was noch in der Welt iſt — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird — merke wohl, in der Welt.

Ernſt.

O geh! Du haſt mich zum beſten.

[1] Nach außen hin, unweſentlich.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Taten der Freimäurer zielen dahin, um größtenteils alles, was man gemeiniglich gute Taten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt.

Und ſind doch auch gute Taten?

Falk.

Es kann keine beſſere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernſt.

Gute Taten, welche darauf zielen, gute Taten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein Rätſel. Und über ein Rätſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indes unter den Baum und ſehe den Ameiſen zu.

Zweites Geſpräch.

Ernſt.

Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lockte mich von Strauch zu Strauch bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernſt.

Ja, ja. Es gibt ſolche Locker!

Falk.

Haſt du nachgedacht?

Ernſt.

Über was? Über dein Rätſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimäu-

rerei mit dir geſprochen und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl; du biſt wie ſie alle.

Falk.

Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt.

Nicht? So gibt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimäurern? Und du wäreſt einer. — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk.

Wovon ſprachſt du?

Ernſt.

Rechtgläubige oder ketzeriſche Freimäurer — ſie alle ſpielen mit Worten und laſſen ſich fragen und antworten, ohne zu antworten.

Falk.

Meinſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas andern reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behäglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen —

Ernſt.

Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder und ſieh!

Falk.

Was denn?

Ernſt.

Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk.

Die Ameiſen leben in Geſellſchaft wie die Bienen.

Ernſt.

Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammenhält und regieret.

Falk.

Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt.

Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich!

Falk.

Schade!

Ernſt.

Jawohl!

Falk.

Steh auf und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen, die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt.

Worüber?

Falk.

Über die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hälſt[1] du ſie?

Ernſt.

Für etwas ſehr Gutes.

Falk.

Ohnſtreitig. — Aber hälſt du ſie für Zweck oder für Mittel?

Ernſt.

Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

[1] Dieſe Form iſt neben dem lutheriſchen „helteſt“ ſowie „halteſt“, „heltſt“ und „hältſt“ in der älteren Sprache nicht ſelten.

Ernſt.

Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſein.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Teil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer gibt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernſt.

Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eignen Lage beurteilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freimäurer biſt?

Ernſt.

Ich?

Falk.

Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Aber doch ſagen könnte.

Falk.

Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freimäurer nicht wieder zurückkommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk.

Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt.

Du ſpotteſt! — — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk.

Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung geraten müſſen.

Ernſt.

Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſei ſie folglich das letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzeln Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk.

Sehr gut! Du kömmſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir; wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſein?

Ernſt.

Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk.

Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt; was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt.

Was iſt das?

Falk.

Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegenteil davon bewirken.

Ernſt.

Ein Beiſpiel! wenn dir eines einfällt.

Falk.

So ſind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen; und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt.

Die nämlich Schiffbruch leiden und erſaufen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meinſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachteilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernſt.

Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre

Falk.

Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe beſſere als die beſte an: und frage das nämliche.

Ernſt.

Du ſcheineſt mir hier bloß von vorneherein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſamt und ſonders erkläreſt, nicht anders als mangelhaft ſein könne.

Falk.

Nicht bloß.

Ernſt.

Und es würde dir ſchwer werden, eins von jenen nachteiligen Dingen zu nennen —

Falk.

Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung notwendig entſpringen müſſen? — O zehne für eines.

Ernſt.

Nur eines erſt.

Falk.

Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deswegen alle Menſchen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſein. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten verteilen, die alle nach den nämlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk.

Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſein, oder wie ſie ſonſt heißen würden.

Ernſt.

Ganz gewiß!

Falk.

Nun, da haben wir ja ſchon eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinern Staaten hätte ſein eignes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt.

Wie anders?

Falk.

Dieſe verſchiedene Intereſſe würden öfters in Kolliſion kommen, ſo wie itzt: und zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander ebenſowenig mit unbefangenem Gemüt begegnen können, als itzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt.

Sehr wahrſcheinlich!

Falk.

Das iſt: wenn itzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer oder umgekehrt begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloßer Menſch einem bloßen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegeneinander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiednen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegeneinander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte miteinander zu ſchaffen und zu teilen haben.

Ernſt.

Das iſt leider wahr.

Falk.

Nun, ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereiniget, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennet.

Ernſt.

Wenn du es ſo verſteheſt.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meinſt du nicht?

Ernst.

Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen sein.

Ernst.

Ich getraue mir nicht nein zu sagen.

Falk.

Würden sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich untereinander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von jeher untereinander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst.

Das ist sehr traurig, aber leider doch sehr vermutlich.

Falk.

Nur vermutlich?

Ernst.

Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Falk.

Ich ebensowenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig ebenso unmöglich als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst.

Ja, ja, so scheint es.

Falk.

So iſt es. — Nun ſieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hinzuziehen.

Ernſt.

Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen teilet und trennet. — Dieſe Trennung in wenige große Teile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Teile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt.

Wieſo?

Falk.

Oder meineſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſei gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desſelben unter ſich das nämliche Verhältnis haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Anteil haben, ſo können ſie doch nicht gleichen Anteil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Anteil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich verteilet worden, ſo kann dieſe gleiche Verteilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigentum beſſer zu nutzen wiſſen als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigentum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu verteilen haben als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt.

Das verſteht ſich.

Falk.

Nun überlege, wieviel Übel es in der Welt wohl gibt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht[1] hat.

Ernſt.

Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja, die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſein.

Falk.

Das ſage ich eben!

Ernſt.

Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſein?

Falk.

Verkennſt du mich ſo weit? — Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde ſie auch bei weit größern Übeln noch ſegnen.

Ernſt.

Wer des Feuers genießen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich iſt: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt.

Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichnis war doch ſehr paſſend. — — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten als

[1] Überflüſſige Negation nach franzöſiſchem Vorbild.

durch jene Trennungen: werden ſie darum gut, jene Trennungen?

Ernſt.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden ſie darum heilig, jene Trennungen?

Ernſt.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten ſein ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt.

In Abſicht...?

Falk.

In Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Notwendigkeit erfodert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen als möglich.

Ernſt.

Wie könnte das verboten ſein?

Falk.

Aber geboten kann es doch auch nicht ſein; durch bürgerliche Geſetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum[1] ſein: und es wäre bloß zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernſt.

Bloß zu wünſchen; aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk.

Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerſchaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhöret.

[1] Ev. Lucä, Kap. 10, V. 35, in der Überſetzung der Vulgata: eine Leiſtung, die über die Pflicht hinausgeht.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst.

Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen solchen Mann geben.

Falk.

Nicht bloß hier und da; nicht bloß dann und wann.

Ernst.

Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst.

Wollte Gott!

Falk.

Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freimäurer wären?

Ernſt.

Was ſagſt du?

Falk.

Wie, wenn es die Freimäurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammenzuziehen?

Ernſt.

Die Freimäurer?

Falk.

Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt.

Die Freimäurer?

Falk.

Ach! verzeih! — Ich hatt' es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freimäurern weiter nichts hören willſt — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimäurer, ſagſt du —

Falk.

Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Geſellſchaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt.

Du biſt mir den ganzen Tag im Gedränge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Haſt du mir ſo etwas Wichtiges zu ſagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt.

Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernſt.

Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk.

Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt.

Von den Freimäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter[1] doch nicht das Geheimnis verraten?

Ernſt.

Das man, wie du ſagſt, gar nicht verraten kann.

Falk.

Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernſt.

Aber du haſt mir doch über die Freimäurer etwas geſagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernſt.

O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

[1] Falk deutet an, daß er eine Trinkkur mit Pyrmonter Brunnen, wie ſie damals ſehr beliebt war, unternimmt, und daß dieſer Brunnen durch ſeine aufregende Wirkung ihn am Morgen des klaren Bewußtſeins beraubt hat. Vgl. S. 386 dieſes Bandes, Z. 15.

Falk.

Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt.

Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk.

Nach dem die Frage ſein wird.

Ernſt.

Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimäurer wirklich jene große und würdige Abſichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Taten der Freimäurer machen konnteſt, habe ich dich bloß auf einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freimäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurteil zu benehmen, daß alle baubedürfige[1] Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nötige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände verteilet wären.

Ernſt.

Wende dich itzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimäurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Übeln des Staats entgegenzuarbeiten.

Falk.

Dieſer Begriff kann den Freimäurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hineingehöret. — Den unvermeidlichen

[1] Neben „bedürftig" iſt „bedürflich" nachweisbar, aber, außer an dieſer Stelle, nicht die an ſich mögliche Form „bedürfig".

Übeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Übeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun notwendig folgen. Mit diesen gibt sich der Freimäurer niemals ab; wenigstens nicht als Freimäurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Mute, auf seine Gefahr damit befassen mag. Übel ganz andrer Art, ganz höherer Art sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst.

Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Übel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Übel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann.

Falk.

Recht! Diesen entgegen — wie sagtest du? — entgegenzuarbeiten?

Ernst.

Ja!

Falk.

Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegenarbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht sein. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weiten veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten[1], beblatten[2] — kann hier entgegenarbeiten heißen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freimäurer schon immer tätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse: das haben sie getan.

Ernst.

Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Rätsels — Gute Taten, welche gute Taten entbehrlich machen sollen.

[1] Durch Ausreuten von dem Unkraut befreien. — [2] Durch Entfernung von Blättern zu kräftigerem Treiben bringen.

Falk.

Wohl! — Nun geh und ſtudiere jene Übel und lerne ſie alle kennen und wäge alle ihre Einflüſſe gegeneinander ab, und ſei verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der Schwermut die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſein ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimäurer zu heißen.

Ernſt.

Du legeſt auf dieſes heißen ſo viel Nachdruck.

Falk.

Weil man etwas ſein kann, ohne es zu heißen.

Ernſt.

Gut das! ich verſteh' — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Übel, gegen welche die Freimäurerei angehet — —

Falk.

Du kenneſt ſie?

Ernſt.

Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten; nur einige von den unſtreitigſten, weitumfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger notwendig ſind!

Ernſt.

So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freimäurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinneſt nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten

hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage tust.

Ernst.

Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk.

Das verspreche ich dir.

Ernst.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk.

Meinen Scharfsinn?

Ernst.

Ich fürchte, du verkaufst mir deine Spekulation für Tatsache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernst.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennest, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betriegt; wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leihet und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk.

Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernst.

Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freimäurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen notwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen?

Falk.

Und zwar ohne Nachteil dieses Staats und dieser Staaten.

Ernſt.

Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſein, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigentümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Spekulation ausgegangen ſein; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äußert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freimäurer zu Gemüte führe.

Ernſt.

Und welches?

Falk.

Aus welchem ſie nie ein Geheimnis gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt.

Das iſt?

Falk.

Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt.

Wahrhaftig!

Falk.

Freilich ſcheint dieſes Grundgeſetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits vorauszuſetzen als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum[1] muß ja wohl in der Luft ſein, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt.

O ja!

Falk.

Und warum ſollten die Freimäurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen

[1] Gleichbedeutend mit Salpeter.

Teil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irrezuführen, der immer ganz etwas anders vermutet, als er ſieht.

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub' ich.

Ernſt.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf dieſe Nacht. Morgen mit dem frühſten kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt.

Du kennſt mich, und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk.

Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt.

So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: Ernſt ging und ward Freimäurer. Was er vors erſte da fand, iſt der Stoff eines vierten und fünften Geſprächs, mit welchen — ſich der Weg ſcheidet.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimäurer.

Fortſetzung.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drei Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſkripte zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgeteilt, welche, vermutlich ohne ſeine Erlaubnis, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem itzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er betauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß, das Manuſkript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freiheit hinlänglich entſchuldiget, ſo läßt ſich nichts weiter zur Verteidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Übrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft, einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat[1].

Viertes Geſpräch.

Falk.

Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längſt beſchloſſen.

Ernſt.

Und befindeſt dich wohl darauf? Ich freue mich.

[1] Dieſe Namen ſind in unſerer Ausgabe ergänzt.

Falk.

Was iſt das? Man hat nie ein „ich freue mich“ ärgerlicher ausgeſprochen.

Ernſt.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

Falk.

Über mich?

Ernſt.

Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gib mir deine Hand[1]! — Was ſagſt du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernſt.

Es kann ſein, ohne daß du es gewollt haſt.

Falk.

Und ſoll doch ſchuld haben.

Ernſt.

Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt[2], und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt[3]?

Falk.

Nun, nun! der Schade kann doch ſo groß nicht ſein — Dazu ſehe ich ja, daß du ſchon „bei den Gräbern unſerer Vorfahren“ gearbeitet haſt[4].

Ernſt.

Aber ſie waren nicht mit „Flammen“, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

---

[1] Die Art des Händedrucks iſt Erkennungszeichen der Freimaurer. — [2] 2. Buch Moſe, Kap. 13, V. 5. — [3] 2. Buch Moſe, Kap. 15, V. 22—24. — [4] Ebenſo wie das folgende „Flammen“ Symbole des Meiſtergrades in einzelnen Freimaurerſyſtemen.

Ernſt.

Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk.

Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beißen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt.

Du kennſt ſie alſo doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt.

Um ſo mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund du nur allzuwohl wußteſt?

Falk.

Dein Verdruß macht dich ſehr ungerecht — Ich ſollte mit dir von der Freimäurerei geſprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimäurer werde — wie unnütze nur? — ja, wie ſchädlich. —

Ernſt.

Das mag wohl ſein.

Falk.

Ich ſollte dir nicht geſagt haben, daß man die höchſten Pflichten der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen?

Ernſt.

Vielmehr erinnere ich mich deſſen — Aber du weißt ja wohl, wenn meine Phantaſie einmal den Fittich ausbreitet, einen Schlag damit tut — kann ich ſie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk.

Die du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden — Und warum ſagteſt du mir nicht ein Wort von deinem Vorſatze?

Ernſt.

Würdeſt du mich davon abgeraten haben?

Falk.

Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen? Ich mache dir kein Kompliment; du warſt ſchon zu weit, um von da wieder auszugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen alle betreten.

Ernſt.

Es ſollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen und wieder Vertröſtungen und nichts als Vertröſtungen!

Falk.

Wenn man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man dich denn?

Ernſt.

Du weißt ja wohl, auf die „ſchottiſche Mäurerei“[1], auf den ſchottiſchen Ritter.

Falk.

Nun ja, ganz recht — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt.

Wer das wüßte!

Falk.

Und deinesgleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt.

O die! die wiſſen ſo viel! die erwarten ſo viel! — Der eine will Gold machen, der andere will Geiſter beſchwören, der

[1] Die ſchottiſchen Logen waren angeblich uralt, und dies benutzten Neuerer, um in betrügeriſcher oder ehrgeiziger Abſicht höhere Grade mit geheimnisvollen Symbolen und dem Verſprechen ganz beſonders tiefer Erkenntniſſe zu erfinden, die von den ſogenannten Andreaslogen angenommen wurden.

dritte will die Tempelherren[1] wiederherſtellen — du lächelſt. — Und lächelſt nur? —

Falk.

Was kann ich anders?

Ernſt.

Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk.

Wenn mich nicht eins mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen dieſen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt.

Auch aus der Goldmacherei[2]?

Falk.

Auch aus der Goldmacherei. Ob ſich würklich Gold machen läßt oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freimäurerei es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte, der beſte, dem der Stein der Weiſen zuteil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimäurer — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernſt.

Und die Geiſterbeſchwörer?

---

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 357 dieſes Bandes, Z. 27 ff. — [2] Leute wie Caglioſtro und Schrepfer traten gerade damals auf und behaupteten, auf Grund uralter Freimaurergeheimniſſe die Kunſt des Goldmachens und der Erzeugung des Steines der Weiſen, der übermenſchliche Macht und ewiges Leben gewähre, zu beſitzen, vor allem aber Geiſter beſchwören zu können.

Fall.

Von ihnen gilt ohngefähr das nämliche — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören als eines Freimäurers.

Ernst.

Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! —

Fall.

Bei allem, was heilig ist! nicht ernsthafter, als sie sind.

Ernst.

Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen Tempelherren, wenn Gott will?

Fall.

Vollends die!

Ernst.

Siehst du! Von denen weißt du nichts zu sagen. Denn Tempelherren waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freilich besser sagen, wie die Freimäurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu würklichen.

Fall.

Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst.

Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist: Nun! Entweder diese Templars-would-be[1] —

Fall.

Ernst! Ehe du noch eine Spötterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — ebendiese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

[1] „Leute, die gern als Tempelherren gelten möchten."

Ernſt.

Ich muß das ſo mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimnis gemacht.

Ernſt.

Wie verſtehſt du das?

Falk.

Das Geheimnis der Freimäurerei, wie ich dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freimäurer nicht über ſeine Lippen bringen *kann*, wenn es auch möglich wäre, daß er es *wollte*. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern, teils aus Neid verhehlte, teils aus Furcht verbiß, teils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter Tempelherren und Freimäurern. Es kann wohl ſein, daß es einmal nötig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegenteil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimnis macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen und nur den gehörigen Punkt beſtimmen, in welchem die Tempelherren die Freimäurer ihrer Zeit waren.

Ernſt.

Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punkt?

Falk.

Lies die Geſchichte der Tempelherren mit Bedacht! Du mußt ihn erraten. Auch wirſt du ihn gewiß erraten, und eben das war die Urſache, warum du kein Freimäurer hätteſt werden müſſen.

Ernst.

Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errate, willst du mir gestehen, daß ich ihn erraten habe?

Falk.

Du wirst zugleich finden, daß du dieses Geständnis nicht brauchst. — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Ebendieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle Freimäurer, welche jetzt mit den Tempelherren schwanger gehen, diesen rechten Punkt: wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was sie tun! Segen zu allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat sie bloß der „Freimäurer, der im Tempel" arbeitet, auf die Tempelherren gebracht: haben sie sich nur in das rote Kreuz auf dem weißen Mantel[1] vergafft; möchten sie nur gern einträgliche Komtureien, fette Pfründen sich und ihren Freunden zuteilen können: — Nun so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können.

Ernst.

Sieh! Du kannst doch noch warm und bitter werden.

Falk.

Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung und bin kalt wieder wie Eis.

Ernst.

Und was meinst du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk.

Ich fürchte der letztere. — Möcht' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erste wäre: wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die Tempelherren wieder herzustellen? — Jener große Punkt, in welchem die Tempelherren Freimäurer waren, hat nicht mehr statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus und bedarf darin weiter keines außerordentlichen

[1] Das Abzeichen der Tempelherren.

Vorſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein voller Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken[1]? — Doch an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt du mir denn geſagt — haſt du mir denn ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſterbannern, Tempelherren ſich andre als die Neulinge des Ordens ſchleppen? andere als Kinder, als Leute, die Kinder zu mißbrauchen kein Bedenken tragen? — Aber Kinder werden Männer — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt.

Im Grunde, mein Freund, ſind es auch nicht dieſe Kindereien, die mich unmutig machen. Ohne zu vermuten, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſein könnte, ſahe ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Walfiſchen ausgeworfen[2]! — Aber was mich nagt, iſt das: daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre als dieſe Kindereien, daß von dem, deſſen Erwartung du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und allerorten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk.

Du meinſt —

Ernſt.

Jene Gleichheit, die du mir als Grundgeſetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hoffnung erfüllte: ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen atmen zu können, die über alle bürgerliche Modifications hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachteil eines Dritten zu verſündigen —

Falk.

Nun?

[1] Die Unterdrückung des Templerordens ſoll auch deshalb erfolgt ſein, weil die reichen Güter die Habſucht Philipps IV. von Frankreich reizten. Der geſamte Beſitz des Ordens wurde in Frankreich, Kaſtilien und England von der Krone eingezogen. — [2] Man warf angeblich den Walfiſchen von den Schiffen aus leere Tonnen zu, damit ſie mit ihnen ſpielen und das von ihnen bedrohte Schiff außer acht laſſen ſollten.

Ernst.

Sie wäre noch? Wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! „Ja", heißt es, „ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimäurer sein. Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. Ohne Unterschied der Religion, heißt nur, ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen" — Meinst du auch so?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernst.

Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leiste Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachse), laß ihn kommen und sich melden! „Ja", heißt es, „ein Schuster! freilich ein Schuster" — Laß einen treuen, erfahrnen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — „Ja", heißt es, „dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft." —

Falk.

Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst.

Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn von, Offiziere, Räte von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge untereinander durch — Aber in der Tat sind doch alle nur von einem Stande, und der ist leider[1] — —

Falk.

Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur raten — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch sein

[1] In dem Hamannschen Drucke heißt es: „nur von einem Stande, nämlich von dem, den Langeweile und Bedürfnis sich zu beschäftigen zu einem Stande macht".

mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden, und von der Freimäurerei ausgeſchloſſen ſein, ſind doch noch zwei verſchiedene Dinge.

Ernſt.

Wieſo?

Falk.

Weil Loge ſich zur Freimäurerei verhält wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlſtande[1] der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu ſchließen. Vielmehr gibt es einen gewiſſen äußerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beide noch nie vertragen, ſondern eins hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zugrunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt.

Was?

Falk.

Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kaſſe haben; Kapitale machen; dieſe Kapitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehn und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeiet haben!

Ernſt.

Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freimäurer —

Falk.

Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was, denkſt du, wird eine ſolche Verfaſſung für

[1] Anſtand, Regeln des äußeren Verhaltens.

Einfluß auf sie selbst haben? Geraten sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu sein, was sie sein wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verstehst —

Ernst.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — jawohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben der Weg sein, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimäurerei ein Ende zu machen —

Ernst.

Schema der Freimäurerei? Was nennst du so? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurerei immer Freimäurerei gespielt?

Ernst.

Was ist nun das? Die Freimäurerei nicht immer Freimäurerei gespielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meinst du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk.

Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt.

Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkteſt du denn nicht, oder wollteſt du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er, wie er will! — ein Freimäurer iſt? Er klopfte ſo oft an[1].

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was dir wohl nicht ſo aufgefallen — er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten[2] —

Ernſt.

Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge iſt; daß da endlich die Freimäurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernſt.

Gibt es auch ſolche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernſt.

Und woraus nimmſt du dieſen Wurm ihm ab[3]?

Falk.

Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal kenntlicher werden wird.

Ernſt.

Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimäurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk.

Sei ohne Sorge, der Freimäurer erwartet ruhig den Auf-

[1] An das Glas, um eine Tiſchrede zu halten. — [2] Von 1775—83 dauerte der Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen England. — [3] Worauſhin traust du ihm dieſe Grille zu, nämlich daß der Krieg in Amerika von Freimaurern zur Verwirklichung ihrer Zwecke angeſtiftet ſei.

gang der Sonne und läßt die Lichter brennen, ſolange ſie wollen und können — Die Lichter auslöſchen und, wenn ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden oder wohl gar andre Lichter wieder aufſtecken muß: das iſt des Freimäurers Sache nicht.

Ernſt.

Das denke ich auch — „Was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut wert“[1].

Falk.

Vortrefflich! — nun frage, was du willſt! Ich muß dir antworten.

Ernſt.

So wird meines Fragens kein Ende ſein.

Falk.

Nur kannſt du den Anfang nicht finden.

Ernſt.

Verſtand ich dich, oder verſtand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprachſt du dir, oder widerſprachſt du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal ſagteſt, die Freimäurerei ſei immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk.

Wenn es mit beiden einerlei Bewandtnis hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freimäurerei ebenſo alt als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entſtehen — wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freimäurerei iſt. Denn die Flamme im Brennpunkte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt.

Auch mir ſchimmert das ſo vor —

[1] Ausſpruch Benjamin Franklins. „Von Franklin hatte Georg Forſter die Lehre, daß die Freiheit nur der Tugend erreichbar ſei und Tugend nur möglich durch Vernunft; daß ſich mit Blut allein die Freiheit nicht erkaufen laſſe; was Blut koſte, ſei kein Blut wert.“

Falk.

Es ſei aber Mutter und Tochter oder Schweſter und Schweſter; ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig ineinander gewürkt. Wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich allerorten auch die Freimäurerei, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen[1] Staatsverfaſſung, wenn ſie die Freimäurerei neben ſich blühen ließ; ſo wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er ingeheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt.

Zu verſtehen: die Freimäurerei!

Falk.

Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf dem gemeinſchaftlichen Gefühl ſympathiſierender Geiſter.

Ernſt.

Und wer unterfängt ſich, dem zu gebieten?

Falk.

Indes hat freilich die Freimäurerei immer und allerorten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen; denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimäurerei anzunehmen ſich nicht entbrechen können, und hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt du glauben, daß der Name Freimäurerei älter ſein werde als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt.

Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

[1] Kraftvollen.

Falk.

Das bleibt deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen — Genug, wenn ich dir ſage, daß der Name Freimäurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläſſig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt.

Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk.

Nein, nein! auch das urſprüngliche Free-Mason ſowie alle darnach gemodelte Überſetzungen, in welcher Sprache es auch ſein mag.

Ernſt.

Nicht doch! — Beſinne dich — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk.

In keinem.

Ernſt.

Gleichwohl habe ich ſelbſt —

Falk.

So? — Iſt auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt.

Aber doch die Stelle in —

Falk.

In der „Londinopolis“[1]? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt.

Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechſten[2]?

[1] Hamanns Druck: „In Howells Londinopolis“. James Howell (um 1596 bis 1666), königlicher Hiſtoriograph unter Karl II., gab die „Londinopolis“ (London 1657) heraus. — [2] Unter König Heinrich VI. von England (1421—71) wurde 1425 eine Parlamentsakte erlaſſen, welche ſich gegen die geſetzwidrigen Verſammlungen der gewöhnlichen Maurer richtete.

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und die großen Privilegia, die Karl der Elfte, König von Schweden, der Loge von Gotenburg erteilte[1]?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und Locke?

Falk.

Was für eine Locke?

Ernſt.

Der Philoſoph — Sein Schreiben an den Grafen von Pembroke; ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechſten eigener Hand geſchrieben[2]?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſein; den kenne ich nicht — Aber wieder Heinrich der Sechſte? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt.

Nimmermehr!

Falk.

Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden[3]?

Ernſt.

Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

---

[1] Gefälſchte Urkunden, durch welche die ſchwediſchen Freimaurer des 18. Jahrhunderts der Loge ein höheres Alter verleihen und ſie vor Verfolgung ſichern wollten. — [2] Der Philoſoph John Locke (1632—1704) wurde 1748 wegen ſeiner dem Freimaurertum verwandten Geſinnungen, namentlich wegen der „Briefe über Toleranz“ (1685—91), zum Freimaurer geſtempelt; es wurde ihm der gefälſchte Brief untergeſchoben, von dem Leſſing ſpricht. — [3] Die ſogenannten Kunſturkunden der Freimaurerei, durch die ihr Urſprung, ihre Privilegien und Gebräuche in ein graues Altertum hinein verlegt werden ſollten, ſind durchweg entweder Fälſchungen oder beziehen ſich auf die ſeit dem frühen Mittelalter beſtehenden Innungen der Handwerkermaurer.

Falk.

Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Geckereien gleich bei ihrem Entſtehen widerſprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung ſtattfindet. — Freilich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereien unternähme. Denn gerade die verächtlichſte kann eben dadurch, daß ſie die verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nimmt, ſich ihr entgegenzuſtellen, mit dem Laufe der Zeit das Anſehn einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahren: „Würde man das ſo in die Welt haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals nicht widerſprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widerſprechen?“

Ernſt.

O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk.

Anderſons kahle Rhapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird[1], möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut ſein — Dazu war die Gaukelei ſo handgreiflich — Aber daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernſthaften Mann vorzugeben ſich ſchämt, daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery[2] erlaubt, auf welche, wenn ſie ein nichtswürdiges[3] bürgerliches Intereſſe betrifft, die pillory[4] ſteht —

Ernſt.

Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das

[1] Dr. James Anderſon ſchrieb die Geſchichte der Londoner Großloge, deren Protokolle in der 2. Auflage ſeines grundlegenden Werkes „The new Book of Constitutions of the Free Masons“ (London 1738) mit dem 24. Juni 1723 beginnen. Darin ließ er ſeiner Phantaſie die Zügel ſchießen, und ſo iſt ſeine Geſchichte der Maurerei mit Aufzählung aller Großmeiſter von Adam und Moſes bis auf Chriſtoph Wren das reinſte Lügenbuch. Trotzdem hat die Großloge dieſe Albernheiten amtlich anerkannt und das elende Machwerk Anderſons „als das einzige Buch der Konſtitutionen für den Gebrauch der Logen“ empfohlen. — [2] Fälſchung. — [3] Unbedeutendes. — [4] Pranger.

Geheimnis des Ordens ſich von alters her unter dem homonymen[1] Handwerke vornehmlich erhalten hätte? —

Falk.

Wenn es wahr wäre?

Ernſt.

Und muß es nicht wahr ſein? — Denn wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole ebendieſes Handwerks zu entlehnen? Ebendieſes? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt.

Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk.

Und hat ſie.

Ernſt.

Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache als jene vermeinte?

Falk.

Eine ganz andre.

Ernſt.

Soll ich raten, oder darf ich fragen?

Falk.

Wenn du mir ſchon eher eine andere Frage getan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde dir das Raten nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt.

Eine andere Frage, die du längſt hätteſt erwarten müſſen? —

Falk.

Denn wenn ich dir ſagte, daß das, was Freimäurerei iſt, nicht immer Freimäurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

[1] Gleichbenannten.

Ernſt.

Als zu fragen, wie es ſonſt geheißen? — jawohl! — So frage ich es denn nun.

Falk.

Wie die Freimäurerei geheißen, ehe ſie Freimäurerei hieß, fragſt du? — Maſſonei[1] —

Ernſt.

Nun ja freilich! Masonry auf Engliſch. —

Falk.

Auf Engliſch nicht Masonry, ſondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, ſondern von Mase, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt.

Mase, der Tiſch? In welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelſachſen, doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Goten und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jetzt ſo mancherlei Abſtammungen üblich ſind oder doch ohnlängſt üblich waren: als „Maskopie, masleidig, Masgenoſſe“[2]. Selbſt „Maſonei“ war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte[3].

Ernſt.

Ich weiß weder von ſeiner guten noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — „Maſe“ alſo der

[1] Maſſonei bezeichnet im Mittelalter eine Art von Brüderſchaft fürſtlicher Dienſtmannen. Leſſings Ableitung von mase, Tiſch, iſt falſch, da das Wort vielmehr von dem roman. maisné, franz. maison, lat. mansio herkommt. — [2] Maskopie, gebräuchlicher Maskopei, Geſellſchaft; masleidig, appetitlos, verdrießlich; Masgenoſſe, Tiſchgenoſſe: enthalten in ihrem erſten Beſtandteil ſämtlich das alte gemein-germaniſche Wort „Mas“, das „Speiſe“ und „Mahlzeit“ bedeutet, jetzt noch verſtümmelt in „Meſſer“ und „Mettwurſt“. Maskopei iſt Fortbildung der Form Maſonei. — [3] Die Form lautete zu Luthers Zeit Maſſenei oder Meſſenei und bedeutete damals vornehmlich eine Zech- oder Spielgeſellſchaft.

Tiſch, und „Maſonei“ eine geſchloſſene, vertraute Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelach worden, in welchem Verſtande Agricola[1] das Wort Maſonei braucht, kannſt du leicht abnehmen.

Ernſt.

Wäre es dem Namen „Loge“ vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Maſoneien zum Teil ſo ausarteten und in der guten Meinung des Publikums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto größerem Anſehn. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſonei hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Paläſten der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der „runden Tafel“ die erſte und älteſte Maſonei war, von der ſie insgeſamt abſtammen?

Ernſt.

Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Altertum hinauf —

Falk.

Die Geſchichte des Königs Artur ſei ſo fabelhaft, als ſie will: die „runde Tafel“ iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt.

Artur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſein.

Falk.

Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Artur oder ſein Vater hatten ſie von den Angelſachſen angenommen,

[1] Johann Agricola (1492—1566) ſagt in ſeiner berühmten Sprichwörterſammlung, die 1529—34 erſchien, unter Nr. 668: „Es gehet zu wie in König Artus' Hofe.“ „Die Verſammlung der Ritter hieß die Tafelrunde oder die Meſſenei“ („Sprichwörter, Schöne Weiſe Klugreden“, Bl. 258b; Frankfurt a. M. 1560).

wie schon der Name Masonei vermuten läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitte nach England herüberbrachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst.

Hiermit meinest du? —

Falk.

Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präzision sage, mache ich mich anheischig, das nächstemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen. — Höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerücht irgendeiner großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

Ernst.

Wo bliebst du?

Falk.

Die Masonei also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Mase-Thanes[1] unter ihnen waren. Es waren allem Ansehen nach die Edlen der Masonei, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beklieb[2] und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüte zeigte. Besonders waren die Masoneien der Tempelherren im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine Tempelherren-Masonei war es, die sich bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trotz der Aufhebung des Ordens mitten in London erhalten hatte[3]. — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln; aber eine sorgfältig

[1] Thane bezeichnet die Lehnsleute des Königs in Schottland, die großen Grundbesitzer in England zur angelsächsischen Zeit. — [2] Bekleiben, zu Lessings Zeit noch übliches Verbum: haften, sich einwurzeln. — [3] Diese Annahme ist wie alle noch folgenden Vermutungen Lessings über die Entstehung der Freimaurerei völlig unbegründet.

aufbewahrte Tradition, die ſo viel innere Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit, dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt.

Und was hindert, dieſe Tradition endlich einmal durch ſchriftliche Verzeichnung zur Geſchichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles rät vielmehr dazu an — Wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und allen, welche ſich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimnis daraus zu machen.

Ernſt.

Nun denn! — Ich bin in der äußerſten Erwartung.

Falk.

Jene Tempelherren-Maſonei alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus ohnfern der St. Pauls-Kirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeiſter dieſer zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt.

Chriſtoph Wren[1] —

Falk.

Und du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freimäurerei genannt —

Ernſt.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Pauls-Kirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſonei, von undenklichen Jahren her, verſammlete, war ein Mitglied dieſer Maſonei, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfterer beſuchte.

[1] Sir Chriſtopher Wren (1632—1723), der berühmte Erbauer der Paulskirche (1675—1710) und vieler anderer monumentaler Gebäude Londons und Englands, hat an der Begründung der erſten Freimaurerloge gar keinen Anteil. Nur Anderſon hat ihn 1738 zum Großmeiſter gemacht.

Ernſt.

Ich fange an, ein Mißverſtändnis zu wittern.

Falk.

Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſonei war bei dem engliſchen Volke vergeſſen, verloren — Eine Masony, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſein als eine Masonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen Kirche intereſſierte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — du kennſt Chriſtoph Wren nicht bloß dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindſamer, tätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Sozietät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, „welche ſpekulativiſche Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte“. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bei, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. „Dort“, dachte er, „würde unterſucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſonei exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desjenigen Handwerks verſteckte, was man jetzt unter dem Worte Masony ſo hartnäckig zu finden glaubt? Wie, wenn ich die Masony zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher mehrere teilnehmen könnten?“ — So dachte Wren, und die Freimäurerei ward — Ernſt! Wie iſt dir?

Ernſt.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernſt.

Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk.

Begreifſt du nun —

Ernſt.

Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber haſt du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünſcheſt du mich da?

Ernſt.

Wünſche? — nachdem du mir verſprochen —

Falk.

So hab' ich der Verrichtungen daſelbſt genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern ſollſt du ſehen und greifen — Die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt.

Eine andre ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechſtes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu kritiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch[1] beſtimmt, die man zurzeit noch zurückhält.

[1] Verweiſe auf dieſe Anmerkungen ſtehen im Hamannſchen Druck, aber die Anmerkungen ſelbſt ſind nicht vorhanden.

Geſpräch über die Soldaten und Mönche.

(Aus dem Nachlaß.)

A. Muß man nicht erſchrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?

B. Erſchrecken? Warum nicht ebenſowohl erſchrecken, daß es weit mehr Soldaten gibt als Mönche? Denn eins gilt nur von dem und jenem Lande in Europa; und nie von Europa überhaupt. Was ſind Mönche? und was ſind denn Soldaten?

A. Soldaten ſind Beſchützer des Staats ꝛc.!

B. Mönche ſind Stützen der Kirche!

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. — — — — —

B. Du willſt ſagen, daß es weit mehr Soldaten gibt als Mönche.

A. Nein, nein, mehr Mönche als Soldaten.

B. In dem und jenem Lande von Europa magſt du recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann ſeine Saat von Schnecken und Mäuſen vernichtet ſiehet, was iſt ihm dabei das Schreckliche? daß der Schnecken mehr ſind als der Mäuſe? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuſe ſo viel gibt?

A. Das verſteh' ich nicht.

B. Weil du nicht willſt. — Was ſind denn Soldaten?

A. Beſchützer des Staats.

B. Und Mönche ſind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. Träumſt du? der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in dieſem Leben gewährt.

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt!

A. Verheißt!

B. Gimpel!

Die
Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera,
unde in quibusdam falsa sunt.

Augustinus [1].

1780.

[1] „Dieſes alles ſei aus denſelben Gründen in gewiſſen Hinſichten wahr, aus denen es in gewiſſen Hinſichten falſch iſt.“ Auguſtinus, „Soliloquia“, Buch 2, Kap. 10.

Einleitung des Herausgebers.

Immer entſchiedener hat ſich Leſſing im Laufe der drei Jahrzehnte ſeines ſelbſtändigen Denkens und Forſchens den religionsphiloſophiſchen Problemen zugewendet. Auf dieſes Grenzgebiet theologiſcher, hiſtoriſcher und ſpekulativer Wiſſenſchaft lenkt ihn die Tradition des Vaterhauſes, der Geiſt ſeiner Zeit und, ſtärker als alles andere, das Streben nach ſelbſtgewonnenem Erkennen. Die chronologiſche Folge ſeiner theologiſchen Schriften[1] läßt ſein Fortſchreiten bis zu der Stelle verfolgen, wo er, jenſeits von allen Parteiſtandpunkten, auf höherer Warte die Probleme und die Mittel zu ihrer Löſung klarer als irgendein Zeitgenoſſe überblickt. Er ſieht, daß die Bibel nicht das Chriſtentum iſt; er nimmt, um die unleugbaren Widerſprüche der erſten Zeugen auszugleichen, eine hinter ihnen ſtehende einfache und einheitliche Urüberlieferung, die Regula fidei, an, und er findet die Gewähr dieſer Annahme ſtärker als in den ſpärlichen und zweifelhaften hiſtoriſchen Zeugniſſen im Gefühl, in dem intuitiven Glauben an die Wahrheit des Chriſtentums. Denn ihm iſt die ſubjektive Evidenz, die innere Erfahrung, für religiöſe Überzeugungen das Weſentliche, während er mit berechtigt ſtrenger Scheidung den Satz aufſtellt, daß zufällige Geſchichtswahrheiten nie der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten werden können. Zwiſchen Offenbarung und Vernunft liegt der garſtige breite Graben, über den er nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich er auch den Sprung gemacht.

In der „Erziehung des Menſchengeſchlechts" ſchlägt Leſſings religiöſes Gefühl die Brücke über dieſen Graben. Die Offenbarung behält ihre für Leſſing allein zuläſſige Geltung als hiſtoriſche Tatſache, wird aber zugleich als notwendiges Glied der ſtetig aufwärts

[1] Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 285 ff., und S. 5 ff. dieſes Bandes.

führenden Entwickelung der Menschheit eingereiht, die für Lessing eine Vernunftwahrheit, ein Postulat im Sinne Kants ist. Die Möglichkeit dazu ergibt sich nur auf dem Boden des Determinismus. Lessing hat in seiner letzten Periode nach langem Kampf die Annahme der Willensfreiheit aufgegeben, die Zufälligkeit des Geschehens geleugnet, den zureichenden Grund auch für alles menschliche Wollen vorausgesetzt. Als er 1776 die „Philosophischen Aufsätze" Jerusalems herausgab, machte er zu dem dritten, „Über die Freiheit", folgende Bemerkung: „Zwang und Notwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommener sind sie mir als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch tue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System[1] geborgen. Ob aber auch die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könnte? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben ließen?"

Diese Hypothese oder, wie es Lessing nennt, dieses zweite System dürfen wir in der Seelenwanderung erblicken. Schon der Aufsatz „Leibniz von den ewigen Strafen" läßt für das philosophische Denken nur eine, ununterbrochene Folge innerhalb der Ewigkeit zu, und da für Lessing die Unsterblichkeit eine „ausgemachte Wahrheit" ist, da er mit Leibniz jeder Seele den immer regen Trieb nach Vollkommenheit und Erkenntnis eingepflanzt sieht, da endlich dieser Trieb in der zeitlichen Einzelexistenz des einmaligen Lebens nie befriedigt wird, so ergibt sich die Notwendigkeit der Annahme einer Wiederholung des Lebensprozesses mit immer gesteigerten Fähigkeiten. Diese Steigerung kann sich nur durch die aus dem Handeln fließende Erfahrung vollziehen, und weil Handeln nur durch Körper möglich ist, muß die Seele in allen ihren Stadien wieder mit Körpern verbunden gedacht werden. Lessing glaubte fest an dies persönliche Fortleben nach dem

[1] Lessing gebraucht das Wort „System" im Sinne von „Hypothese".

Tode. Gedanken von Leibniz und noch mehr Charles de Bonnets „Idées sur l'état futur des êtres vivants, ou Palingénésie philosophique“ (Genf 1769) trafen mit Leſſings Abneigung gegen die „unendliche Langeweile“ der kirchlichen Unſterblichkeitsvorſtellung zuſammen, um ihm dieſen, auf den erſten Blick kaum betretbaren Ausweg gangbar erſcheinen zu laſſen. Und zugleich gelangte er, indem er die Linie der Vernunfthypotheſe rückwärts in das Bereich der hiſtoriſchen Entwickelung des Menſchengeſchlechts verlängerte, zu dem geſuchten Ausgleich von Vernunft und Offenbarung.

Der vorausgeſetzte einheitliche, in Gott beruhende Weltzweck ordnete alle Stadien des geſchichtlichen Verlaufes als beweiſende Tatſachen dem Syſtem Leſſings ein. Dieſes Syſtem wäre leichter erkennbar, hätte Leſſing nicht abſichtlich Hüllen darüber gedeckt. Statt der immanenten Seelenkräfte, die ſich im Laufe der von Ewigkeit zu Ewigkeit gehenden Entwickelung nach notwendigen inneren Geſetzen entfalten, ſetzt er den weiſen und menſchenfreundlichen Willen des ſupranaturaliſtiſchen Gottes ein, der die Offenbarung als Erziehungsmittel, den jeweiligen Fähigkeiten der menſchlichen Schüler angepaßt, ſeinen Menſchen zu ſchnellerem Fortſchreiten als Gnadengeſchenk gewährt. Paulus im dritten Galaterbrief, die Kirchenväter Irenäus, Clemens Alexandrinus, Origenes brauchen das Bild vom Zuchtmeiſter und den aufeinanderfolgenden Erziehungsmitteln, von der Anpaſſung des göttlichen Erziehers an das Auffaſſungsvermögen der Schüler. Weil ſchon Jeſus auf den größeren Helfer verwieſen hatte, der nach ihm kommen ſollte, weil die Apokalypſe von dem ewigen Evangelium meldete, das am Ende aller Dinge von dem Engel allen Sprachen und Völkern verkündet werden ſollte, richtete Tertullian ſeine Hoffnung auf dieſe neue endgültige Offenbarung.

So waren ſchon die frühen Lehrer des Chriſtentums bereit, ſeinen Ewigkeitswert als Erkenntnisquelle für die Möglichkeit noch höherer Erkenntnis hinzugeben. Wie viel mehr Leſſing bei ſeiner von jeher gehegten Abneigung gegen alle poſitiven Religionen! Aber andrerſeits erhalten ſie im Lichte ſeiner neuen Hypotheſe für ihn eine neue Bedeutung. In ihrem von menſchlichen Zutaten entſtellten Gewande birgt ſich, was Gott in den Zeiten ihrer Entſtehung den Menſchen hat offenbaren wollen. Auch die höchſte und innerhalb der Geſchichte letzte Offenbarung gewährt nicht die letzte Erkenntnis, noch weniger eine der

Vorſtufen, unter denen Leſſing, nur als die bekannteſte und am unmittelbarſten zu der höheren hinführende, das Alte Teſtament heraushebt. Ihm war es darum zu tun, gegen Reimarus, der die göttliche Offenbarung für das Alte Teſtament leugnete, deſſen notwendige Stelle in der Menſchheitsentwickelung feſtzulegen. Zu dieſem Zwecke ſetzte er 1777 an den Schluß ſeiner Zuſätze zu dem vierten Fragment des Reimarus die erſten 53 Paragraphen der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ und leitete ſie mit folgenden Worten ein: „Unter einem gewiſſen Zirkel von Freunden iſt vor einiger Zeit ein kleiner Aufſatz in der Handſchrift herumgegangen, welcher die erſten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt und überſchrieben war: ‚Die Erziehung des Menſchengeſchlechts‘. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieſes Aufſatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich alſo, oder vielmehr, was iſt alſo ſchicklicher, als daß ich den Anfang desſelben in ſeinem ganzen Zuſammenhange mitteile, der ſich auf den Inhalt unſeres vierten Fragments ſo genau beziehet? Die Indiskretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten; und von der Lauterkeit der Abſichten des Verfaſſers bin ich überzeugt. Er iſt auch bei weitem ſo heterodox nicht, als er bei dem erſten Anblicke ſcheinet, wie ihm auch die ſchwierigſten[1] Leſer zugeſtehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufſatz oder gar die völlige Ausführung desſelben bekanntzumachen für gut halten ſollte. Hier iſt indes, wie geſagt, der Anfang, — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.“

Auch als Oſtern 1780 die „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ als ein Oktavbüchlein bei Voß in Berlin in zwei Drucken erſchien, hielt Leſſing die Annahme eines fremden Verfaſſers feſt, wohl nur, um dieſe letzte und tiefſte Überzeugungsſchrift möglichſt aus dem Bannkreis der perſönlichen Kämpfe jener Jahre hinauszuſtellen.

Hier drang er ſo tief, als es ſeinem Denken möglich war, in die letzten Untergründe der Vernunftreligion und der Entwickelung der religiöſen Vorſtellungen ein. Schelling nennt richtig den Paragraphen 73 „vielleicht das Spekulativſte, was er überhaupt geſchrieben“, und das gilt auch von dem Geſamtinhalt, dem edelſten Zeugnis ſeines freien großen Wahrheitsſtrebens, das den Forderungen der Vernunft

[1] Gewiſſenhafteſten, am ſchwerſten zu befriedigenden.

und den Bedürfniſſen des Gemüts in gleicher Weiſe gerecht wurde und, über die geſamte Theologie und Philoſophie ſeiner Zeit hinausſchreitend, auf den Spuren Leibnizens und Spinozas, Voltaires und Winckelmanns zu einer neuen hiſtoriſch begründeten und einheitlichen Auffaſſung der Religionsgeſchichte, der Dogmen und der Eſchatologie gelangte. Die letzten erkennbaren Ziele des Weltverlaufs und der Menſchheitsgeſchichte fallen ihm in einem Punkt zuſammen: in der höchſten Erkenntnis und der durch ſie bedingten höchſten ſittlichen Vollkommenheit, die jede fernere Offenbarung überflüſſig machen und in der erreichten Humanität alle Gegenſätze der Völker und Konfeſſionen auslöſchen.

Der dunkelſte und deshalb am meiſten umſtrittene Punkt in Leſſings „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ iſt die Funktion, die er der Offenbarung zuſchreibt. Schon früher hat er ſie nur als die Summe der Vernunfterkenntniſſe gelten laſſen, durch die einzelne, am höchſten begabte Menſchen ihren Zeitgenoſſen und den ſpäteren Geſchlechtern höheres Licht ſpenden. Je heller dieſes Licht ſtrahlt, je allgemeiner ſein Schein ſich ausbreitet, um ſo entbehrlicher werden die einzelnen, beſonders Erleuchteten, d. h. die Offenbarung. Das einzige, allein notwendige und allein brauchbare Mittel dazu iſt alſo die menſchliche Vernunft, verbunden mit der Intuition. Keines außerweltlichen Gottes und keiner durch ihn geleiteten Erziehung bedarf es mehr. Zu Jacobi ſagt Leſſing wenige Monate nach dem Erſcheinen der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“: „Die orthodoxen Begriffe der Gottheit ſind nicht mehr für mich, ich kann ſie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν — ich weiß nichts anderes.“ Damit meint er den Gott, der die Welt im Inneren bewegt, den Gott Spinozas. Aber er will dieſen Gott nicht — oder wenigſtens nicht nur — als eine abſtrakte Größe erblicken und ihn ſo anderen zeigen; er fühlt ihn lebendig in ſeinem eigenen Inneren als konkrete Kraft und überträgt dieſes Gefühl als innerſten Beweggrund auf alles irdiſche Geſchehen, Handeln und ſittliches Werden der Menſchheit, indem er aus ihm den wirkſamſten Urtrieb ableitet. Dieſer Urtrieb bedingt wiederum das Gemütspoſtulat eines dankbar zu verehrenden, allweiſen und allgütigen Erregers, der nur außermenſchlich und außerweltlich zu denken iſt. Solange dieſe Gottheit nicht in Willen und Bewußtſein des Individuums aufgenommen wird, beſteht die Notwendigkeit ihrer tranſzendentalen Exiſtenz neben der

Vernunftüberzeugung der Immanenz des Göttlichen. Wird der göttliche Trieb nicht mehr als etwas im Menſchen ſelbſtändig Wirkſames empfunden, d. h. ſtimmt bewußtes Wollen und Begehren mit dem früheren dunkeln Drange dieſes Triebes völlig überein, ſo wird er auch für das Denken überflüſſig. Die tranſzendente und die immanente Gottheit, der Gott des Chriſtentums und der Gott Spinozas, beſtehen alſo notwendig innerhalb der geſchichtlichen Entwickelung nebeneinander. Als vernunftgemäß zu denkenden Gott kann Leſſing freilich nur den Spinozas anerkennen und meint, daß auch ſein geliebter Leibniz im Herzen ſelbſt ein Spinoziſt geweſen ſei. Denn warum ſollte dieſer nicht, in noch dunkleren Zeiten lebend, mit ſeinen letzten Überzeugungen zurückgehalten haben, da doch Leſſing ſelbſt von dem nur andeutend und in abſichtlich verſchwimmenden Bildern zu ſprechen für gut hielt, was ihn von jedem noch ſo freien poſitiven religiöſen Glauben weit entfernte.

Die „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ zieht die letzten, einem ſtrengen methodiſchen Denken entſprungenen Folgerungen aus dem Prinzip des Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der Annahme der nur durch ſich ſelbſt beſtimmten und begrenzten Macht der Vernunft als Mittel der Erkenntnis. Ein Jahr ſpäter erſchien Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Leſſings Intereſſe hatte ſich nie erkenntnistheoretiſchen Fragen zugewendet, und keine Brücke führt von ſeinen letzten Bekenntniſſen zu dem Hauptwerk des großen kritiſchen Philoſophen. Aber in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ und der „Kritik der Urteilskraft“ ſtreckt Kant überall Leſſing die Hand entgegen, und der Größte unter den Fortbildnern der Lehre der praktiſchen Philoſophie Kants, Schiller, läßt die äſthetiſche Erziehung des Menſchen an derſelben Stelle enden, wo Leſſings Vernunfterziehung gipfelt, hoch über der Ebene des kategoriſchen Imperativs im freieſten Bereich geſetzloſer Erfüllung aller höchſten Geſetze.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erſte Hälfte dieſes Aufſatzes in meinen „Beiträgen“[1] bekanntgemacht. Itzt bin ich imſtande, das übrige nachfolgen zu laſſen.

Der Verfaſſer hat ſich darin auf einen Hügel geſtellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeſchriebenen Weg ſeines heutigen Tages zu überſehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünſcht, von ſeinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Ausſicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müſſe.

Und ſo, dächte ich, könnte man ihn ja wohl ſtehen und ſtaunen laſſen, wo er ſteht und ſtaunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein ſanftes Abendrot ſeinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen geweſen!

Ich meine dieſen. — Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln ſoll, als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen verdiente in der beſten Welt nichts: und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bei allem im Spiele: nur bei unſern Irrtümern nicht?

---

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“, S. 424 dieſes Bandes, Z. 5 ff.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§ 1.

Was die Erziehung bei dem einzeln Menſchen iſt, iſt die Offenbarung bei dem ganzen Menſchengeſchlechte.

§ 2.

Erziehung iſt Offenbarung, die dem einzeln Menſchen geſchieht: und Offenbarung iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen iſt und noch geſchieht.

§ 3.

Ob die Erziehung aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht unterſuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß ſehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man ſich die Offenbarung als eine Erziehung des Menſchengeſchlechts vorſtellet.

§ 4.

Erziehung gibt dem Menſchen nichts, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben könnte; ſie gibt ihm das, was er aus ſich ſelber haben könnte, nur geſchwinder und leichter. Alſo gibt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlechte nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde; ſondern ſie gab und gibt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

§ 5.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwickelt; wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal beibringen kann: ebenſo hat auch Gott bei ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maß halten müſſen.

§ 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgeteilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere und gab jedem dieser Teile ein Merkzeichen.

§ 7.

So entstand natürlicherweise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§ 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§ 9.

Dies war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Ägypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Ägyptier durften so verachtete Sklaven nicht teilnehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§ 10.

Vielleicht daß ihm die Ägyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sei nur ein Vorrecht der bessern Ägyptier: und das, um es mit soviel größerm Anscheine von Billigkeit tyrannisieren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

§ 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs bloß als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§ 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Ägypten führte und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei als irgendein andrer Gott.

§ 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer sein kann —, gewöhnte er es allmählich zu dem Begriffe des Einigen.

§ 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transzendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§ 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besserern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen einigen Gott verließ und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgendeinem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§ 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen[1] Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§ 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusam-

[1] Verdeutschung von „abstrakten".

men. Noch konnte Gott ſeinem Volke keine andere Religion, kein anders Geſetz geben als eines, durch deſſen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieſes Leben gingen noch ſeine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unſterblichkeit der Seele; es ſehnte ſich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun ſchon dieſe Dinge zu offenbaren, welchen ſeine Vernunft noch ſo wenig gewachſen war: was würde es bei Gott anders geweſen ſein als der Fehler des eiteln Pädagogen, der ſein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen als gründlich unterrichten will?

§ 18.

Allein wozu, wird man fragen, dieſe Erziehung eines ſo rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott ſo ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desſelben ſo viel ſichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menſchengeſchlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem ſo erzogenen Volke.

§ 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkoſungen aufgewachſen und nun zu Jahren des Verſtandes gekommen war, ſtieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in ſeines Vaters Hauſe gehabt und nicht erkannt hatte.

§ 20.

Währenddaß Gott ſein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindiſchen[1] Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meiſten derſelben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geſchieht bei Kindern, die man für ſich aufwachſen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden ſich zum Erſtaunen ſelbſt.

[1] Kindlichen, dem Kinde angemeſſenen.

§ 21.

Wie aber dieſe glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Notwendigkeit der Erziehung beweiſen: ſo beweiſen die wenigen heidniſchen Völker, die ſelbſt in der Erkenntnis Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorſprung zu haben ſchienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langſamen, aber ſichern Schritten an; es holt manches glücklicher organiſierte Kind der Natur ſpät ein; aber es holt es doch ein und iſt alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§ 22.

Auf gleiche Weiſe. Daß — die Lehre von der Einheit Gottes beiſeite geſetzt, welche in den Büchern des Alten Teſtaments ſich findet und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd ſind, beweiſet ebenſowenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kann demohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen ſeine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns ſetzen, jene Lehren würden nicht allein darin *vermißt*, jene Lehren wären auch ſogar *nicht* einmal *wahr*; laßt uns ſetzen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſein Gottes minder erwieſen? ſtünde es darum Gotte minder frei, würde es darum Gotte minder ziemen, ſich der zeitlichen Schickſale irgendeines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden tat, die Prophezeiungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht bloß für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, wenn ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahinſtirbt.

§ 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Teſtaments beweiſet wider ihre Göttlichkeit nichts.

Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanktion ſeines Geſetzes ſich nur auf dieſes Leben erſtreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das iſraelitiſche Volk, an das damalige iſraelitiſche Volk geſandt; und ſein Auftrag war den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes damaligen iſraelitiſchen Volks ſowie der Beſtimmung des künftigen vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

§ 24.

So weit hätte Warburton[1] auch nur gehen müſſen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überſpannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und wenn er dieſen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines ſolchen Geſetzes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade ſo glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſetz verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſetzt; und eine ſolche Erſetzung eben beweiſe, was jener Mangel auf den erſten Anblick zu verneinen ſcheine.

§ 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der iſraelitiſchen Theokratie ſetzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrſcheinlich machen konnte! Denn hätte er das gekonnt, wahrlich — alsdenn erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wiederherſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mitteilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

[1] William Warburton (1698—1779), „The Divine Legation of Moses demonstrated on the Principles of a religion deist“ (London 1737—41).

§ 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urteilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſei. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müſſen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden; und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler desſelben machen.

§ 27.

Alſo auch konnten in den Schriften des Alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln: aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin *verſpätet*, als wenn jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darin wäre verſprochen und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

§ 28.

Denn wenn ſchon aus der ungleichen Austeilung der Güter dieſes Lebens, bei der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rückſicht genommen zu ſein ſcheinet, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne jenem Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Denn was ſollte ihn antreiben können, dieſe beſſern Beweiſe zu ſuchen? Die bloße Neugierde?

§ 29.

Der und jener Iſraelite mochte freilich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſamten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desſelben erſtrecken und in dem feſten Glauben ſtehen, daß, wer fromm ſei, auch glücklich ſein müſſe, und wer unglücklich ſei oder werde, die Strafe ſeiner Miſſetat trage, welche ſich ſofort wieder in Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſetat ablaſſe. — Ein ſolcher ſcheinet den Hiob geſchrieben zu haben; denn der Plan desſelben iſt ganz in dieſem Geiſte. —

§ 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken; oder es war auf immer bei dem Volke, das dieſe Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Denn wenn der Fromme ſchlechterdings glücklich war und es zu ſeinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und „lebensſatt“[1] ſtarb: wie konnte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er ſich nicht ſehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es denn? Der Böſewicht? der die Strafe ſeiner Miſſetat fühlte und, wenn er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht tat?

§ 31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil ſich das Geſetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines einzeln — wäre es auch ein Salomo geweſen[2] — hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn einzelne leugnen nur, was mehrere in Überlegung ziehen;

[1] 1. Buch Moſe, Kap. 25, V. 8, Kap. 35, V. 29 u. ö. — [2] Der „Prediger Salomonis“ bezweifelt die Unſterblichkeit der Seele, Kap. 3, V. 19—21.

und in Überlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntnis.

§ 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

§ 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig sein, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf? —

§ 34.

Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehova mehr den Mächtigsten als den Weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet als geliebt: auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines bessern, richtigern Maßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§ 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte, fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser[1] an, ihn gegen das

[1] Inmitten der weisen Perser, der Anhänger des Zoroaster.

Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§ 36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

§ 37.

Das war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beide einander leiſteten; und dem Urheber beider iſt ein ſolcher gegenſeitiger Einfluß ſo wenig unanſtändig[1], daß ohne ihm eines von beiden überflüſſig ſein würde.

§ 38.

Das in die Fremde geſchickte Kind ſahe andere Kinder, die mehr wußten, die anſtändiger lebten, und fragte ſich beſchämt: „Warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? Hätte in meines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten ſollen?“ Da ſucht es ſeine Elementarbücher wieder vor, die ihm längſt zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. Aber ſiehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig ſein eigen ſei, warum es nicht längſt ebendas wiſſe, ebenſo lebe.

§ 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reinern perſiſchen Lehre, in ihrem Jehova nicht bloß den größten aller Nationalgötter, ſondern Gott erkannten; da ſie ihn als ſolchen in ihren wieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da ſie vor allen ſinnlichen Vorſtellungen desſelben einen ebenſo großen Abſcheu bezeugten oder doch in dieſen Schriften zu haben angewieſen wurden, als die Perſer nur immer hatten: was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabäismus[2], aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu ſein

[1] Unangemeſſen. — [2] Die Sabäer in Südarabien beteten die Geſtirne an. Dieſer Kultus war auch in Babylon, Aſſyrien, Syrien und Kleinaſien verbreitet.

erkannte, die ſich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§ 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze kamen ſie zurück und wurden ein ganz andres Volk, deſſen erſte Sorge es war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

§ 41.

Die Gottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des jüdiſchen Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und einer, der die Unzulänglichkeit aller dieſer verſchiednen Erklärungen ſehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenſcheinliche Erfüllung der über die Babyloniſche Gefangenſchaft und die Wiederherſtellung aus derſelben ausgeſprochnen und aufgeſchriebnen Weisſagungen“ für die wahre Urſache derſelben angeben. Aber auch dieſe Urſache kann nur inſofern die wahre ſein, als ſie die nun erſt veredelten Begriffe von Gott vorausſetzt. Die Juden mußten nun erſt erkannt haben, daß Wundertun und das Künftige vorherſagen nur Gott zukomme; welches beides ſie ſonſt auch den falſchen Götzen beigeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weisſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, vergänglichen Eindruck auf ſie gemacht hatten.

§ 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Perſern auch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den Schulen der griechiſchen Philoſophen in Ägypten.

§ 43.

Doch da es mit dieſer Lehre, in Anſehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandtnis nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſinnlichen Volke darin war gröblich überſehen worden,

dieſe aber geſucht ſein wollte; da auf dieſe noch Vorübungen nötig geweſen waren und alſo nur Anſpielungen und Fingerzeige ſtattgehabt hatten: ſo konnte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicherweiſe nie der Glaube des geſamten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Sekte desſelben.

§ 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſetat des Vaters an ſeinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dies gewöhnte die Väter, in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben und das Unglück, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, vorauszufühlen.

§ 45.

Eine Anſpielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als die oft vorkommende Redensart „zu ſeinen Vätern verſammlet werden“[1] für ſterben.

§ 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was ſchon irgendeinen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurückgehaltne Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß[2] aus der Benennung „Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs“. Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§ 47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſteht die poſitive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; ſo wie die obenerwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere oder verſperre, die negative Vollkommenheit desſelben war.

§ 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die

[1] 1. Buch Moſe, Kap. 35, V. 29, und Kap. 49, V. 29, und 5. Buch Moſe, Kap. 32, V. 50. — [2] Ev. Matthäi, Kap. 22, V. 31—32.

Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtrakten Wahrheiten in Allegorieen und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählet werden. Dergleichen ſind: die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moraliſchen Böſen in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Urſprung der mancherlei Sprachen in der Geſchichte vom Turmbaue zu Babel uſw.

§ 49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tautologieen, aber ſolchen, die den Scharfſinn üben, indem ſie bald etwas anders zu ſagen ſcheinen und doch das nämliche ſagen, bald das nämliche zu ſagen ſcheinen und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§ 50.

Und ihr habt alle gute Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowohl für Kinder als für ein kindiſches Volk.

§ 51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabei zu verweilen[1], iſt ſchädlich. Denn um dieſes auf eine nur einigermaßen nützliche Art tun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt; mehr hineintragen, als es faſſen kann. Man muß der Anſpielungen und Fingerzeige zuviel ſuchen und machen, die Allegorieen zu genau ausſchütteln, die Beiſpiele zu umſtändlich deuten, die Worte zu ſtark preſſen. Das gibt dem Kinde einen kleinlichen, ſchiefen, ſpitzfindigen Verſtand; das macht es geheimnisreich, abergläubiſch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§ 52.

Die nämliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch erteilten!

[1] Aufzuhalten.

§ 53.

Ein beßrer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.

§ 54.

Der Teil des Menschengeschlechts, den Gott in einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war —, war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§ 55.

Das ist: dieser Teil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, ebenso frei, ebenso geehrt, ebenso glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§ 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Teile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, tat der Grieche und Römer alles.

§ 57.

Es war die Zeit, daß ein andres wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§ 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§ 59.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weisſagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch

die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch itzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können: das lasse ich dahingestellt sein. So, wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen sein: itzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§ 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anders ist die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Spekulation vermuten, wünschen, glauben: ein anders, seine innern und äußern Handlungen darnach einrichten.

§ 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachteil brachten und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§ 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschafft hätten: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohltäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§ 63.

Daß sie aber diese eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders sein? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen,

ob nicht ſelbſt dieſe beigemiſchten Lehren ein neuer Richtungsſtoß für die menſchliche Vernunft geworden.

§ 64.

Wenigſtens iſt es ſchon aus der Erfahrung klar, daß die neuteſtamentlichen Schriften, in welchen ſich dieſe Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweite, beßre Elementarbuch für das Menſchengeſchlecht abgegeben haben und noch abgeben.

§ 65.

Sie haben ſeit ſiebzehnhundert Jahren den menſchlichen Verſtand mehr als alle andere Bücher beſchäftiget, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, ſollte es auch nur das Licht ſein, welches der menſchliche Verſtand ſelbſt hineintrug.

§ 66.

Unmöglich hätte irgendein ander Buch unter ſo verſchiednen Völkern ſo allgemein bekannt werden können; und unſtreitig hat das, daß ſo ganz ungleiche Denkungsarten ſich mit dieſem nämlichen Buche beſchäftigten, den menſchlichen Verſtand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für ſich beſonders ſein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§ 67.

Auch war es höchſt nötig, daß jedes Volk dieſes Buch eine Zeitlang für das Non plus ultra ſeiner Erkenntniſſe halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe ſein Elementarbuch vors erſte anſehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§ 68.

Und was noch itzt höchſt wichtig iſt: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfeſt und glüheſt, hüte dich, es deine ſchwächere Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt oder ſchon zu ſehn beginneſt.

§ 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächere Mitschüler — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen und Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehrers ist.

§ 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeitlang gelehret werden, um sie geschwinder zu verbreiten und sie fester zu gründen.

§ 71.

Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele das nämliche. Sie wird in dem zweiten, bessern Elementarbuche als Offenbarung *geprediget*, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse *gelehret*.

§ 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmählich zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§ 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge *eins* sind, unmöglich *eins* sein könne; daß auch seine Einheit eine transzendentale Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die

vollſtändigſte Vorſtellung von ſich ſelbſt haben, d. i. eine Vorſtellung, in der ſich alles befindet, was in ihm ſelbſt iſt? Würde ſich aber alles in ihr finden, was in ihm ſelbſt iſt, wenn auch von ſeiner notwendigen Wirklichkeit ſowie von ſeinen übrigen Eigenſchaften ſich bloß eine Vorſtellung, ſich bloß eine Möglichkeit fände? Dieſe Möglichkeit erſchöpft das Weſen ſeiner übrigen Eigenſchaften; aber auch ſeiner notwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollſtändige Vorſtellung von ſich ſelbſt haben; oder dieſe vollſtändige Vorſtellung iſt ebenſo notwendig wirklich, als er es ſelbſt iſt ꝛc. — Freilich iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieſes Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe: würde es ſodann auch noch eine leere Vorſtellung oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbſt ſein[1]? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, ſo irre ich mich vielleicht nicht ſowohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und ſoviel bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, ſich ſchwerlich faßlicher und ſchicklicher hätten ausdrücken können als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§ 74.

Und die Lehre von der Erbſünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Menſch auf der erſten und niedrigſten Stufe ſeiner Menſchheit ſchlechterdings ſo Herr ſeiner Handlungen nicht ſei, daß er moraliſchen Geſetzen folgen könne?

§ 75.

Und die Lehre von der Genugtuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nötigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen, ihm dennoch moraliſche Geſetze lieber geben und ihm alle Über-

[1] In ähnlicher Weiſe gebraucht Leſſing den Vergleich mit dem Spiegelbild ſchon Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 341, Z. 4 ff.

tretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§ 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimnis bedeutete in den ersten Zeiten des Christentums ganz etwas anders, als wir itzt darunter verstehn; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings notwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten; aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Fazit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem vorausgesagten Fazit begnügen, so würden sie nie rechnen lernen und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§ 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§ 78.

Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachteilig geworden. — Nicht den Spekulationen: dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Spekulationen zu steuern, Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§ 79.

Vielmehr ſind dergleichen Spekulationen — mögen ſie im einzeln doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Übungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſolange das menſchliche Herz überhaupt höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben.

§ 80.

Denn bei dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrifft, würde ihn mehr ſtumpfen als wetzen heißen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſein, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben, fähig macht.

§ 81.

Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§ 82.

Nie? — Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel; bei dem Geſchlechte nicht weniger als bei dem einzeln. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen.

§ 83.

Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröffnet; die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu tun vermögend ſei!

§ 84.

Darauf zwecke die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzeln gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung!

§ 85.

Nein; ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen desſelben zu erkennen.

§ 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines „neuen, ewigen Evangeliums“[1], die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verſprochen wird.

§ 87.

Vielleicht, daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts[2] einen Strahl dieſes neuen, ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß ſie den Ausbruch desſelben ſo nahe verkündigten.

§ 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine ſo leere Grille; und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Abſichten, wenn ſie lehrten, daß der Neue Bund ebenſowohl antiquieret werden müſſe, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Ökonomie des nämlichen Gottes. Immer — ſie meine Sprache ſprechen zu laſſen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§ 89.

Nur daß ſie ihn übereilten; nur daß ſie ihre Zeitgenoſſen, die noch kaum der Kindheit entwachſen waren, ohne Aufklärung,

[1] Offenbarung Johannis, Kap. 14, V. 6. — [2] Joachim von Floris (geſt. 1202) lehrte, daß nach dem dritten Zeitalter der Offenbarung (nach denen des Vaters im Alten und des Sohnes im Neuen Teſtament) das Zeitalter der letzten und höchſten Offenbarung, durch den Heiligen Geiſt, um 1260 anbrechen werde, womit das Offenbarung Johannis, Kap. 4, V. 6 vorausgeſagte ewige Evangelium erſchienen ſei. Im Franziskanerorden faßte dieſe Lehre Wurzel und wurde unter anderm in der ſpäter verbotenen Schrift „Introductorium in Evangelium aeternum“ niedergelegt.

ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§ 90.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer tut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§ 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§ 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu tun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein einzelnes ebendahin liefert?

§ 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und ebendemselben Leben durchlaufen haben? Kann er in ebendemselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in ebendemselben Leben beide überholet haben?“

§ 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

§ 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§ 96.

Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§ 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

§ 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?

§ 99.

Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§ 100.

Oder weil so zuviel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Anmerkungen des Herausgebers.

Theologiſche Schriften. II. (S. 5—354.)

Einleitung des Herausgebers (S. 7—18).

S. 7, Z. 2. August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, Charakteristiken und Kritiken, S. 171 (Königsberg 1801).

Z. 5. A. a. O., S. 182f.

S. 8, Z. 2f. Vgl. David Friedrich Strauß, Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes (2. Aufl., Leipzig 1877).

Z. 13ff. Vgl. B. Brandl, Die Überlieferung der „Schutzschrift" des Hermann Samuel Reimarus (Pilsen 1907).

Z. 20. Außer den von Lessing veröffentlichten Bruchstücken der „Apologie" des Reimarus, die später auch gesondert (5. Aufl., Berlin 1895) und in englischer Übersetzung (London 1879) erschienen, wurden weitere Teile daraus in der „Zeitschrift für die historische Theologie" 1850—52 von Wilhelm Klose veröffentlicht.

S. 11, Z. 6ff. Die durch die „Fragmente" hervorgerufenen zahlreichen Schriften und Aufsätze verzeichnet Goedekes „Grundriß", Bd. 4, S. 436—442 (3. Aufl., Dresden 1911). Vgl. auch Carl Bertheau, Wolfenbüttelsche Fragmente (in Herzogs „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche", Bd. 6, S. 136—141; 3. Aufl., Gotha 1899), und die in den Anmerkungen am Schlusse des Bandes 6 dieser Ausgabe, S. 427 genannten Schriften.

S. 12, Z. 20ff. Vgl. Boden, Lessing und Goeze (Leipzig 1862), ferner:

Neudruck = „Goezes Streitschriften gegen Lessing", herausgeg. von Erich Schmidt (Stuttgart 1893).

S. 19, Z. 1ff. **Aus den Papieren des Ungenannten.** Zur leichteren Übersicht der von Reimarus erörterten Widersprüche stellen wir diese hier tabellarisch dar nach S. E. Verus, Vergleichende Übersicht der vier Evangelien, S. 370f. (Leipzig 1897). Die fettgedruckten Zahlen bezeichnen die Kapitel der Evangelien, die schwachgedruckten die Verse.

Überblick der Widersprüche in den Auferstehungs-Erzählungen.

		Nach Matthäus		Nach Marcus		Nach Lucas		Nach Johannes	
1	**Tageszeit**	28 1	bei Tagesanbruch	16 1	bei Sonnenaufgang	24 1	sehr frühe	20 1	da es noch finster war
2	**Beteiligte Personen**	1	Maria von Magdala und „die andere" Maria	1	Maria von Magdala Maria Jakobi Salome	10	Maria von Magdala Maria Jakobi Johanna u. „andere" Weiber	1	Maria von Magdala
3	**Zweck des Besuches**	1	das Grab zu besehen	2	die Leiche zu salben	1	wie „Nach Marcus"		?
4	**Das Grab ist** . .	2	*geschlossen;* ein Engel wälzt den Stein fort (Erdbeben)	4	*offen;* der Stein *ist* bereits fortgewälzt	2	wie „Nach Marcus"	1	wie „Nach Marcus"
5	**Die Weiber** . . .		bleiben *draußen* (v8 falsch übersetzt)	5	gehen *hinein* in das Grab	3	gehen *hinein* in das Grab		bleibt *draußen*
6	**Engel**	5 2	Der Engel spricht *außen* vom Steine herab	5	*Ein* Jüngling sitzt *innen* rechts vom Totenlager	4 12	*Zwei* Männer treten zu ihnen Simon sieht *die Leinen*	5 6 7 12	Der „andre" Schüler sieht *Leinen* Simon sieht *Leinen* Maria sieht *zwei Engel*
7	**Botschaft**	7 8	Der Engel schickt die Weiber zu den Schülern Die Weiber laufen, um es den Schülern zu verkünden	7 8	Der Jüngling schickt die Weiber zu den Schülern und zu *Simon* sie sagen *niemand nichts*	9	Die Weiber verkünden es *ohne* besondere Aufforderung den *Elfen* und den „andern"	2	Maria von Magdala verkündet es *ohne* besondere Aufforderung dem *Simon* und „dem andern" Schüler
8	**Schüler**					12	Simon läuft zum Grabe	3	Simon *und „der andre" Schüler* laufen zum Grabe
9	**Der Rabbi** . . .	9	Der Rabbi begegnet den fortgehenden Frauen	9	Der Rabbi erscheint der Maria von Magdala			14	Maria sieht den Rabbi vor dem Grabe

Überblick der erwähnten Erscheinungen des Auferstandenen.

	wem?	wo?	wann?	1 Korinth. 15		Nach Matth. 28		Nach Marcus		Nach Marcus Nachtrag 16		Nach Lucas 24		Nach Joh. 20		Nach Joh. Nachtr. 21		Zahl der Stellen
1	Simon (Kephas)	?	?	5	1		—		—		—	34	1?		—		—	2?
2	den „Zwölfen“ (!)	?	?	5	1		—		—		—		—		—		—	1
3	„mehr als 500 Brüdern“	?	?	6	1		—		—		—		—		—		—	1
4	Jakobus	?	?	7	1		—		—		—		—		—		—	1
5	allen Aposteln	?	?	7	1		—		—		—		—		—		—	1
6	„Paulus“	bei Damaskus Apg. 9 3	nach längerer Zeit Apg. 9	8	1		—		—		—		—		—		—	1
7	beiden Marien	in Jerusalem	Sonntagmorgen		—	9	1		—		—		—		—		—	1
8	Maria von Magdala	in Jerusalem	Sonntagmorgen		—		—		—	1	—		—	14	1		—	2
9	zwei Schülern	bei Emmaus	Sonntagabend		—		—		—	12	1	31	1		—		—	2
10	den Elfen (Nach Lucas Nach Marc.) Zehnen (Nach Joh.)	in Jerusalem	Sonntag, nachts vor der „Himmelfahrt“		—		—		—	14	1	36	1	19	1		—	3
11	den Elfen	in Jerusalem	Sonntag nach der „Himmelfahrt“		—		—		—		—		—	26	1		—	1
12	den Elfen	in Galiläa	?		—	17	1		—		—		—		—		—	1
13	sieben Schülern		nach der „Himmelfahrt“		—		—		—		—		—		—	14	1	1
					6		2		—		3		3		3		1	

Schon Kirchenväter haben bedauert, daß der Auferweckte nicht seinen Feinden und offen, sondern nur „törichten Weiblein“ und seinen Genossen, und zwar heimlich und schüchtern, erschienen wäre. — In dem Ersten Korintherbrief findet sich eine Zusammenstellung der damals als bekannt hingestellten sechs Erscheinungen des Wiedererweckten, freilich ohne jede Angabe von Ort und Zeit. Die Evangelien und ihre Nachträge haben noch weitere sieben Erscheinungen.

S. 56, Z. 25 f. Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 462: Denn er sey ein Jude, der nicht alles an einen Nagel hänge.

S. 63, Z. 32 ff. Vgl. „Nathan der Weise", V. 1287–1295 (Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 313).

S. 79, Z. 1 ff. **Über den Beweis des Geistes und der Kraft. I.** Da der Direktor Schumann schon im Dezember 1777 eine Replik veröffentlichte, die gegen diese Antwort Lessings auf seine im September desselben Jahres erschienene Schrift gerichtet war, so muß sie im Oktober oder November 1777 herausgegeben sein. Es existieren zwei unwesentlich voneinander abweichende Drucke mit derselben Jahreszahl.

S. 85, Z. 3 ff. Auch hier schließt sich Lessing dem Origenes an, der den Zweck und Wert der Wunder darin sieht, daß die Menge dadurch aus ihrer Gleichgültigkeit geweckt und aufmerksam wurde, um dann später die Wundertaten Christi als Symbole seiner rein geistigen Erlöserkraft zu erkennen.

S. 86, Z. 1 ff. **Über den Beweis des Geistes und der Kraft. II.** Lessing schrieb am 7. Januar 1778 an Eschenburg über Schumanns „Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft" (Hannover 1778): Schumanns Antwort ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, wie ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte. Sehr entrüstet äußert sich Karl Lessing in dem Briefe an den Bruder vom 24. Januar 1778 über Schumann. Er nennt ihn „einen Gegner von der fatalsten Sorte; er kriecht und schleicht so süß und sanftmütig einher, mit einem viel eklern als orthodoxen Stolze". Die Erwiderung blieb unvollendet und ungedruckt; sie erschien erst 1784 in Lessings „Theologischem Nachlaß".

S. 90. **Das Testament Johannis.** Gedruckt im Oktober oder November 1777.

S. 99. **Eine Duplik.** Erschienen im Januar 1778.

S. 102, Z. 15 ff. In diesen Sätzen voll erhabenen Ernstes ist von jeher der reinste und zutreffendste Ausdruck der Geistesart Lessings erkannt worden. Boxberger weist auf den ersten der sogenannten „Sprüche des Ali" (Neffe Mohammeds) als mögliche Anregung hin: „Wäre der Schleier aufgehoben worden, so hätte ich nicht an Einsicht zugenommen."

S. 111, Z. 7. Hier hält sich Lessing wieder an den von Origenes entlehnten Zweck der Wunder; vgl. die Anmerkung zu S. 85 dieses Bandes, Z. 3 ff.

S. 179. **Eine Parabel.** Erschienen im März 1778 anonym, verfaßt bis zu dem „Absagungsschreiben" im Januar, da erst in diesem der zweite Angriff Goezes vom 30. Januar 1778 nachklingt. Am 25. Februar 1778 schreibt Lessing an den Bruder Karl: Nächster Tage sollst Du auch eine Schrift wider Goezen erhalten, gegen den ich mich schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß er mir als einem Unchristen nicht antommen

kann. In dem Briefe an denselben vom 16. März sagt Lessing bei Übersendung der Schrift, sie würde den Beifall des Bruders einigermaßen haben, wenn er bedenke, daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμναστικως [in der Debatte] schreibe, auch δογματικως [als Lehrmeinung] schreiben würde. Nach dem Empfang der „Parabel" begrüßt ihn der Sohn des Reimarus mit der Anrede: *Vati Lessingio pio, felici, inclyto, Klotzico, Götzico patriae vindici.*

S. 180, Z. 4. Zu dieser Parabel bemerkt Karl Lessing in seiner Ausgabe von Lessings theologischem Nachlaß: „Diese Parabel hat mein Bruder unter dem Titel ‚Der Palast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung' aufs neue herausgeben wollen und schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es ist davon aber weiter nichts da als ein Entwurf zur Vorrede, der so lautet: Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben — — — Die albern Deutungen des Herrn Goeze nötigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Goeze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen."

S. 183, Z. 32ff. Der erste Angriff Goezes gegen Lessing vom 17. Dezember 1777 schließt mit den Worten: „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen und der Ehre unseres großen Erlösers so nachteiligen Aufsätze die Rechenschaft an jenem Tag von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas Bessers liefern möge als Gift und Ärgernisse" (Neudruck, S. 23).

S. 189, Z. 29f. Ziegra war am 22. Januar 1778 gestorben. Gegen Lessings falsche Annahme, Goeze hätte nun die Herausgabe der „Freiwilligen Beiträge" übernommen, wehrte sich dieser in „Lessings Schwächen", 2. Stück (Neudruck, S. 119): „Seite 27 lese ich den ungereimten Einfall, daß mir der Tummelplatz des seligen Ziegra nicht vergebens nun ganz angestorben sein müsse. Ich kann gar nicht begreifen, was Herr Lessing damit sagen will. Soll es soviel heißen, ich sei der Erbe des Rechtes, das der selige Ziegra über die ‚Freiwilligen Beiträge' gehabt hat, ich sei in seine Stelle getreten und der Direktor derselben geworden: so ist solches die unverschämteste Unwahrheit. Doch was macht sich Herr Lessing aus einer Unwahrheit, wenn solche ihm nur vorteilhaft ist? *Ex hoc uno capitulo comprobo, ferream te frontem possidere fallaciae. Hieron. adv. Ruffi.* Ich bin solches nach seinem Tode so wenig geworden, als ich es bei seinem Leben gewesen bin. Ich habe mit diesen Blättern nichts weiter zu tun, als daß ich bisweilen einige Aufsätze in dieselben einrücken lasse. Heißet das, sie sind mir angestorben, so sind sie allen denen angestorben, welche sich derselben auf gleiche Art bedienen."

S. 191. **Axiomata.** Gleichzeitig mit der „Parabel" entstanden und erschienen im März 1778, beendet vor dem „Absagungsschreiben", da die „Axiomata" den zweiten Angriff Goezes noch nicht berücksichtigen.

Z. 15ff. Goeze (Neudruck, S. 13) nach der Anführung von S. 54, Z. 25 bis S. 55, Z. 19 dieses Bandes: „Ich finde in dieser ganzen Stelle auch keinen einzigen Satz, den ich in der Verbindung, in welcher er hier stehet, für richtig erkennen könnte. Der Herr Herausgeber hat sie zwar alle als lauter Axiomen dahin gepflanzet; aber einige davon bedürfen allerdings noch einen sehr starken Beweis; die übrigen, und das sind die meisten, sind erweislich falsch."

S. 194, Z. 14. Wander, Sprichwörter-Lexikon, Bd. 4, S. 912, Nr. 59 (Leipzig 1876): *Verba ligant homines, taurorum cornua funes.*

Z. 33ff. Neudruck, S. 16, etwas abweichend.

S. 197, Z. 12ff. Vgl. Neudruck, S. 16.

S. 198, Z. 25ff. Vgl. für die im folgenden besprochenen Stellen: Neudruck, S. 17.

S. 199, Z. 29f. Goeze sagt (Neudruck, S. 15): „Da nach der Erklärung, welche ich vom Buchstaben und Bibel, vom Geist und Religion gegeben habe, und welche der Herr Herausgeber auch notwendig annehmen muß, wofern er nicht etwas ganz Unbedeutendes gesagt haben will, beide, Buchstabe und Geist, Bibel und Religion, eines sind: so müssen auch die Einwürfe gegen den Buchstaben Einwürfe gegen den Geist und Einwürfe gegen die Religion sein." S. 20: „Auf den Lehren und Taten Christi und der Apostel beruhet also die gesamte christliche Religion, als auf ihrem unmittelbaren Grunde. Woher können wir nun diese Lehren und Taten wissen? Allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel. Wenn also diese verloren gingen, so müßten jene gewiß auch mit verloren gehen. Und alsdann würde die christliche Religion ebenso gewiß auch mit verloren gehen, als ein Haus zugrunde gehen muß, dessen Pfeiler weggerissen werden." S. 22: „Ich würde den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich, aus Mangel anderer Gründe, in der traurigen Notwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegenzuhalten. Ich würde ihm lieber raten, gar die Flucht zu nehmen: denn durch Anwendung dieser von dem Herrn Herausgeber an die Hand gegebenen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion? gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt."

S. 201, Anm. 1. Die zitierte Stelle steht Neudruck, S. 15f.

S. 203, Anm. 3. Die zitierte Stelle steht Neudruck, S. 18.

S. 205, Z. 6ff. Vgl. Neudruck, S. 18f.

S. 208, Anm. 1. Vgl. Neudruck, S. 19.

S. 211, Z. 23. Lessing hat diese Erzählung im Geiste der Robinsonaden erfunden, die fast alle in die Schilderung eines idealen Ge-

sellschaftszustandes auslaufen. Vor allem mag ihm das Lieblingsbuch seiner Jugend, Schnabels „Wunderliche Fata einiger Seefahrer“ („Die Insel Felsenburg“; Nordhausen 1731—43) vorgeschwebt haben.

S. 212, Z. 5ff. Vgl. Neudruck, S. 20.

S. 214, Z. 19ff. Vgl. Neudruck, S. 14.

S. 215, Z. 30ff. Vgl. Neudruck, S. 21f.

S. 225, Z. 23. Lessing schreibt Bülfingern.

S. 227. Anti-Goeze. Die elf „Anti-Goeze“ erschienen vom April bis zum Juli 1778, jeder im Umfang eines Oktavbogens. Sie richten sich gegen folgende Veröffentlichungen Goezes: der erste gegen das 71. Stück der „Freiwilligen Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ vom 17. März 1778; der zweite, vierte bis siebente gegen die Schrift „Etwas Vorläufiges“ usw. (vgl. S. 13 dieses Bandes), die Lessing am Ostersonnabend (18. April) erhielt; der dritte gegen das 30. Stück des Altonaer „Beitrags zum Reichspostreuter“ vom 16. April; der achte gegen das erste Stück von „Lessings Schwächen“ und Wittenbergs Epigramm im 35. Stück derselben Zeitung vom 7. Mai; der neunte gegen das 75. Stück der „Freiwilligen Beiträge“; der zehnte und elfte gegen das 45. Stück des „Beitrags zum Reichspostreuter“ vom 15. Juni. Alle elf „Anti-Goeze“ sind nach dem ersten Druck erst 1791 in „Lessings sämtlichen Schriften“ wiederholt worden.

Z. 19. Überschreiben: Lessing, „Beiträge zu einem deutschen Glossarium“: Überschreiben, sich, wie wir sagen, überschreien.

S. 228, Anm. 6. Vgl. Neudruck, S. 24 und namentlich S. 44f., 49, 62, endlich den Hauptschlag in Neudruck, S. 71: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, daß die Zeit nahe sei, welche diesem unsinnigen Unfuge ein Ende machen wird, und daß große Herren, um ihrer eigenen Sicherheit willen, oder wenigstens zu verhüten, daß sie, als Gottes Statthalter, als Liebhaber des Lebens, nicht nötig haben mögen, Schwert und Rad zur Rache über die Übeltäter gebrauchen zu dürfen, solchen Toren und den verwegenen Ausbrüchen ihres Unsinns Grenzen setzen werden.“

S. 229, Z. 9. Dagegen schreibt Goeze (Neudruck, S. 144): „Wie niederträchtig, wie beleidigend ist hier der Ausdruck ‚verhetzen‘! wie unsinnig, bei diesem erlauchten Collegio nur die Möglichkeit, sich von einem lutherischen Pastor verhetzen zu lassen, und bei mir eine solche Absicht, vorauszusetzen! wie boshaft, von dem Schritte, den der Reichshofrat, wie Herr Lessing notwendig wissen mußte, nicht erst tun sollte, sondern wirklich getan hatte, vorzugeben, daß uns dieser Schritt vor 250 Jahren, wenn er im Ernste getan wäre, um alle Reformationen gebracht haben würde, folglich, da er nun im Ernste getan ist, uns um alle Reformation bringen muß oder wenigstens bringen soll.“

Z. 31ff. Vgl. dazu Neudruck, S. 146.

S. 236, Anm. 4. Goeze sagt (Neudruck, S. 7): „Die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten, insonderheit in

denen, welche die Wahrheit der christlichen Religion entscheiden sollen, gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden. Die erste kann auf die Zuschauer große Wirkung tun, und diejenige, welche Goethe in seiner schändlichen ‚Stella' gebraucht hat, um die Hurerei und Vielweiberei zu rechtfertigen, hat öfters den Zuschauern ein lautes Jauchzen und ein heftiges Klatschen abgelocket ... In der Theaterlogik ist Herr L. ein großer Meister ... Allein es werden sich Männer finden, die seinen Fechterstreichen mit gehörigem Nachdrucke zu begegnen wissen, und die ihm zeigen, daß er mit seiner Übertragung der Theaterlogik auf den theologischen Kampfplatz selbst die vom Aristoteles so hoch verbotene *μετάβασιν εἰς ἄλλο γένος* begehe ... Beiläufig eine Probe von der Theaterlogik des Herrn L."

S. 238, Z. 2. Vgl. Goethes „Faust", V. 526 f.; „Ich hab' es öfters rühmen hören, Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren."

S. 239, Anm. 1. Vgl. Neudruck, S. 7.

S. 241, Anm. 2. „Pflichtmäßige Rettung seiner Unschuld und Ehre gegen schmähsüchtige Angriffe der ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek' in der Rezension der Friedericischen Predigtentwürfe." Neudruck, S. 62 f.: „Ärger wird er es doch wohl nicht machen als Abbt, als Basedow, als Semler, Bahrdt, die Verfasser der ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek' und Konsorten es gemacht haben." Dazu die Anmerkung: „So arg wird er wenigstens nicht lügen, als diese sehr oft gelogen haben. Doch wer kann es diesen ehrlichen Leuten verdenken, daß sie dem Grundsatze, auf welchem ihr ganzes Gebäude errichtet ist, *calumniare audacter* etc. treu bleiben. Jes. 28, 15. Jedoch Schmach von ihnen ist für redliche Knechte Gottes Ehre, aber ihr Lob Schande."

S. 243, Anm. 1. Vgl. Neudruck, S. 14.

S. 246, Z. 24 f. Diese Anzeige ist in Erich Schmidts Neudruck, S. 202, wiedergegeben. Ihr Inhalt geht aus Lessings „Antwort" hervor.

S. 259, Z. 28 ff. Vgl. „Nathan der Weise", 3. Aufzug, 7. Auftritt, V. 2024 (Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 346).

S. 266, Anm. 1. Vgl. Neudruck, S. 16 f.

S. 278, Anm. 1. Vgl. Neudruck, S. 5.

S. 279, Anm. 1. Vgl. Neudruck, S. 76.

S. 286, Z. 25 ff. Vgl. Neudruck, S. 84.

Z. 31. worden: „werden" in „Lessings Schwächen".

S. 288, Z. 27. Vgl. Neudruck, S. 203 ff.

Z. 31. als ob: „daß" im Neudruck, S. 205.

S. 301. Unterbrechung im theologischen Kampf. Zuerst gedruckt 1799 im ersten Stücke von Fülleborns „Nebenstunden", ohne die Überschrift.

Z. 5. Vom 12. Anti-Goeze ist der Titel erhalten und das Motto. Es lautet: *Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum.*

S. 302, Z. 22. Die Stelle des Gelasius, von welcher Lessing so lebhaft beschäftigt wurde, zeigt uns das Fragment „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung". Es ist *Commentarius actorum concilii Nicaeni, lib. II, cap. 13.*

S. 303. **Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.** Erschienen zwischen dem 7. und 8. Anti-Goeze Ende Mai oder Anfang Juni 1778.

S. 308. **Über die von der Kirche angenommene Meinung usw.** Gedruckt zuerst in Lessings „Theologischem Nachlaß" 1784, ohne die Überschrift. Veranlaßt durch das 2. Stück von Goezes Streitschrift „Lessings Schwächen"; vgl. Neudruck, S. 103 ff., namentlich S. 147 f.

S. 326. **Nötige Antwort usw.** Erschienen im Juli 1778, gedruckt zugleich in Hamburg und in Berlin bei Voß; beide Drucke mit der Ortsangabe Wolfenbüttel. Goeze erwiderte sogleich mit dem 3. Stück von „Lessings Schwächen" (vgl. Neudruck, S. 155 ff.). — In ein jetzt nicht mehr vorhandenes Exemplar der „Nötigen Antwort" hat Lessing erläuternde Zusätze eingetragen, die von seinem Bruder Karl 1791 in den „Sämtlichen Schriften" veröffentlicht wurden. Sie lauten:

§ 1.

Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, mich zu wundern, wie sehr dieses Wort *regula fidei* und diese Bedeutung desselben auch Männern unbekannt gewesen, denen man einige theologische Gelehrsamkeit hätte zutrauen sollen. Aber freylich, Kirchenväter lieset man nicht mehr, und in Rechenbergs *Hierolexico reali* steht nichts davon. Selbst Suicer hat unter *Κανων* die Bedeutung des Glaubensbekenntnisses nicht, sondern hat die Stellen, die dahin gehören, zu der Bedeutung der *doctrina in verbo Dei tradita seu in Scripturis sacris comprehensa* gezogen. — Ich will nicht läugnen, daß es diese Bedeutung auch bey spätern Vätern hat, z. E. bei dem Isidorus Pelusiota. Aber er hätte diese unsre ganz specielle Bedeutung doch auch nicht ganz vergessen sollen. — Also Neuere konnten sich gar nicht einbilden, daß *regula fidei* etwas anders seyn könne, als *analogia fidei;* als jene in den symbolischen Büchern ihnen so viel empfohlene *norma, ad quam omnia dogmata secundum analogiam fidei dijudicanda.* Es war ihnen ganz unmöglich zu glauben, daß es eine höhere Richtschnur habe geben können, nach welcher selbst dieses *verbum Dei* geprüft werden müsse; ob sie wohl im Grunde diese höhere Richtschnur unwissend annahmen.

Zuerst hätte ihnen doch auch schon ihr Bingham *(lib. 10. c. 3),* den sie dann und wann nachschlagen, sagen können, daß die *Formula fidei,* sonst *Symbolum* genannt, bey den ältesten Kirchenvätern *Regula fidei* heiße. Die wenigen Belegstellen, die er anführt, wären leicht um ein großes zu vermehren. Besonders aber wundert es mich, daß der fleißige Mann aus dem Augustin keine anführt, bey welchem spätern Kirchenvater gleichwohl noch sehr beträchtliche vorkommen. Die deutlichste und entscheidendste ist wohl *Sermone VII. de flamma in rubo Tomo V. p. 27.* der Benedictiner Ausgabe: „Wir mögen gewisse Stellen verstehen, wie wir wollen, *non tamen hoc sentire debemus, quod abhorret a regula fidei regula veritatis.*" Die übrigen Stellen sind

1. Zu Anfang einer ſeiner Anreden *ad Catechumenos de Symbolo t. VI. p. 399. Accipite filii regulam fidei quod Symbolum dicitur.*

2. *Sermone 186. de natali Domini t. V. p. 616. non ergo vobis subrepat quorundam sententia minus attentorum in regulam fidei et in scripturarum oracula divinarum.*

3. *Sermone 59. ibid. p. 240. quomodo invocabunt in quem non crediderunt? Ideo primum Symbolum didicistis, ubi est regula fidei vestrae brevis et grandis.*

4. *Sermone 215. ibid. 653.* nennt er das *Symbolum: regulas, quae ad sacramentum fidei pertinent.*

Eigen iſt es, welches ich beyläufig bemerke, daß ebenderſelbe behauptet, das *Symbolum* dürfe nicht geſchrieben werden.

Sermone 212. ibid. p. 653. Nec ut eadem verba Symboli teneatis, ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere: nec, cum didiceritis, scribere, sed memoria semper tenere et recolere.

Und ebenſo eigen iſt die Urſache, die er davon angiebt, weil Gott *per prophetam praenuntians Testamentum novum Ier. 31, 33.* geſagt habe: *hoc est testamentum, quod ordinabo iis post dies illos, dando legem meam in mente eorum, et in corde eorum scribam eam. Huius rei significandae causa, audiendo symbolum discitur; nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur.* — Vor allen Dingen mußten auch die *Competentes* das Symbolum lernen und hernach ſechs Tage darauf das Vater Unſer. Jenes mußten ſie täglich vor ſich fleißig wiederholen.

Nun iſt es aber ganz vorzüglich Tertullian, der ſich dieſes Ausdrucks *regula fidei* bedient, über den ſeine Leſer um ſo weniger zweifelhaft ſeyn können, da er das dadurch bezeichnete Ding ſogleich beyfügt. So ſchreibt er *cap. 13. de praescriptione:*

Regula est autem fidei, ut iam hic quid defendamus, profiteamur, illa scilicet qua creditur, Unum esse Deum etc.

Und von ebendieſer *Regula fidei* ſchreibt er an einem andern Orte *(de velandis virginibus c. 1.): regula quidem fidei una omnino est, sola immobilis et irreformabilis credendi scilicet in unicum Deum omnipotentem etc.*, wo nur der Anhang, *per carnis etiam resurrectionem.*

Was er nun in dieſer Stelle *regula fidei* nennt, nennt er *regulam veritatis, Apologet. c. 47.* an mehreren Orten ſchlechtweg *regulam* — als *ad Praxeam p. 635.*, wo er die Regel ſelbſt wiederholt und hinzufügt: *hanc regulam ab initio Evangelii decucurrisse — ante quosque haereticos* — und im Anfange *de praescr. c. 14.*

So wie aber *regula fidei* oft ohne Zuſatz *regula* genannt wird, ſo heißt ſie auch oft ſchlechtweg *fides*, d. i. nicht der Glaube *subiective*, ſondern der Glaube *obiective;* das Glaubensbekenntniß: woraus vielleicht die Lehre, daß wir den Glauben in der Taufe erhalten, näher von dem Glaubensbekenntniß zu erklären. Auch in den Beſchlüſſen der Synoden wird es oft in dieſer Bedeutung genommen; z. E. in dem 46. der Laodiceniſchen: *ὅτι δεῖ φωτιζομένους τὴν πίστιν ἐκμανθάνειν.* Dieſe Bedeutung des Worts *πίστις* kann

vielleicht auch manche Stellen des Neuen Teſtaments und manche ſonſt unbegreifliche Ausſprüche der Väter erläutern.

Was ferner Tertullian *regulam* nennet und *regulam fidei*, das nennte ſchon vor ihm Irenäus κανονα *(c. haer. II. c. 28.)* und κανονα της ἀληθειας *(I. c. 9. 28.)*. Chryſoſtomus aber über Phil. 3, 16. und aus ihm Theophylaktus erklären τῳ αὐτῳ κανονι durch τῃ αὐτῃ πιστει, τῳ αὐτῳ ὁρῳ, wobey zu merken, daß ὁρος ebenfalls das Glaubensbekenntnis heißt.

§ 2.

Da ich dies behaupte und die *Regula fidei* im Grunde nichts anders iſt als das Symbolum, ſo wird man vermuthen, daß ich jenes Fabelchen von Entſtehung desſelben für mich anführen werde. Aber mitnichten. Vielmehr iſt dieſes Fabelchen eben die Urſache geweſen, warum ich das Wort *Symbolum* gar nicht habe brauchen wollen. — Sie iſt alſo nicht aus der Schrift gezogen: denn die Kirchenväter nennen ſie überall *traditam ab apostolis* oder mit einem Worte *traditionem*, welche Irenäus ſorgfältig von der *ostensione ex scripturis eorum, qui Evangelia conscripserunt* unterſcheidet: *(Lib. III. c. 5. p. 179.)*

Zwar ſagt Auguſtinus in der vorher angeführten Anrede an die Catechumenen: *ista verba, quae audistis, per divinas scripturas sparsa sunt; sed inde collecta et ad unum redacta, ne tardorum hominum memoria laboraret.* Allein das ſagt Er, der gewiſſermaßen als der Erfinder der Untrüglichkeit der Heiligen Schrift in allen und jeden Stücken anzuſehen iſt, und der vermuthlich infolge ſeiner übertriebenen Meinung von derſelben auch der Erſte geweſen, der dieſen Begriff von dem Symbolo gehabt hat. Daher die Väter nach ihm auch lieber für *Canon fidei Canon scripturarum* ſagen. Überdem möchte ich doch wohl wiſſen, wie er es hätte beweiſen wollen, daß alle und jede Worte des Symboli in der Schrift zerſtreut wären: z. E. die Worte von der Höllenfahrt Chriſti, *descendit ad inferna*, die dem Thomas beygelegt werden, wenn er überhaupt ſie geleſen hat, da er ſie in den Auslegungen des Symboli, die ungezweifelt von ihm ſind, ganz übergeht. Und ſo dürfte dies zu einer andern Unterſuchung merkwürdig ſein.

Soll nun aber doch die *Regula fidei* aus den Schriften des Neuen Teſtaments gezogen ſeyn: wer hat ſie herausgezogen? wann iſt ſie herausgezogen worden? Wie iſt ſie herausgezogen worden?

Wer? Einer oder Mehrere? Da auf dieſen Auszug ſo vieles ankömmt, kann es uns gleichgültig ſeyn, die Perſon des Ausziehers zu kennen? Wenn die Verfaſſer der auszuziehenden Schriften unter göttlicher Eingebung ſtanden, die ihnen auch jedes Wort vorſchrieb: war der Auszieher ſeiner Willkühr überlaſſen? oder war er auch dabey weiter nichts als ein leidendes Inſtrument?

Wenn? Früher oder ſpäter, als die Schriften des Neuen Teſtaments ſämtlich vorhanden waren? Früher? Wie iſt das möglich? Wenigſtens von ſämtlichen möglich? Höchſtens könnten ſie alſo nur von den allererſten Schriften der Apoſtel ausgezogen ſein: und aus demjenigen Buche, welches vielleicht gerade für die Religion das wichtigſte iſt, dem Evangelio Johannis, wäre nichts genommen? — Später? Alſo erſt nach —? Womit hatten ſich

denn die ganze Zeit über bis dahin die ersten Christen beholfen? Brauchten sie bis dahin keinen Inbegriff des Glaubens? War es gleichviel, was sie für das noth=

§ 5.

Davon sagt Tertullianus *de vel. virg. c. 1.*, nachdem er die *regulam* selbst hingesetzt: *hac lege fidei manente caetera disciplinae et conversationis*, d. i. was also nicht zum Glauben, sondern zur Disziplin gehört, *admittent novitatem correctionis operante scilicet et proficiente usque in finem gratia Dei.*

* * *

Ich will hoffen, daß man nicht so gar streng mit mir verfahren und mich aus diesem Worte nur anhalten wird, bis gerade zum Ausgange des 399. Jahres Zeugniß hiervon beyzubringen. Eigentlich hab' ich nur sagen wollen: bis auf das erste Nicäische Concilium. In diesem, bin ich der Mei=nung, hat die ganze christliche Religion so einen neuen Schwung erhalten, daß ich die Lehrer nach demselben nicht gern so geradezu gegen mich möchte anziehen lassen. Wenn man daher in der Griechischen Kirche den Chrysostomus und in der Lateinischen den Hieronymus oder wohl gar den Augustinus noch zum vierten Jahrhundert rechnen will, weil sie in demselben noch geboren und auch in demselben schon geschrieben: so muß ich erklären, daß ich ihre Zeugnisse gegen mich nicht anders kann gelten lassen, als wo ich sie mit ältern, ebenso ausdrücklichen Zeugnissen belegt finde. Wohl aber müssen dieser drey Männer Zeugnisse, wo sie für mich lauten, statt aller ältern gelten.

§ 6.

Tertullianus de anima c. 1. wo *regula fidei sacramentum fidei* heißt; welches Lactantius schlechtweg *sacramentum* nennt.

In einer andern (als der oben angeführten) Anrede an die Katechumenos sagt Augustinus *(t. VI. p. 418): sacramentum Symboli, quod accepistis memoriaeque mandatum pro vestra salute retinetis, noveritis hoc esse fidei catholicae fundamentum, super quod aedificium surrexit Ecclesia.*

Noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts (680) oder wohl gar noch später wurden das Symbolum und Vater Unser für die zwei Grundpfeiler des christlichen Glaubens gehalten. Denn unter den neun *Canonibus*, die dem *Concilio Constantinopolitano III. Oecumenico VI.* beygelegt werden, heißt der siebente: *commonendi sunt Fideles omnes, a minimo usque ad maximum, ut orationem dominicam et Symbolum discant; et dicendum est iis, quod his duabus sententiis omne fidei Christianae fundamentum incumbit.*

§ 7.

Überhaupt haben die Papisten darin gefehlt, daß sie den *Canon fidei* zur *norma catholici* und *ecclesiastici sensus* gemacht.

§ 8.

Ich zweifle an der Authentie keiner einzigen Schrift des N. Testa=ments: ich glaube fest, daß sie alle von den Männern geschrieben worden,

deren Namen sie führen. Ich bin gar nicht derjenigen Meynung, welche glauben, daß sie vor den Zeiten des Trajans gänzlich unbekannt gewesen. Wie könnte ich auch? da mich nichts berechtigt, sie für untergeschobne Schriften zu halten. Ich will es gern zugeben, daß „schon im Anfange des zweyten Jahrhunderts besonders die vier Evangelia bekannt gewesen". Nur meyne ich, muß man nicht mit Herrn Leß hinzusetzen, daß sie damals schon allgemein bekannt gewesen*. Allgemein bekannt konnte in den Zeiten vor Erfindung der Druckerey kein einziges Buch in einem Zeitraume von hundert Jahren werden. Und wie allgemein waren sie denn bekannt, selbst nach des Herrn Leß Versicherungen? Einige Männer gedenken ihrer mehr oder weniger ausdrücklich, in Schriften, die selbst nicht bekannt waren. Eine treffliche Allgemeinheit. Wo ist der unbekannte Schmierer auch itzt, der nicht von einem noch unbekanntern Schmierer irgend einmal sollte sein angeführet worden? Darf aber die Nachwelt einmal aus solchen kümmerlichen Anführungen schließen, daß der angeführte Scribent zu seiner Zeit allgemein bekannt gewesen? Wie doch immer gewisse Gelehrte kaum die Hälfte ihres Satzes gut machen und die andre Hälfte, so contreband sie auch immer seyn mag, getrost mit einschleppen! Sie wissen wohl, daß die gelehrten Visitatores es so genau nicht nehmen. —

Nun mögen sie doch Beyde! Ich will bloß sagen, daß die ersten Christen keine vollständige Sammlung aller neutestamentlichen Schriften in Händen gehabt, so wie wir sie iezt haben. Jede Kirche hatte Anfangs außer einem Exemplar des Evangelii, welches der Apostel, ihr Stifter, mitgebracht hatte**, nur die Briefe, welche entweder dieser Apostel, ihr Stifter, oder auch ein andrer nach ihrer Bekehrung ausdrücklich an sie geschrieben hatte. Dieses beweise ich

1. Aus der Stelle des Tertullians *de Praesc. c. 36.* von den *litteris authenticis etc.*
2. Aus dem Umstande, daß Clemens in seinem Briefe an die Korinther die Korinther nur auf den Brief Pauli an sie namentlich verweiset: so wie Polykarpus in seinem Briefe an die Philipper nur auf den Brief Pauli an die nehmlichen Philipper. Alles übrige, was beide in ihren Briefen aus andern Apostolischen Schriften anführen oder anzuführen scheinen, führen sie nur entweder in ganz allgemeinen Ausdrücken an oder sagen es wohl gar in ihrem eignen Namen.

Wenn ich aber sage, daß die ersten Christen nur eine so unvollständige Bekanntschaft mit den Schriften des N. T. gehabt, so begreife ich darunter keinesweges auch die Bischöfe und Presbyteros. Diese konnten gar wohl mehrere Stücke des Neutestamentlichen Canons kennen und besitzen; auch wohl alle. Genug, daß daraus doch noch immer nicht erhellet, daß diese Schriften alle allgemein gänge und gebe unter den Christen gewesen.

Wenn aber die ersten Christen nur so geringe Kenntnisse von dem gesamten N. Testamente gehabt: so können sie auch unmöglich die Begriffe davon gehabt haben, die wir itzt davon haben sollen.

---

* „Wahrheit der christlichen Religion", S. 54. — ** *Eus. H. E.*

Sie konnten sie immerhin für göttlich und für untrüglich halten, in allen und jedem Worte; aber folgt daraus, daß sie ihren Glauben daraus geschöpft, den sie zum Theil schon hatten, zum Theil auf dem weit kürzern Wege der mündlichen Predigt erhielten? Sie hielten die Schriften der Apostel für das, was sie waren, für *εὐχρηστα βιου και χρονου*, für Dinge, die nach Beschaffenheit der Zeit und anderer Umstände an diese und jene Gemeine insbesondere geschrieben waren, die andere nur unter vollkommen ähnlichen Umständen verbinden könnten.

Zur Erläuterung möge noch das dienen: Barnabas in seinem Briefe hatte gleichen Zweck mit Paulo, nemlich zu zeigen, daß die Christen von allen Verpflichtungen gegen das Mosaische Gesetz frey sind. Da nun Paulus längst alle seine Briefe geschrieben hatte, als Barnabas den seinigen schrieb: so ist daraus, daß Barnabas den Paulus gleichwohl nicht anführt, notwendig eins von beyden zu schließen:

entweder kannte er die Briefe des Paulus nicht;
oder er hielt es für unnöthig, sie anzuführen.

Aus jenem würde ein großes Vorurtheil wider die Authentie dieser Paulinischen Briefe folgen; wenigstens ließe sich die Art, wie sich Michaelis die Publication der apostolischen Schriften einbildet, sehr schlecht damit verbinden. Dieses wäre geschehen,

entweder, weil er geglaubt, daß die Paulinischen Briefe nichts beweisen; d. i. weil er sie nicht für eingegeben gehalten;

oder, weil er geglaubt, daß Paulus nicht mehr beweisen könne als er selbst; d. i. weil er sich für ebenso inspirirt gehalten als Paulus. Und dieses letzte ist wohl unstreitig der wahre Fall. Denn er sagt es selbst; er sagt § 9, daß auch in ihn Jesus *ἐμφυτον δωρεαν της διδαχης αὐτου* gelegt habe.

§ 9.

Dieses ist aus einer Stelle des Irenäus *lib. IV. c. 33.* so klar, als nur etwas seyn kann: *post deinde et omnis sermo ei* (*discipulo vere spirituali*, der ungezweifelt glaubt, daß es nur einen einzigen Gott gebe, welcher der Stifter sowohl des alten als des neuen Testaments sey) *constabit, si et scripturas diligenter legerit apud eos, qui in Ecclesia sunt Presbyteri.* Warum soll er die Schrift eben bey den Presbytern lesen, wenn nicht diese die wenigen Exemplare, die davon vorhanden waren, in Verwahrung hatten? Und wozu hatten sie dieselbe in Verwahrung, wenn nicht bloß darum, damit sie gleich ihre mündliche Erklärung beifügen könnten und niemand sie nach eignem Gutdünken lesen möchte?

Umsonst will Leß uns glauben machen, Irenäus rate nur deswegen, die Schrift bei den Presbytern zu lesen, damit man nicht etwa durch verfälschte Kopeien hintergangen werde („Wahrheit der christlichen Religion", 4. Ausgabe, S. 63). Denn Irenäus streitet hier nicht mit Leuten, welche sich verfälschter Abschriften der Bibel bedienen, sondern mit Leuten, welche ihren Beweis nicht aus den, allen und jeden Menschen deutlichen Stellen der Bibel führen wollten, vielmehr aus den dunkeln, aus Gleichnissen und Parabeln. Ja, es ist eine offenbare Verdrehung, wenn er den Irenäus sagen

läßt: alle göttliche Schriften, die prophetiſchen und evangeliſchen, lägen da und wären deutlich und könnten von allen befragt werden. Denn dieſes ſagt er offenbar *(l. II. c. 27.)* nur von einem Theile der Schrift, der wegen ſeiner Deutlichkeit zum Grunde gelegt werden müſſe; anſtatt daß die Gnoſtiker die dunkeln Theile derſelben zum Grunde legen wollten, die er deswegen *valde hebetes* nennt, *qui ad tam lucidam adapertionem coecutiunt oculos et nolunt videre lumen praedicationis; sed constringunt semet ipsos et per tenebrosas parabolarum absolutiones unusquisque eorum proprium putat invenisse Deum.*

§ 12.

Die chriſtliche Religion, nach ihren Glaubenslehren nemlich, iſt in den uſw.

Die älteſten Kirchenväter lehrten die chriſtliche Religion in den Schriften der Evangeliſten zwar finden, aber ſie hatten ſie nicht darin gefunden. Die παραδοσις ἐκκλησιαστικη war ihr Fundament, auf welches ſich beſonders Clemens Alexandrinus beruft.

§ 19.

Ich ſage, in Abſicht der Glaubenslehren. Denn ſonſt hat ſie noch einen andern ſehr großen Werth. So wie das Symbolum die *regula fidei* iſt, ſo iſt die Schrift *regula disciplinae.* S. Tertullianus *Apolog. c. 47.* und *de corona militis c. 2.*

§ 20.

Der kürzeſte und bündigſte Beweis von dieſem §. iſt, daß alle Ketzereyen der erſten vier Jahrhunderte Puncte der *Regulae fidei* betreffen. In allen andern Dingen konnte man ſicher glauben und behaupten, was man wollte, ohne für einen Ketzer gehalten zu werden; wie aus den Kirchenvätern zu ſehen. Was haben die nicht alles behauptet! Beſonders Tertullian und Origenes! Die erſte Ketzerey, welche keine Puncte der *Regula fidei* betraf, war die Pelagianiſche.

S. 332. Der nötigen Antwort Erſte Folge. Verfaßt Ende August und Anfang September 1778 als Erwiderung auf das dritte Stück von „Lessings Schwächen" und sogleich während des unmittelbar folgenden sechswöchigen Aufenthalts Lessings in Hamburg gedruckt.

Auch zu dieser Schrift sind Zusätze Lessings von dem Bruder Karl an der obengenannten Stelle veröffentlicht worden. Sie lauten:

Dieſe nehmliche Stelle des Irenäus[1] haben ſchon viele Proteſtanten und unter andern auch Meſtrezat in ſeinem „Traité de l'Église", S. 581, zu dem nehmlichen Behufe gebraucht; und ich muß mich wundern, daß die Katholiken, und namentlich Du Perron, nicht pertinenter darauf geantwortet haben; welches durch die einzige angeführte, grammaticaliſche Bemerkung hätte geſchehen können.

Die nächſte Stelle, die Meſtrezat aus den älteſten Kirchenvätern in eben der Abſicht anführt, iſt aus dem Clemens Alexandrinus (*VII. lib. Strom.*

[1] S. 335 dieſes Bandes, Z. 10 ff.

p. 890ff. der Potterſchen Ausgabe) genommen und beweiſet ebenſowenig wider mich. Sie beweiſet nur gegen die Katholiken, welche die Kirche zum höchſten Richterſtuhle in Glaubensſachen machen wollen; aber nicht gegen mich, der ich behaupte, daß die mündliche Tradition dem geſchriebenen Worte in den erſten Jahrhunderten vorgezogen worden. Dies erhellet aus dem Anfange des nehmlichen Werks und beſonders aus *p. 822*, wo Clemens von ſeinem Lehrer redet und den προφητικον και ἀποστολικον λειμωνα, auf welchem er die beſten Blumen gleich einer Sicilianiſchen Biene genutzt, der weit zuverläſſigern παραδοσει της μακαριας διδασκαλιας entgegengeſetzt und der Ausſpruch beſonders merkwürdig iſt: τα ἀπορρητα, καθαπερ ὁ Θεος, λογῳ πιστευεται οὐ γραμματι.

* * *

So viel ich finde, iſt Irenäus der erſte, welcher unter dem Worte *Scripturae* und γραφαι die Neuteſtamentlichen Schriften der Apoſtel und Evangeliſten mitbegreift.

* * *

Auch von dieſen ſagt er *(l. II. 28, 2.): Scripturae quidem perfectae sunt, quippe a Verbo Dei et Spiritu eius dictae.*

* * *

Und doch ſagt er damit noch lange nicht, was wir itzt von der Schrift behaupten. Denn er ſagt zugleich *(II. 28, 3.)*, daß dieſe vollkommne Schrift uns gleichwohl nicht vollkommen verſtändlich ſey.

* * *

Nur ein Theil derſelben rede zu allen Menſchen vollkommen verſtändlich, und daß nach dieſem vollkommen verſtändlichen Theile der minder verſtändliche jederzeit müſſe ausgelegt werden, erhelle daraus, weil er mit der *Regula veritatis* übereinſtimme.

* * *

Alſo iſt es bey ihm auch eine *Regula veritatis*, welche früher als alle Schrift iſt, auf welcher das Chriſtenthum eigentlich beruhet.

* * *

Nach dieſer *Regula veritatis* müſſe die Schrift erklärt werden; nicht aber müſſe die *Regula veritatis* aus der Schrift oder aus der Gnoſtik gezogen werden. *Non enim regula ex numeris, sed numeri ex regula; nec Deus ex factis, sed ea, quae facta sunt, ex Deo. Omnia enim ex uno et eodem Deo (II. 25, 1.).*

* * *

Und das war ſie ſelbſt, dieſe *Regula veritatis. Omnia ex uno et eodem Deo*, nehmlich durch ſein Wort, *quod semper coexistebat Deo (II. 25, 3.).*

* * *

Oder vielmehr *fundamento et columnae fidei nostrae futuris*, da denn das *futurum* noch weniger für einen bloßen Schreibefehler anstatt *futuris* könnte ausgegeben werden.

S. 334, Z. 2 ff. Diese Sätze bedeuten einen wohlberechneten Schachzug Lessings gegen die Denunziation Goezes bei den obersten religiösen Instanzen Deutschlands. In dem Briefe an den Bruder Karl vom 23. Juli 1778 sagt er mit Bezug auf die „Nötige Antwort": Vom *Corpore evangelico* ist nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beiden sehr zu fürchten habe. Denn (Du wirst zwar lachen) ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen und unter sich selbst uneins zu machen; so wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da die mehresten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so vorstellen, daß in der Verdammung, welche die lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller Papisten liegt, welche die Religion ebensowenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wissen als ich. In dieser Absicht habe ich bereits auch einen Bogen geschrieben, den ich Dir hiermit beylegen will. Du wirst sehen, daß ich auch sonst darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpastor wohl capot machen soll. Ferner an Elise Reimarus am 9. August 1778: Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm [Goeze] Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwerke schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird: nehmlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden.

S. 335, Z. 27 ff. Vgl. Lessings Brief vom 28. Dezember 1778 an Ebert, der ihn auf die grammatisch unmögliche Konstruktion der vorgeschlagenen Änderung der Irenäusstelle aufmerksam gemacht hatte.

S. 340. G. E. Lessings Bibliolatrie. In der hier abgedruckten Form zuerst gedruckt im „Theologischen Nachlaß" Lessings 1784, entstanden im Herbst 1779 aus Anlaß der S. 343 dieses Bandes, Anm. 2, genannten Schrift von Walch.

S. 345, Z. 3 f. In Lessings Nachlaß findet sich (Ausgabe von Lachmann-Muncker, Bd. 15, S. 427) folgende Notiz: Ich habe den „Jon" des Euripides wieder gelesen. Der junge Jon kehret mit Lorbeerzweigen die Schwellen des Tempels und verscheucht die Vögel, daß sie die aufgehängten geweihten Geschenke nicht beschädigen sollen. Eine schöne, aber eben nicht solenne Öffnung der tragischen Bühne!

S. 347. Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten. Angeblich in Regensburg gedruckt und im Januar 1780 ausgegeben. Am 22. Januar 1780 schrieb Lessing an Elise Reimarus: Es ist Ihnen doch auch zu Gesichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem „Reichspost-

reuter" stand? Nehmlich, daß mir die Judenschaft in Amsterdam wegen Herausgabe der Fragmente 1000 Dukaten geschenkt habe. Die Nachricht war aus dem „Diario" zu Wien, wo sich mein Stiefsohn damals gleich aufhielt, der beyliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich diesen Bogen wenigstens doch nachgesehen; wenn man mir nur nicht schuld geben kann, daß ich die geringste Unwahrheit hineincorrigirt. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um sie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können.

S. 353. **Die Religion Christi.** Gedruckt 1784 im „Theologischen Nachlaß".

Ernst und Falk (S. 355—416).

Die drei ersten Gespräche sind ohne Verfassernamen zur Michaelismesse 1778 mit der Angabe „Wolfenbüttel 1778" erschienen, nach dem Meßkatalog bei J. C. Dieterich in Göttingen. Die Originalhandschrift ist noch im Besitz der Erben des Geheimen Justizrats Lessing in Berlin vorhanden. Der berühmte Philolog Heyne in Göttingen hat auf ihr als Zensor die Druckerlaubnis erteilt. Es existiert ein zweiter Druck, ebenfalls mit der Jahreszahl 1778, und eine zweite Auflage, datiert „Wolfenbüttel. 1781".

Das vierte und fünfte Gespräch war gleichzeitig mit dem Druck der drei ersten vollendet, wurde aber aus Rücksicht auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig zunächst nicht veröffentlicht (vgl. die Vorrede, S. 392 dieses Bandes) und erschien erst 1780 anonym und in Kommission bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Lessing diesen sehr fehlerhaften Druck nicht überwacht hat; wohl aber dürfte schwerlich der „Dritte", von dem die Vorrede herrührt, die Herausgabe ohne Genehmigung des Verfassers gewagt haben. Zur Berichtigung des schlechten Textes der in zwei Drucken vorliegenden Ausgabe von 1780 dient eine Wiederholung des vierten und fünften Gesprächs in den „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen", die auch schon die ersten drei Gespräche ihren Lesern dargeboten hatten. Hamann, in beiden Fällen der Veranlasser, gab für das vierte und fünfte Gespräch die Abschrift her, die er 1780 von Lessings damals noch ungedrucktem Manuskript genommen hatte. Mit den aus dieser authentischen Quelle geflossenen Berichtigungen des ersten Druckes stimmen fast überall diejenigen überein, die Goeckingk 1786 im „Journal von und für Deutschland" aus einem von Lessing selbst durchkorrigierten Exemplar der beiden letzten Gespräche mitteilte. Sie reichen aber nur bis S. 405 dieses Bandes, Z. 31. In dem jetzt verlorenen Exemplar Goeckingks befanden sich auch Zusätze, die er leider aus einer begreiflichen Zurückhaltung nicht veröffentlicht hat. Unser Text gibt nach dem Vorbilde Munckers die beiden letzten Gespräche mit den Verbesserungen Hamanns und Goeckingks.

S. 357, Z. 1 ff. Vgl. Heinrich Boos, Geschichte der Freimaurerei

(2. Aufl., Aarau 1906); Franz Joseph Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts (Prag 1909).

S. 359, Z. 10 ff. Die besten erläuterten Ausgaben des „Ernst und Falk" lieferten J. F. L. Th. Merzdorf (Hannover 1855) und Albin Freiherr von Reitzenstein (Berlin o. J.).

Z. 30 ff. Vgl. Wilhelm Begemann, Die Tempelherren und die Freimaurer (Berlin 1906).

S. 360, Z. 10 f. Eine bisher unbeachtete frühe und sehr eingehende Besprechung der drei ersten Gespräche, erschienen in der „Berliner Literatur- und Theaterzeitung" vom 28. November 1778 (Nr. 48), hat W. Kühn in der Freimaurerzeitschrift „Am Reißbrette", 38. Jahrgang, S. 14 ff. (Leipzig 1911), wieder abgedruckt.

S. 368, Z. 13 f. Vgl. Kästners Epigramm („Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke", erster Teil, S. 116; Berlin 1841):

Aux Franc-Maçons de Stockholm,
fondateurs d'un hôtel d'enfants trouvés.
Fri-Maçons, dont l'humanité
S'occupe des enfants sans pères,
Combien à votre charité
Fourniront d'objets vos confrères!

S. 374, Z. 30. Denselben Satz legt Lessing seinem weisen Nathan in den Mund: „Nathan der Weise", 3. Aufzug, 7. Auftritt, V. 1900 (Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 342).

S. 383, Z. 4 ff. Ein Grundgedanke des „Nathan".

S. 389, Z. 21 ff. Die Bestätigung dieser Sätze Lessings auf Grund exakter psychologischer Forschung geben die Schriften von William Stern: „Zur Psychologie der Aussage" (Berlin 1902), „Die Aussage als geistige Leistung und als Verhörsprodukt" (1903) und „Beiträge zur Psychologie der Aussage" (1903—06).

S. 399, Z. 16. Vgl. „Nathan der Weise", V. 570 (Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 277).

S. 405, Z. 7 f. 1779 trafen Georg Forster und Lessing in Braunschweig zusammen, und damals mag Lessing das Wort Franklins gehört haben. Dann müßte es freilich erst nachträglich hier eingefügt worden sein. Vgl. Georg Forsters sämtliche Schriften, Bd. 6, S. 206 (Leipzig 1843).

S. 407, Z. 2 ff. In Lessings Kollektaneen heißt es unter Freimäurer: Gegen meine Meinung, daß vor den Jahren einige zwanzig dieses Jahrhunderts der Freymäurer in Büchern nirgends gedacht werde, hat mir H. Bode eine Stelle aus einer 1657 zu London gedruckten Chronike von London angezeigt. Der Titel dieser Chronik heißt: *Londinopolis: An historical discourse or perlustration of the City of London, etc. etc. by James Howel Esq.* Und die Stelle soll stehn *p. 44* und also lauten: *Nō. 18. The company of Masons, otherwise call'd Free Masons, were us'd to be a*

loving Brother-hood for many ages, yet were they not regulated to a society, till Henry IV. Their Arms sable, on a Chevron between 3 Castles argent, a pair of compasses of the first. Howel ist mir als ein großer Schmierer bekannt, und ich weis auch, daß er ein Werk unter dem Titel „*Londinopolis*“ geschrieben. Nun wird es darauf ankommen, die Stelle selbst darin zu verifizieren. Heinrich IV. trat die Regierung 1399 an. *Sable* ist das Heraldische Wort für „schwarz“.

S. 407, Z. 28. Die Stelle lautet nach dem Zitat bei H. Boos, Geschichte der Freimaurerei, S. 105 (2. Aufl., Aarau 1906): „Die Gesellschaft der Maurer, sonst auch Freimaurer genannt, pflegte lange Zeit eine liebende Brudergesellschaft zu sein, doch wurde sie erst unter Heinrich IV. zu einer Genossenschaft eingesetzt.“

S. 408, Z. 9. Im Oktober 1778 schrieb Lessing an Campe, der ihm als Quelle für den Brief Lockes Prestons „Illustrations of Masonry“ (London 1772) gesandt hatte: Den Preston habe ich allerdings schon selbst gelesen und den Betrieger oder Betrogenen in einem Grade in ihm gefunden, der mehr Unwillen in mir erregt hat, als die ganze Sache verdient. Ich kann nehmlich erweisen, daß alles, was zu Heinrichs IV. Zeiten in England mit den Freymaurern vorgefallen seyn soll, die eigentlichen Maurer betroffen. Folglich ist das vorgebliche Verhör, das Heinrich mit seiner eigenen Hand geschrieben haben soll, eine bloße Posse, die Leyland abzuschreiben und Locke zu commentiren schwerlich gewürdiget hätten. Denn wenn auch die Bemerkung, daß unter den Venetianern die Phönizier und unter Peter Gower Pythagoras zu verstehen sey, Lockens nicht ganz unwürdig wäre: so kommen doch so viel andere Dinge in diesen Lockischen Anmerkungen vor, die schlechterdings einen viel flachern Geist verrathen ... Kurz, wer Locken diese Anmerkungen unterschob, war kein Locke.

Gespräch über die Soldaten und Mönche (S. 417—418).

Gedruckt zuerst 1795 in der Lessing-Biographie des Bruders Karl, und zwar als fortlaufende Reihe. Erst Muncker hat erkannt, daß zwei Entwürfe zur Formulierung derselben Gedankenreihe vorliegen, und demgemäß die hier wiederholte Teilung vorgenommen. Die Entstehung setzt Muncker entweder in die Nähe von „Ernst und Falk“, also in die Jahre 1777 oder 1778, oder erst in den Sommer 1780, als Lessing gegenüber Jacobi ähnliche Gedanken aussprach.

Die Erziehung des Menschengeschlechts (S. 419—450).

Die ersten 53 Paragraphen sind 1777 in die „Gegensätze des Herausgebers“ zu den Wolfenbütteler Fragmenten eingeschoben (vgl. S. 75 dieses Bandes, Z. 13). Vollständig erschien die Schrift Ostern 1780 bei Voß in Berlin, in demselben Jahre noch ein zweiter Druck.

Aus der umfangreichen Literatur sei als das Wichtigste angeführt: Guhrauer, Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", kritisch und philosophisch erörtert (Berlin 1841); Eduard Zeller, Lessing als Theolog („Vorträge und Abhandlungen", zweite Sammlung, S. 283 bis 327; Leipzig 1877); F. A. Bergmann, Hermaea (Leipzig 1883); Walter Arnsperger, Lessings Seelenwanderungsgedanke kritisch beleuchtet (Dissertation, Heidelberg 1893); Ernst Kretzschmar, Über das Verhältnis Lessings in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" zur deutschen Aufklärung (Borna-Leipzig 1904); Christian Schrempf, Lessing als Philosoph (Stuttgart 1906), sowie die zu den Einleitungen der „Theologischen Schriften" genannte Literatur.

S. 433, Z. 9 ff. Es ist lehrreich, mit Lessings Ausführungen den Aufsatz Schillers „Die Sendung Moses" („Schillers Werke", herausgegeben von Bellermann, Bd. 14, S. 392 ff.; Leipzig u. Wien o. J.) zu vergleichen, der ebenfalls auf Warburton zurückgeht.

S. 436, Z. 30 ff. Vgl. das vierte Fragment des Reimarus („Wolfenbütteler Beiträge", 4. Beitrag, S. 429; Braunschweig 1777): „Nach dem babylonischen Gefängnis kommen erst die Zeiten, da die Juden solche Begriffe von der Seele und deren künftigen Zustand hatten und äußerten, als wir im Neuen Testamente lesen: gleichwie sie überhaupt von der Zeit an ihrem ganzen Wesen, Religion und Sitten viel Veränderung spüren ließen . . . Die Babylonier und Perser, als Herren der Juden, waren wegen ihrer Weisheit berühmt, und besonders hatten die alten Perser eine ziemlich gesunde und reine Gottesgelahrtheit, und wo jemals ein Regent zugleich ein großer Weltweiser gewesen, so ist es gewiß Cyrus."

Z. 34. Lessing meint vermutlich das von Nathanael Brassey Halhed in London 1776—77 herausgegebene Werk „A Code of Gentoo-Laws, or Ordinations of the Pundits. From a Persian Translation made from Original, written in the Shanscrit Language", deutsch von Rudolf Erich Raspe (Hamburg 1778).

S. 438, Z. 26 ff. Vgl. Reimarus a. a. O.: „Ägypten, wo sich die Juden seit Alexandri Magni Zeiten häufig aufhielten und große Freiheiten hatten, war eine alte, jetzt noch durch die Griechen verbesserte Schule der Weltweisheit, wo alle Wissenschaften gelehret wurden, wo Philo, Aristobulus und andere das Ihrige erlernet. Die Griechen, welche sich Asien unterwürfig gemacht und häufig da wohnten, auch wiederum die Juden unter sich zu wohnen veranlasset hatten, mußten diesem Volke notwendig etwas von ihrem Geschmacke guter Wahrheiten und Anstalten beibringen; und denen folgten die Römer auf dem Fuße, welche nicht minder häufig in Palästina als die Juden häufig in Italien und dem römischen Gebiete waren. — Nun werden wir durch die glaubwürdigsten Zeugnisse überführet, daß alle diese Völker eine Unsterblichkeit der Seele erkannt und gelehret haben."

S. 439, Z. 20 ff. Der Satz richtet sich gegen den Schlußparagraphen des 4. Fragments: „Daß die Unsterblichkeit der Seelen aus dem Alten

Testament bloß auf diese künstliche Weise herauszubringen sei, lehret uns auch die Unterredung Jesu mit den Sadduzäern über diese Materie. Denn da Jesus es mit Leuten zu tun hatte, welche nichts gelten ließen, als was der buchstäbliche Verstand an den Tag legte, so würde er sich außer Zweifel auf einen solchen Ort Altes Testaments bezogen haben, wenn er irgend wäre zu finden gewesen. So aber bringt Jesus keinen Ort der Schrift hervor, wo die Sache ausdrücklich gesagt wird, sondern nur einen Spruch, woraus es soll geschlossen werden, und zwar nicht eher kann geschlossen werden, als wenn man erst den buchstäblichen Verstand verläßt. Es ist der Ort, da Gott sagt: ‚Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs'; woraus Jesus folget: ‚Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen'; und ich will damit den Schluß in die Gedanken bringen: also leben Abraham, Isaak und Jakob. Da sie aber dem Leibe nach nicht leben, so folget, daß sie der Seele nach bei Gott leben. Allein der buchstäbliche Verstand des Ortes ist ohnstreitig dieser: Ich bin der Gott, welchen eure Väter, Abraham, Isaak und Jakob, verehret haben."

S. 441, Z. 3. Schluß des ersten Druckes in den „Wolfenbütteler Beiträgen".

Zur Behandlung des Textes.

Gemäß den für Meyers Klassiker-Ausgaben geltenden „Grundsätzen der Bearbeitung" wurde die Rechtschreibung nach den maßgebenden amtlichen Anweisungen geregelt (vgl. unten, unter 1 und 2). Doch wurden diejenigen Bestimmungen, die eine Veränderung des Lautbildes bedingt hätten, nicht befolgt (vgl. unten, unter 4). In einzelnen Fällen konnten Zweifel entstehen, welchen Laut Lessing tatsächlich gesprochen hat, zumal seine eigene Rechtschreibung bzw. die seiner Drucker keineswegs einheitlich ist. Je nach Lage des einzelnen Falles wurden dann verschiedenartige Schreibungen beibehalten (vgl. unten, unter 4) oder einheitlich nach den amtlichen Bestimmungen geregelt (vgl. unten, unter 3).

Im einzelnen wurde daher folgendermaßen verfahren:

1) Als belanglos für den Laut wurden folgende altertümliche Schriftbilder angesehen und durch die heutigen Schreibungen ersetzt: Krystall, Sylbe, Styl, Satyre; allmählig; -igt; wissendlich; geflissendlich (Bd. 7, S. 102, Z. 8, u. S. 103, Z. 23: gefliessendlich); unzähliche (Bd. 3, S. 64, Z. 26); Hanns, Mamma, Raphael (Künstler); Papst; ferner „abgeschmakt" (Bd. 7, S. 347, Z. 10) und „Eckel", neben dem seltener auch die Schreibung „Ekel" vorkommt, und in dem Lessing, entsprechend der sächsischen Mundart, höchstwahrscheinlich das e lang gesprochen hat.

2) Gebessert wurden die unrichtigen Schreibungen: Stagyriten (Bd. 5, S. 125, Z. 32) und: Strabazen (Bd. 5, S. 149, Z. 8).

3) Einheitlich nach den amtlichen Bestimmungen geregelt wurde die Anwendung der E- und Ä-Laute, in der Lessings Schreibung — wahrscheinlich infolge der sächsischen Aussprache — bedeutende Schwankungen aufweist, ohne daß doch seine Aussprache, die nach offenem e hin gelegen haben dürfte, von der heutigen irgendwie wesentlich abgewichen sein kann. Es wurden also durch die heutige Schreibung ersetzt: hägen, italiänisch, knäten; erzehlen, Geberde, Gebehrde, Lakedemonier (Bd. 3, S. 159, Z. 28), lermen (Bd. 3, S. 168, Z. 6), nemlich, nehmlich, ungefehr, wehlen; Mämme, überschwänglich; Beckerjunge (Bd. 3, S. 135, Z. 9), eingeschrenkt, verdrengt, vorsetzlich usw.

4) Beibehalten wurden Eigentümlichkeiten, die teils durch die Sprachentwickelung selbst, teils durch den von Lessing vermutlich gesprochenen sächsischen Dialekt erklärt werden (Lessings Text enthält mehrfach Doppelformen):

a) Im Vokalismus: betriegen (neben „betrügen"), erhieben (Bd. 5, S. 200, Z. 32), gefrürt (Bd. 3, S. 258, Z. 31), schlüßlich (neben „schließlich"), verdrüßen, würklich (neben „wirklich"); ausfündig, dück (neben „dick"), kützeln (neben „kitzeln"), Sprüchwort (neben „Sprichwort"), stücken (neben „sticken"), verwückelt (Bd. 3, S. 82, Z. 21); ergetzen (neben „ergötzen"), Helle (neben „Hölle"); verhöhlen (Bd. 3, S. 216, Z. 15), nergeln; abgefeumt (abgefäumt), Beleichtungen (Bd. 4, S. 242, Z. 16), Dreustigkeit (Bd. 3, S. 191, Z. 14), eräugnen, erzeugen (für „erzeigen"), käumen, keufen (für „keifen"), schleidern, schleinig, streiben; ausdrucken (für „ausdrücken"); Beläge (für „Belege"); aufgehaben (Bd. 6, S. 101, Z. 30); gänge (für „ginge"; Bd. 7, S. 55, Z. 14); bunden (Bd. 6, S. 327, Z. 23), funden (Bd. 7, S. 32, Z. 24); genennt (Bd. 6, S. 229, Z. 31); eilf.

b) Im Konsonantismus: Augspurgisch (Bd. 6, S. 307, Z. 20), Bilze (Bd. 4, S. 413, Z. 24), Budel (Bd. 2, S. 58, Z. 15 f.), brellen (Bd. 1, S. 39, Anm. 3); Anwalde (Bd. 7, S. 343, Z. 28), Kobolt (Bd. 5, S. 383, Z. 2, 6 u. 21), betauern (vgl. Bd. 2, S. 15, Anm. 1; Bd. 7, S. 392, Z. 12 wurde der Konsequenz halber t eingesetzt, obwohl die Vorlage d schreibt), schnadern (Bd. 1, S. 82, V. 22), siebender (neben „siebenter"), tichten (neben „dichten"); fodern, födern; redensten (Bd. 6, S. 80, Z. 25), wohlhabensten (Bd. 5, S. 315, Z. 1).

Solche Abweichungen von der heutigen Schreibung sind, sofern der Sinn nicht ohne weiteres verständlich ist, an der betreffenden Stelle erläutert worden.

Nachwort.

Die Vergleichung des Textes der Bände IV—VII mit der Druckvorlage besorgte Herr Dr. Paul Zaunert in Wilhelmshöhe.

Die Register zu den „Rezensionen" und „Briefen" (Bd. 3), zum „Laokoon" (Bd. 4) und zur „Hamburgischen Dramaturgie" (Bd. 5) stellte Herr Dr. Carl Schaeffer her, unter Mitwirkung von Herrn Willy Dumjahn, beide Mitglieder der Redaktion von Meyers Klassiker-Ausgaben in Leipzig.

Chronologie der wichtigeren Werke Leſſings.

1747—48.

„Der junge Gelehrte.“ Luſtſpiel in drei Aufzügen. (Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 151.)

„Damon oder die wahre Freundſchaft.“ Luſtſpiel in einem Aufzug.

Beiträge zu Mylius' Zeitſchriften „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts“ und „Der Naturforſcher“. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe.)

1748—55.

Beiträge zur „Berliniſchen Privilegierten Zeitung“. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe.)

1749.

„Die alte Jungfer.“ Luſtſpiel in drei Aufzügen.

„Der Miſogyne.“ Luſtſpiel in einem Aufzug.

„Der Eremit.“ Erzählung. (Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 127.)

„Die Juden.“ Luſtſpiel in einem Aufzug. (Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 253.)

„Der Freigeiſt.“ Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

„Samuel Henzi.“ Bruchſtück eines Trauerſpiels. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 215.)

1750.

„Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters.“ Herausgeg. von Leſſing und Mylius. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe.)

„Die Gefangenen.“ Ein Luſtſpiel. Aus dem Lateiniſchen des Plautus überſetzt.

„Der Schatz.“ Luſtſpiel in einem Aufzug. (Nach dem „Trinummus“ des Plautus.)

„Gedanken über die Herrnhuter.“ Bruchſtück. (Vgl. Bd. 7 dieſer Ausgabe, S. 297.)

Beiträge zu den „Kritiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit“. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe.)

1751.

„Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes.“ (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe.)

„Kleinigkeiten.“ (Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe.)

1753.

„Das Chriſtentum der Vernunft.“ Bruchſtück. (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 308.)

Schriften. Erſter Teil; zweiter Teil. (Vgl. die Vorreden in Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 138.) Darin: „Lieder“ (Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 51); „Oden“; „Fabeln“ (Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 115); „Sinngedichte“ (Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 1); „Briefe“ (vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 149).

1754.

„Ein VADE MECUM für den Hrn. Sam. Gotth. Lange.“ (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 245.)

Schriften. Dritter Teil; vierter Teil. (Vgl. die Vorreden in Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 143.) Darin: „Fragmente“; „Briefe“ (Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 149).

„Rettungen“ (des Horaz, des Hier. Cardanus, des Inepti Religioſi, des Cochläus).

„Vermiſchte Schriften des Hrn. Chriſtlob Mylius.“ Herausgeg. von Leſſing.

„Pope ein Metaphyſiker!“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 295.)

1754—58.

„Theatraliſche Bibliothek.“

1755.

„Miß Sara Sampſon.“ (Vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 295.)

1756.

„Des Herrn Jacob Thomſon ſämtliche Trauerſpiele.“ Vorrede.

1757—58.

Beiträge zur „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe.)

1758.

„Preußiſche Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier.“ Vorbericht.

1758—59.

„D. Fauſt.“ Bruchſtück. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 108.)

1759—65.

„Briefe, die neueſte Literatur betreffend.“ (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe.)

1759.

„Friedrich von Logaus Sinngedichte.“ Herausgeg. von Ramler und Leſſing. Vorrede und Wörterbuch.

„Philotas.“ Trauerſpiel in einem Aufzug. (Vgl. Bd. 2 dieſer Ausgabe, S. 5.)

„Fabeln.“ Drei Bücher. Nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts. (Vgl. Bd. 3 dieſer Ausgabe, S. 339.)

1760.

„Das Theater des Herrn Diderot.“ Aus dem Franzöſiſchen.

„Sophokles.“ Erſtes Buch. Von dem Leben des Dichters. Bruchſtück.

1762—63.

„Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.“ Bruchſtück. (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 337.)

1763.

„Durch Spinoza iſt Leibniz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen.“ Bruchſtück. (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 339.)

„Über die Elpiſtiker.“ Bruchſtück.

1763—64.

„Über die Entſtehung der geoffenbarten Religion.“ Bruchſtück. (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 312.)

„Von der Art und Weiſe der Fortpflanzung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion.“ Bruchſtück. (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 314.)

1766.

„Laokoon.“ (Vgl. Bd. 4 dieſer Ausgabe, S. 5.)

1767.

„Minna von Barnhelm.“ (Vgl. Bd. 2 dieſer Ausgabe, S. 35.)

1767—69.

„Hamburgiſche Dramaturgie.“ (Vgl. Bd. 4 dieſer Ausgabe, S. 319, und Bd. 5, S. 5.)

„Die Matrone von Epheſus.“ Luſtſpiel (unvollendet).

1768—69.

„Briefe antiquariſchen Inhalts.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 5.)

1769.

„Wie die Alten den Tod gebildet.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 65.)

1770.

„Berengarius Turonenſis.“

1771.

Beiträge zum „Wandsbecker Boten“ (Sinngedichte).

„Gedichte von Andreas Scultetus.“

„Vermiſchte Schriften.“ Erſter Teil. Darin: „Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm“ (vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 135).

1772.

„Emilia Galotti.“ (Vgl. Bd. 2 dieſer Ausgabe, S. 145.)

1772—77.

„Leben und leben laſſen. Ein Projekt für Schriftſteller und Buchhändler.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 265.)

1773.

„Zur Geſchichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.“ Erſter und zweiter Beitrag. Darin: „Leibniz von den ewigen Strafen“ (vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 342).

1774.

„Zur Geſchichte und Literatur.“ Dritter Beitrag. Darin: „Von Adam Neuſern“; „Von Duldung der Deiſten. Fragment eines Ungenannten“; „Herkules und Omphale“ (vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 374); „Vom Alter der Ölmalerei“.

1774—75.

„Werther der Beſſere.“ Dramatiſches Bruchſtück.

1776.

„Philoſophiſche Aufſätze von Karl Wilh. Jeruſalem.“ Herausgeg. von Leſſing.

„Über eine zeitige Aufgabe.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 375.)

„Theſes aus der Kirchengeſchichte.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 384.)

1777.

„Zur Geſchichte und Literatur.“ Vierter Beitrag. Darin: „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend“, nämlich: Erſtes Fragment: „Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln.“ — Zweites Fragment: „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten.“ — Drittes Fragment: „Durchgang der Iſraeliten durchs Rote Meer.“ — Viertes Fragment: „Daß die Bücher des Alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.“ — Fünftes Fragment: „Über die Auferſtehungsgeſchichte“ (vgl. S. 19 dieſes Bandes). — Gegenſätze des Herausgebers (vgl. S. 54 dieſes Bandes).

„Das Teſtament Johannis.“ (S. 90 dieſes Bandes.)

1777—78.

„Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Zwei Schreiben.“ (Vgl. S. 79 und 86 dieſes Bandes.)

„Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht mir ſie gerade am verdächtigſten.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 417.)

1778.

„Eine Duplik.“ (Vgl. S. 99 dieſes Bandes.)

„Eine Parabel. Nebſt einer kleinen Bitte und einem eventualen Abſagungsſchreiben an den Herrn Paſtor Goeze.“ (Vgl. S. 179 dieſes Bandes.)

„Neue Hypotheſe über die Evangeliſten als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 392.)

„Axiomata.“ (Vgl. S. 191 dieſes Bandes.)

„Anti-Goeze.“ Erſter bis elfter Beitrag. (S. 227 ff. dieſes Bandes.)

„Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger.“ Noch ein Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. (Vgl. S. 303 dieſes Bandes.)

„Nötige Antwort auf eine ſehr unnötige Frage des Hrn. Hauptpaſtor Goeze in Hamburg.“ (Vgl. S. 326 dieſes Bandes.)

„Über die von der Kirche angenommene Meinung“ uſw. (Vgl. S. 308 dieſes Bandes.)

„Ernſt und Falk. Geſpräche für Freimäurer.“ Erſtes bis drittes Geſpräch. (Vgl. S. 362, 371 und 385 dieſes Bandes.)

1779.

„Nathan der Weiſe.“ (Vgl. Bd. 2 dieſer Ausgabe, S. 237.)

„Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten.“ (Vgl. S. 347 dieſes Bandes.)
„G. E. Leſſings Bibliolatrie.“ (Vgl. S. 340 dieſes Bandes.)

1780.

„Ernſt und Falk. Geſpräche für Freimäurer.“ Viertes und fünftes Geſpräch. (Vgl. S. 392 und 404 dieſes Bandes.)
„Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.“ (Vgl. S. 419 dieſes Bandes.)

Aus dem Nachlaß.

„Geſpräch über die Soldaten und Mönche.“ (Vgl. S. 417 dieſes Bandes.)
„Die Religion Chriſti.“ Bruchſtück. (Vgl. S. 353 dieſes Bandes.)
„Selbſtbetrachtungen und Einfälle.“ (Vgl. Bd. 6 dieſer Ausgabe, S. 277.)

Alphabetiſches Inhalts-Verzeichnis

zu Band I bis VII.

	Band	Seite
Abhandlungen über die Fabel	III	388
Anti-Goeze	VII	227
Aus den Papieren des Ungenannten	VII	19
Axiomata	VII	191
Briefe	III	149
Briefe antiquariſchen Inhalts	VI	5
Chor	V	397
Das Chriſtentum der Vernunft	VI	308
Das Teſtament Johannis	VII	90
Delikateſſe	V	398
Der junge Gelehrte	I	151
Der nötigen Antwort erſte Folge	VII	332
Der Rezenſent braucht nicht beſſer machen zu können, was er tadelt	V	400
Die Erziehung des Menſchengeſchlechts	VII	75, 419
Die Juden	I	253
Die Religion Chriſti	VII	353
Durch Spinoza iſt Leibniz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen	VI	339
Eine Duplik	VII	99
Eine Parabel	VII	179
Ein VADE MECUM für den Hrn. Sam. Gotth. Lange	III	245
Emilia Galotti	II	145
Entwürfe zu Beſprechungen	V	388
Ernſt und Falk	VII	355
Fabeln in Proſa	III	339
Fabeln und Erzählungen in Verſen	I	115

	Band	Seite
Fauſt	III	108
Fragmente (5. Fragment) des Ungenannten	VII	19
Gedanken über die Herrnhuter	VI	297
G. E. Leſſings Bibliolatrie	VII	340
Geſpräche für Freimäurer	VII	355
Geſpräch über die Soldaten und Mönche	VII	417
Hamburgiſche Dramaturgie Stück 1—25	IV	319
Hamburgiſche Dramaturgie Stück 26—104	V	5
Herkules und Omphale	VI	374
Laokoon	IV	5
Leben und leben laſſen	VI	265
Leben und Werke	I	5*
Leibniz von den ewigen Strafen	VI	342
Lieder	I	51
Materialien zum Laokoon	IV	215
Materialien zur „Hamburgiſchen Dramaturgie“	V	388
Minna von Barnhelm	II	35
Miß Sara Sampſon	I	295
Nathan der Weiſe	II	237
Neue Hypotheſe über die Evangeliſten als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet	VI	392
Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten	VII	347
Nötige Antwort auf eine ſehr unnötige Frage	VII	326
Philotas	II	5
Pope ein Metaphyſiker!	III	295
Rezenſionen	III	5
Samuel Henzi	III	215
Selbſtbetrachtungen und Einfälle	VI	277
Sinngedichte	I	1
Theologiſche Schriften I.	VI	285
Theologiſche Schriften II.	VII	5
Theſes aus der Kirchengeſchichte	VI	384
Über die Entſtehung der geoffenbarten Religion	VI	312
Über die von der Kirche angenommene Meinung uſw.	VII	308
Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott	VI	337

	Band	Seite
Über den Beweis des Geistes und der Kraft	VII	79 86
Über eine zeitige Aufgabe	VI	375
Unterbrechung im Dialog	V	396
Unterbrechung im theologischen Kampf	VII	301
Unstudierte Dichter	V	397
Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger	VII	303
Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion	VI	314
Wie die Alten den Tod gebildet	VI	65
Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht mir sie gerade am verdächtigsten	VI	417
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm	VI	135

Inhalt.

Seite

Theologiſche Schriften. II. 5
Einleitung des Herausgebers 7
Aus den Papieren des Ungenannten 19
Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft 79
Das Teſtament Johannis 90
Eine Duplik 99
Eine Parabel 179
Axiomata 191
Anti-Goeze 227
Unterbrechung im theologiſchen Kampf 301
Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger 303
Über die von der Kirche angenommene Meinung uſw. . 308
Nötige Antwort auf eine ſehr unnötige Frage 326
Der nötigen Antwort erſte Folge 332
G. E. Leſſings Bibliolatrie 340
Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten 347
Die Religion Chriſti 353
Ernſt und Falk. Geſpräch für Freimäurer. — Geſpräch über die Soldaten und Mönche 355
Einleitung des Herausgebers 357
Ernſt und Falk 361
Geſpräch über die Soldaten und Mönche 417
Die Erziehung des Menſchengeſchlechts 419
Einleitung des Herausgebers 421
Anmerkungen des Herausgebers 451
Zur Behandlung des Textes 473
Chronologie der wichtigeren Werke Leſſings . . . 475
Alphabetiſches Inhalts-Verzeichnis zu Band I bis VII 481

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut in Leipzig.

PT
2396
A1
1911
v.7

Lessing, Gotthold Ephraim
Werke
v. 7

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY